HEYNE

KIM HARRISON

BLUTSPUR

ROMAN

Das Buch

Nach einer weltumspannenden Seuche hat sich das Leben auf der Erde grundlegend verändert: Die magischen Wesen sind aus dem Schatten getreten. Vampire, Kobolde und andere Untote machen die Straßen unsicher.

Dies ist die Geschichte der Hexe und Kopfgeldjägerin Rachel Morgan, deren Job es ist, diese finsteren Kreaturen zur Strecke zu bringen. Eines Tages hat Rachel jedoch genug von ihrem wenig aussichtsreichen Job in der magischen Sicherheitsbehörde von Cincinnati und kündigt.

Gemeinsam mit der abgeklärten Vampirin Ivy, auf deren Enthaltsamkeitsgelübde man sich nicht verlassen sollte, und Jenks, einem vorlauten Pixie, gründet sie eine eigene Agentur.

Doch als Rachels ehemaliger Chef ihr ein Tötungskommando auf den Hals hetzt, sieht sie nur einen Weg, um ihre Haut zu retten: Sie muss Trent Kalamack, den gefährlichsten Gangster der Stadt, als Rauschgiftschmuggler überführen. Der aber hat seine eigenen Pläne...

DIE RACHEL-MORGAN-SERIE:

Bd. 1: Blutspur
Bd. 2: Blutspiel
Bd. 3: Blutjagd
Bd. 4: Blutpakt
Bd. 5: Blutlied

Die Autorin

Kim Harrison, geboren im Mittleren Westen der USA, wurde schon des Öfteren als Hexe bezeichnet, ist aber - soweit sie sich erinnern kann - noch nie einem Vampir begegnet. Sie hegt eine Vorliebe für Friedhöfe, Midnight Jazz und schwarze Kleidung und ist bei Neumond nicht auffindbar.

Kim Harrison

BLUTSPUR

Roman

Deutsche Erstausgabe

SCANNED & CORRECTED

BY

TATALUS

DEZEMBER 2009

WILHELM HEYNE VERLAG MÜNCHEN

Titel der amerikanischen Originalausgabe DEAD WITCH WALKING Deutsche Übersetzung von Alan Tepper und Isabel Parzich

FSC
Mix
Produktgruppe aus vorbildlich bewirtschafteten Wäldern und anderen kontrollierten Herkünften
Zert.-Nr.SGS-COt-1940
www.fsc.org
© 1996 forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier *Super Snowbright* liefert Hellefoss AS, Hokksund,
Norwegen.

5. Auflage

Deutsche Erstausgabe 01/2007
Redaktion: Charlotte Lungstrass
Copyright © 2004 by Kim Harrison
Copyright © 2007 der deutschsprachigen Ausgabe
by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Printed in Germany 2009
Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München
Satz: Leingärtner, Nabburg
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-453-43223-9

http://www.heyne.de

Für den Mann, der meinen Hut mochte

1

Ich stand im Schatten eines verlassenen Geschäfts gegenüber des Blood and Brew Pub und versuchte nicht aufzufallen, während ich an meiner schwarzen Lederhose herumzerrte. *Das ist erbärmlich,* dachte ich und starrte auf die menschenleere Straße. Ich war viel zu gut für so etwas.

Meine Hauptaufgabe war es, Hexen festzunehmen, die den schwarzen Künsten nachgingen. Nur eine Hexe kann eine Hexe fangen! Aber in dieser Woche war es auf den Straßen ruhiger als sonst.

Jede, die es nur irgendwie schaffen konnte, war auf unserem jährlichen Treffen an der Westküste. Für mich blieb dieser Fall übrig, ein wahres »Juwel«: eine simple Festnahme, die jeder Anfänger hingekriegt hätte. Es war einfach das Glück des *Wandels,* dass ich hier im Dunkeln stand und vom Regen durchnässt wurde.

»Wem will ich hier etwas vormachen?«, flüsterte ich und zog den Gurt meiner Tasche höher auf die Schulter. Seit einem Monat hatte ich keinen Auftrag bekommen, eine Hexe festzunehmen - weiß, schwarz oder sonst wie.

Es war wahrscheinlich doch keine so gute Idee gewesen, den Sohn des Bürgermeisters aufgrund öffentlicher Werwolf-Aktivitäten festzunehmen, und das auch noch kurz vor Vollmond.

Ein schnittiger Wagen kam um die Ecke, schwarz, soweit man das im flimmernden Licht der Straßenlaterne erkennen

konnte. Das war schon seine dritte Runde um den Block. Ich verzog das Gesicht, als er näher kam und langsamer wurde. »Verdammt noch mal«, flüsterte ich. »Ich brauche wohl ein besseres Versteck für diese Sache hier.«

»Er hält dich für eine Nutte, Rachel«, kicherte mir mein Backup ins Ohr. »Ich hab dir doch gesagt, dass dieses rückenfreie Oberteil billig aussieht.«

»Jenks, hat dir schon mal jemand gesagt, dass du wie eine besoffene Fledermaus stinkst?«, zischte ich wütend.

Mein Backup war in dieser Nacht unangenehm nah, da er auf meinem Ohrring thronte. Ein großes baumelndes Ding -der Ohrring, nicht der Pixie. Jenks gehörte zu den fliegenden Elfen, auch Pixies genannt. Meiner Meinung nach war er ein launischer, zynischer Großkotz, aber er wusste, von welcher Seite des Gartens sein Nektar kam. Seit dem Zwischenfall mit den Fröschen waren Pixies das Beste, womit man mich zusammenarbeiten ließ. Dabei hätte ich schwören können, dass Fairies zu groß sind, um in das Maul eines Frosches zu passen.

Als der Wagen auf dem nassen Asphalt zum Stehen kam, schlenderte ich lässig bis zum Bordstein. Das automatische Fenster gab ein unangenehmes Quietschen von sich, als die getönte Scheibe hinunterglitt. Ich lehnte mich herab, zeigte mein schönstes Lächeln und präsentierte blitzschnell meinen Dienstausweis. Ebenso schnell verblasste das lüsterne Grinsen von Mr. Möchtegern-Casanova und er erbleichte. Der Wagen fuhr so ruckartig an, dass die Reifen leise quietschten.

»Ausflügler«, sagte ich voller Verachtung. »Nein«, wies ich mich gleich darauf zurecht. Er war die Norm - ein Mensch. Auch wenn sie sich gut eigneten, waren Bezeichnungen wie »Ausflügler«, »Konfektionsware« und - mein persönlicher Favorit - »Zwischenmahlzeit«, nicht politisch korrekt. Aber wenn der Kerl glaubte, in den Hollows Bordsteinschwalben auflesen zu können, war er so gut wie tot.

Der Wagen fuhr über eine rote Ampel, ohne an Geschwindigkeit zu verlieren. Ich drehte mich um und hörte die aufgebrachten Rufe der Nutten, die ich bei Sonnenuntergang vertrieben hatte. Sie hatten schamlos an der gegenüberliegenden Ecke Posten bezogen, wirkten jetzt allerdings nicht besonders glücklich. Ich winkte ihnen kurz zu, und die größte von ihnen zeigte mir den Mittelfinger, bevor sie sich schnell umdrehte und mir ihr kleines, durch einen Zauber aufpoliertes Hinterteil zuwandte. Die Hure und ihre doch sehr herb wirkende »Freundin« sprachen laut, während sie versuchten, ihre gemeinsame Zigarette zu verstecken. Das roch nicht nach normalem Tabak. *Heute nicht mein Problem,* dachte ich und zog mich in den Schatten zurück.

Ich lehnte mich gegen den kalten Stein des Gebäudes, und mein Blick blieb an den aufleuchtenden Rücklichtern eines bremsenden Wagens hängen, bevor ich mich selbst stirnrunzelnd einer kritischen Musterung unterzog: Für eine Frau war ich groß, ungefähr 1,70 Meter, aber ich hatte nicht so lange Beine wie die »Dame« an der Laterne gegenüber. Auch trug ich nicht so viel Make-up wie sie. Meine schmalen

Hüften und flachen Brüste machten mich ebenfalls nicht zur idealen Prostituierten. Bevor ich die Outlets der Leprechauns fand, hatte ich im »Dein erster BH« eingekauft. Es ist schwierig, dort etwas zu finden, auf dem keine Herzen oder Einhörner sind.

Meine Vorfahren waren im 19. Jahrhundert in die guten alten Vereinigten Staaten von Amerika emigriert. Irgendwie haben es die Frauen über die ganzen Generationen hinweg geschafft, das auffällige rote Haar und die grünen Augen unserer irischen Heimat zu behalten. Meine Sommersprossen sind allerdings unter einem Zauber verborgen, den mein Vater mir zu meinem dreizehnten Geburtstag gekauft hatte. Das winzige Amulett ist in einem Ring verborgen, den ich am kleinen Finger trage und ohne den ich niemals das Haus verlasse.

Ich konnte mir einen Seufzer nicht verkneifen, als ich meine Tasche erneut auf die Schulter zurückzog. Die Lederhose, die roten Stiefeletten und das Spaghettiträgeroberteil waren zwar nicht weit von dem entfernt, was ich normalerweise an den sogenannten »Casual Fridays« trug, um meinen Chef auf die Palme zu bringen, aber versuch das mal nachts an einer Straßenecke...

»Mist«, raunte ich Jenks zu. »Ich seh' aus wie eine Nutte.«

Seine einzige Antwort bestand aus einem Prusten. Ich zwang mich, nicht darauf einzugehen, und wandte mich wieder der Bar zu. Aufgrund des Regens ließen die ersten Besuchermengen auf sich warten und von meinem Backup und den »Ladies« mal abgesehen, war die Straße leer. Ich

stand jetzt seit einer Stunde hier draußen, von meinem Zielobjekt keine Spur. Genauso gut konnte ich reingehen und dort warten. Außerdem würde ich drinnen mehr nach Nachfrage als nach Angebot aussehen.

Ich atmete tief ein, zog einige Strähnen meiner schulterlangen Locken aus dem Haarknoten, arrangierte sie kunstvoll, sodass sie in mein Gesicht fielen, und spuckte schließlich meinen Kaugummi aus. Als ich die nasse Straße überquerte und in die Bar ging, bildete das Geräusch meiner Absätze einen schicken Kontrast zum Rasseln der Handschellen, die an meiner Hüfte baumelten. Die stählernen Schließen wirkten wie protzige Requisiten, waren jedoch echt und schon oft gebraucht worden. Ich zuckte zusammen, als mir klar wurde, warum Mr. Möchtegern-Casanova gehalten hatte. Ja, ich brauche die Handschellen für meine Arbeit - aber nicht für die Art von Arbeit, an die du gedacht hast.

Man hatte mich trotz des Regens in die Hollows geschickt, um einen Leprechaun, einen irischen Glückskobold, der wegen Steuerhinterziehung gesucht wurde, »an die Leine zu legen«. Wie viel tiefer, fragte ich mich, konnte ich noch sinken? Okay, ich hatte einen Blindenhund festgenommen. Doch woher sollte ich wissen, dass er nicht der gesuchte Werwolf war? Er passte auf die Beschreibung, die mir gegeben worden war.

Als ich im schmalen Eingang stand und die Feuchtigkeit abschüttelte, ließ ich meinen Blick durch den Raum wandern - der typische irische Mist: langstielige Pfeifen an der Wand,

Werbeschilder für irisches Bier, schwarze Plastiksitze und eine kleine Bühne, auf der ein Möchtegern-Star sein Zimbal und seinen Dudelsack zwischen den riesigen Verstärkern postierte. Ein Hauch von Brimstone hing in der Luft. Mein Jagdinstinkt erwachte. Der Geruch war drei Tage alt, nicht stark genug, um ihm nachzugehen. Doch falls ich den Lieferanten festnageln konnte, würde ich vielleicht von der »Hitliste« meines Chefs gestrichen und eventuell würde er mir endlich wieder etwas geben, das meinem Talent gerecht wurde.

»Hey«, ertönte eine tiefe Stimme. »Bist du der Ersatz für Tobby?« Ich vergaß den Brimstone. Meinen schönsten Augenaufschlag aufsetzend, drehte ich mich um und starrte auf den Bauch eines Mannes, der ein grell-grünes T-Shirt trug. Mein Blick wanderte an diesem Bär von einem Mann hinauf - ein Rausschmeißer, wie er im Buche stand. Passenderweise stand »Cliff« auf seinem Hemd.

»Wer?«, schnurrte ich, während ich mit dem Saum seines Shirts den Regen aus meinem zugegebenermaßen nicht gerade üppig bestückten Ausschnitt tupfte. Er blieb völlig ungerührt - es war deprimierend.

»Tobby. Staatlich lizensierte Nutte. Zeigt sie sich hier noch mal?«

Von meinem Ohrring kam ein leiser Singsang. »Ich hab es dir ja gesagt.«

Mit einem gezwungenen Lächeln erwiderte ich: »Ich weiß es nicht. Ich bin keine Nutte.«

Er grunzte nur und betrachtete mein Outfit. Ich

durchwühlte meine Tasche und gab ihm meinen Dienstausweis. Jeder, der zusah, würde annehmen, dass er mich kontrollierte.

Bei all den verfügbaren Zaubern, die das Alter verbargen, war das eine obligatorische Maßnahme. Wie auch das Kontrollamulett, das er um den Hals trug: Es wechselte die Farbe, wenn es einen Zauber entdeckte. In Reaktion auf meinen Ring glühte es jetzt in einem hellen Rot. Er würde mich daher wohl nicht komplett durchsuchen. Aus genau diesem Grund hatte ich die Amulette in meiner Tasche bis jetzt noch nicht beschworen. Nicht, dass ich sie heute Nacht wirklich brauchen würde.

»Inderland Security«, erklärte ich ihm, als er die Karte nahm. »Ich bin hier, um jemanden zu finden, nicht um deine Stammgäste zu schikanieren. Darum benutze ich diese, ahm, Tarnung.«

»Rachel Morgan«, las er laut, wobei seine dicken Finger fast die ganze Karte bedeckten. »Inderland Security Runner. Du bist ein I. S.-Runner?« Er warf einen prüfenden Blick auf den Ausweis, dann auf mich und dann wieder auf die Karte, und seine fetten Lippen öffneten sich zu einem Grinsen. »Was ist mit deinem Haar passiert? Bist du in eine Lötlampe gelaufen?«

Wütend biss ich mir auf die Unterlippe. Das Bild war drei Jahre alt. Es war keine Lötlampe, sondern ein Streich gewesen. Eine Art Aufnahmeritual in den offiziellen Status des Runners. Sehr witzig.

Der Pixie flitzte von meinem Ohrring und brachte ihn

dadurch zum Schwingen. »Ich würde meine Klappe halten«, sagte er und neigte seinen Kopf, als er auf meinen Ausweis schaute. »Der letzte Idiot, der über ihr Bild gelacht hat, verbrachte die Nacht in der Notaufnahme mit einem Cocktailschirmchen in der Nase.«

Mir wurde warm. »Du weißt davon?«, fragte ich, schnappte meinen Ausweis und steckte ihn in die Tasche.

»Jeder in der Bereitschaft weiß darüber Bescheid.« Der Pixie lachte herzlich. »Genauso wie über deinen Versuch, einen Werwolf mit einem Juckreiz-Zauber festzunehmen, nur um ihn dann auf dem Klo zu verlieren.«

»Versuch du mal, einen Werwolf so kurz vor Vollmond einzufangen, ohne gebissen zu werden«, erwiderte ich abwehrend. »Es ist nicht so einfach, wie es sich anhört. Ich musste einen Zaubertrank benutzen. Solche Sachen sind teuer.«

»Und was war mit der Enthaarung eines voll besetzten Busses?« Die libellen-ähnlichen Flügel verfärbten sich rot, als er lachte und seine Blutzirkulation stieg. In seinem schwarzen Seidenoutfit und dem roten Halstuch sah Jenks aus wie ein kleiner Peter Pan, der als Mitglied einer Straßengang posierte. Ein zehn Zentimeter großer, blonder Quälgeist, dessen unberechenbares Temperament mich oft genug zur Weißglut brachte.

»Das war nicht meine Schuld«, sagte ich. »Der Fahrer ist durch ein Schlagloch gefahren.« Ich runzelte die Stirn. Außerdem hatte jemand meine Zauber vertauscht. Der Versuch, die Füße des Fahrers zu fesseln, endete

unglücklicherweise in der vollständigen Enthaarung aller Anwesenden bis zur dritten Sitzreihe. Zumindest hatte ich mein Zielobjekt erwischt, obwohl ich drei Wochen lang einen Großteil meines Gehaltsschecks für Taxis opfern musste, bis mich endlich wieder ein Bus mitnahm.

»Und der Frosch?« Jenks wich geschickt aus, als der Rausschmeißer versuchte, ihn mit einem Finger wegzuschnipsen. »Ich war als Einziger bereit, heute Nacht mit dir rauszugehen. Und ich bekomme eine Gefahrenzulage!« In einem Anflug von Stolz stieg der Pixie einige Zentimeter auf.

Cliff schien davon nicht beeindruckt zu sein. Ich war schockiert. »Schau mal«, sagte ich. »Alles, was ich will, ist eine ruhige Ecke, wo ich mir unauffällig einen Drink genehmigen kann.« Ich nickte in Richtung Bühne, wo der späte Teenager seine Verstärkerkabel entwirrte. »Wann fängt das an?«

Der Türsteher zuckte mit den Schultern. »Er ist neu. Ich schätze, in einer Stunde.« Dann gab es einen Knall, gefolgt von Applaus, als einer der Verstärker von der Bühne fiel. »Oder zwei.«

»Danke.« Jenks' helles Gelächter ignorierend bahnte ich mir einen Weg zwischen den leeren Tischen hindurch in einen dunkleren Teil des Pubs, wo einige Sitzgruppen standen. Ich entschied mich für eine mit einem Elchkopf dekorierte Ecke und versank einige Zentimeter tiefer als erwartet in dem schlaffen Polster. Sobald ich den kleinen Mistkerl gefunden hatte, würde ich mir meine Papiere holen. Das war demütigend. Ich war nun schon seit drei Jahren bei

der I. S., sogar sieben, wenn man die vier Jahre praktische Ausbildung mitrechnete, und hier war ich nun und machte Anfängerjobs.

Es waren die Anfänger, die in Cincinnati die kleineren, routinemäßigen Polizeiaufgaben erledigten. In ihren Zuständigkeitsbereich gehörten auch die großen Vororte jenseits des Flusses, liebevoll die Hollows genannt. Wir erledigten die übernatürlichen Fälle, mit denen das von Menschen geführte FIB, kurz für Federal Inderlander Bureau, nicht umgehen konnte. Kleinere Belästigungen durch Zaubersprüche und die Rettung von Bekannten aus Bäumen lagen im Aufgabenbereich der I. S.-Anfänger. Ich aber war ein voll ausgebildeter Runner, verdammt noch mal. Ich hatte Besseres verdient; schlimmer, ich hatte schon Besseres gemacht.

Ich war es, die ganz allein den schwarzmagischen Hexenzirkel gefunden und festgenommen hatte, dem es gelungen war, das magische Sicherheitssystem von Cincinnatis Zoo zu umgehen, die Affen zu stehlen und sie an ein illegales Biolabor zu verkaufen. Aber habe ich auch nur ein bisschen Anerkennung dafür bekommen? Nein!

Ich war es, die den Zusammenhang zwischen dem irren Grabschänder und einer Reihe von Todesfällen auf der Transplantationsstation eines von Menschen geführten Krankenhauses erkannt hatte. Jeder nahm an, dass er Material für illegale Zaubersprüche sammelte, stattdessen hatte er die Organe in einen vorübergehend gesunden Zustand verwandelt, um sie dann auf dem Schwarzmarkt zu

verkaufen.

Und die Überfälle an Bankautomaten, die vergangene Weihnachten die Stadt in Aufruhr versetzt hatten? Ich hatte ganze sechs Amulette gebraucht, um wie ein Mann auszusehen, aber ich konnte die Hexe festnageln. Sie hatte eine Kombination aus Liebesamulett und Vergessenszauber benutzt, um einfältige Menschen auszurauben. Das war eine besonders befriedigende Festnahme gewesen. Ich hatte die Hexe drei Straßen lang gejagt, ohne die Möglichkeit, einen Zauberspruch zu wirken, als sie sich umdrehte, um mich mit einem möglicherweise tödlichen Amulett anzugreifen. Ich hatte also jedes Recht, sie mit einem Rundumschlag kaltzustellen. Und das Beste war - das FIB war drei Monate hinter ihr her gewesen und ich brauchte nur lächerliche zwei Tage, um sie festzunehmen. Ich ließ sie wie Idioten dastehen, aber habe ich ein »Gute Arbeit, Rachel« bekommen? Habe ich wenigstens eine Fahrt zurück zur I. S.-Zentrale bekommen, nachdem mein Fuß auf die doppelte Größe angeschwollen war? Nein!

Und in letzter Zeit wurde mir noch weniger zugeteilt: Diebstähle wie die der Kids von der Studentinnen-vereinigung, die Amulette missbraucht hatten, um Leitungskabel zu stehlen; Zaubersprüche, die eingesetzt wurden, um jemandem einen Streich zu spielen; und mein unvergesslicher Favorit - die Vertreibung von Trollen aus ihren Behausungen unter Brücken und Unterführungen, bevor sie den ganzen Beton auffraßen. Ich stieß einen Seufzer aus, als ich mich im Pub umsah. Erbärmlich.

Jenks entzog sich meinem apathischen Versuch, nach ihm zu schlagen, als er sich wieder auf meinem Ohrring niederließ. Dass sie ihm dreimal so viel zahlten, damit er bereit war, mit mir zu arbeiten, hob meine Stimmung auch nicht gerade.

Eine grün gekleidete Kellnerin eilte zu uns herüber. Für diese Uhrzeit war sie beängstigend fröhlich. »Hi«, sagte sie strahlend. »Mein Name ist Dottie. Ich bin heute Abend Ihre Bedienung.« Noch immer lächelnd stellte sie mir drei Drinks hin: eine Bloody Mary, einen Old Fashioned und einen Shirley Temple. Wie süß.

»Danke, Honey«, entgegnete ich mit einem erschöpften Seufzer. »Von wem?«

Sie rollte ihre Augen in Richtung Theke und versuchte vergeblich, gelangweilte Kultiviertheit zu zeigen. Stattdessen sah sie aus wie ein Highschool-Mädchen auf dem großen Ball. Ich spähte an ihrer schmalen, beschürzten Taille vorbei und betrachtete die drei Schnarchnasen mit ihren lüsternen Blicken und an eindeutiger Stelle eng sitzenden Hosen. Es war eine alte Tradition: Einen Drink zu akzeptieren bedeutete, auch die Einladung anzunehmen, die dahintersteckte. Eine weitere Sache, auf die Ms. Rachel achten musste. Sie sahen normal genug aus, aber man konnte nie wissen.

Als Dottie klar wurde, dass es kein weiteres Gespräch geben würde, kehrte sie an den Tresen zurück, um irgendwelche Kellnerinnensachen zu machen.

»Überprüf sie, Jenks«, flüsterte ich, und der Pixie flitzte davon, seine Flügel vor Aufregung gerötet. Niemand sah ihn

verschwinden. Pixiearbeit vom Feinsten.

Im Pub war es ruhig, aber da zwei Kellner hinter der Bar standen, ein alter Mann und eine junge Frau, ging ich davon aus, dass sich der Laden bald füllen würde. Der Blood and Brew war eine bekannte Adresse, wo die Normalos sich unter die Inderlander mischten. Anschließend fuhren sie mit verschlossenen Türen und verriegelten Fenstern zurück über den Fluss - erregt und in dem Glauben, sie seien heiße Typen.

Und obwohl ein einziger Mensch unter Inderlandern auffällt wie ein Pickel im Gesicht einer Schönheitskönigin, kann sich ein Inderlander leicht unter Menschen bewegen. Es ist eine Überlebensstrategie, die schon seit der Zeit vor Pasteur immer weiter verfeinert wurde. Darum auch der Pixie. Fairies - die kleinen, geflügelten Blumenfeen - und Pixies können sprichwörtlich schneller einen Inderlander riechen, als ich »Spuck« sagen kann.

Halbherzig sah ich mich in der fast leeren Bar um. Meine schlechte Laune verschwand schlagartig und ich lächelte, als ich ein bekanntes Gesicht aus dem Büro sah. Ivy.

Ivy war ein Vampir, der Star unter den I. S.-Runnern. Jahre zuvor waren wir uns während meines Praktikums begegnet, als wir während meines letzten Ausbildungsjahres bei Trainingsläufen ein Team gebildet hatten. Sie hatte sich direkt als ausgebildeter Läufer einstellen lassen, nachdem sie die Universität nach sechs Jahren abschloss, statt, wie ich, den Weg über zwei Jahre College und ein vierjähriges Praktikum zu wählen. Irgendjemand hatte es wohl witzig

gefunden, uns einander zuzuweisen.

Mit einem Vampir zusammenzuarbeiten - lebendig oder tot -, hatte mich völlig verängstigt, bis ich herausfand, dass Ivy kein praktizierender Vampir war, sondern dem Blut abgeschworen hatte. Wir waren so verschieden, wie es zwei Leute nur sein können, aber irgendwie ergänzten wir uns, denn ihre Stärken waren meine Schwächen. Ich wünschte, ich könnte sagen, dass ihre Schwächen meine Stärken waren, aber Ivy hatte keine Schwächen, von der Angewohnheit, alles akribisch zu planen, mal abgesehen.

Wir hatten seit Jahren nicht mehr zusammengearbeitet, und trotz meiner widerstrebend bewilligten Beförderung hatte Ivy einen höheren Rang. Sie wusste einfach immer, wann man wem was am besten sagte. Es schadete natürlich auch nicht, dass sie zur Tamwood-Familie gehörte, ein Name so alt wie Cincinnati. Sie war das letzte Familienmitglied, im Besitz einer Seele und genauso lebendig wie ich, da sie bereits im Mutterleib mit dem Virus infiziert worden war. So hatte sie ein bisschen was von beiden Welten - der der Lebenden und der der Toten.

Auf mein Nicken hin schlenderte sie zu mir rüber. Die drei Männer an der Bar stießen sich gegenseitig mit den Ellbogen an und drehten sich anerkennend nach ihr um. Sie warf ihnen einen herablassenden Blick zu, und ich hätte schwören können, dass ich einen Seufzer hörte.

»Wie läuft's, Ivy?«, fragte ich, als sie es sich auf der gegenüberliegenden Bank bequem machte. Der Plastiksitz quietschte, als sie sich an die Wand lehnte und ihre Füße, die

in hohen Stiefeln steckten, auf die Bank legte, sodass ihre leicht angezogenen Knie am Rand des Tisches ruhten. Sie war einen halben Kopf größer als ich. Während ich jedoch einfach nur groß wirkte, verfügte sie über eine grazile, anziehende Eleganz. Ihr leicht orientalisches Aussehen verlieh ihr eine geheimnisvolle Ausstrahlung und bestärkte mich in meinem Glauben, dass die meisten Models Vampire sein müssen. Sie kleidete sich auch wie ein Model: dezenter Lederrock mit Seidenbluse, alles vom Feinsten, alles aus der Vampir-Kollektion und natürlich alles in Schwarz. Das weiche, dunkle Haar betonte ihre bleiche Haut und ihr schmales Gesicht. Egal, was sie mit ihrem Haar anstellte, es ließ sie immer exotisch erscheinen. Ich konnte mit meiner Frisur Stunden verbringen und das Resultat war immer rot und kräuselte sich. Mr. Möchtegern-Casanova hätte bei ihr nicht gehalten, dazu hatte sie zu viel Klasse.

»Hey Rachel«, sagte Ivy. »Was machst du hier unten in den Hollows?« Sie hatte eine tiefe, melodiöse Stimme, weich und kühl wie graue Seide. »Ich dachte, diese Woche holst du dir an der Küste Hautkrebs«, fügte sie hinzu. »Ist Denon immer noch sauer wegen des Hundes?«

Verlegen zuckte ich mit den Schultern. »Naja.« Tatsächlich hatte der Boss fast einen Schlaganfall bekommen. Ich war nur einen Schritt von einer Strafversetzung zur Putzkolonne entfernt gewesen. »Es war wirklich ein unglückliches Missverständnis.« Ivy ließ ihren Kopf mit einer verführerischen Bewegung zurückfallen und entblößte dabei ihren Hals in seiner gesamten Länge. Es war keine Narbe zu

sehen. »Das hätte jedem passieren können.«

Jedem außer dir, dachte ich säuerlich. »Yeah«, sagte ich laut und schob ihr die Bloody Mary rüber. »Dann wollen wir doch mal sehen, ob du mein Ziel ausmachen kannst.« Ich spielte mit den Amuletten an meinen Handschellen und berührte dabei das aus Olivenholz geschnitzte Kleeblatt.

Fast liebkosend berührten ihre schlanken Finger das Glas. Dieselben Finger konnten mir, mit ein wenig Kraftaufwand, ein Handgelenk brechen. Sie würde wohl noch bis zu ihrem Tod warten müssen, bevor sie es spielend schaffte, war aber jetzt schon stärker als ich. Die Hälfte des roten Drinks verschwand in ihrer Kehle. »Seit wann interessiert sich die LS. für Leprechauns?«, fragte sie, während sie die restlichen Amulette begutachtete.

»Seit der Boss seinen letzten schlechten Tag hatte.«

Sie zuckte mit den Schultern, zog ihr Kruzifix unter der Bluse hervor und ließ die Kette provozierend durch die Zähne gleiten. Ihre Eckzähne waren scharf wie die einer Katze, aber nicht größer als meine. Sie würde wohl erst nach ihrem Tod die Luxusausführung bekommen. Ich zwang mich, den Blick von ihrem Mund zu lösen und betrachtete stattdessen das metallene Kreuz. Es hatte die Länge meiner Hand und war aus wunderschön gearbeitetem Silber. Ivy hatte erst vor kurzem begonnen, es zu tragen, da es ihre Mutter in den Wahnsinn trieb. Sie verstanden sich nicht besonders gut.

Ich berührte das kleine Kreuz an meinen Handschellen und überlegte, dass es wohl nicht ganz einfach war, eine untote

Mutter zu haben. Ich hatte bis jetzt nur wenige tote Vampire getroffen. Die richtig alten blieben unter sich, und die jüngeren tendierten dazu, gepfählt zu werden, wenn sie nicht schnell genug lernten, unter sich zu bleiben.

Tote Vampire waren völlig gewissenlos und folgten unbarmherzig ihren Jagdinstinkten. Gesellschaftliche Regeln waren für sie lediglich ein Spiel, an dem sie sich beteiligten. Tote Vampire kannten Regeln. Die gesamte Erhaltung ihrer Existenz beruhte auf Regeln, gegen die zu verstoßen Tod und Schmerz bedeuten konnte, wie etwa bei ihrem höchsten Gebot, die Sonne zu meiden. Um bei klarem Verstand zu bleiben, brauchten sie täglich Blut. Jede Art von Blut war geeignet, doch es von den Lebenden zu nehmen, war ihre einzige Freude. Sie waren mächtig, verfügten über fast unerschöpfliche Kraft und Ausdauer und heilten überirdisch schnell. Abgesehen von der traditionellen Enthauptung und Pfählung war es schwierig, sie zu vernichten. Im Tausch gegen ihre Seele konnten sie Unsterblichkeit erlangen. Die alten Vampire behaupteten, das sei der angenehmste Teil: die Möglichkeit, sich jedes sinnliche Bedürfnis zu erfüllen, ohne Schuld zu empfinden, wenn jemand starb, um ihnen Vergnügen und geistige Klarheit zu verschaffen.

Ivy hatte sowohl das Vampir-Virus als auch eine Seele und war somit zwischen den Welten gefangen, bis sie durch ihren Tod zu einer wahren Untoten werden würde. Obwohl sie weder so mächtig noch so gefährlich war wie ein toter Vampir, zog die Möglichkeit, sich frei in der Sonne zu bewegen und sie ohne Schmerzen zu genießen, den Neid

ihrer toten Brüder auf sich.

Die Glieder ihrer Kette schlugen rhythmisch gegen ihre perlweißen Zähne, während ich ihre ausgeprägte Sinnlichkeit mit geübter Selbstbeherrschung zu ignorieren versuchte. Ich mochte sie mehr, wenn die Sonne am Himmel stand und sie den erotischen, raubtierhaften Teil ihres Wesens besser unter Kontrolle hatte.

Mein Pixie kam zurück und landete auf den künstlichen Blumen, die in einer Vase voller Zigarettenkippen standen. »Großer Gott«, geschockt ließ Ivy das Kreuz fallen. »Ein Pixie. Denon muss wirklich angepisst sein.«

Jenks' Flügel setzten kurz aus, um dann umso schneller zu flattern. »Geh und *wandel* dich, Tamwood!«, sagte er schrill. »Denkst du, Fairies sind die Einzigen, die eine Nase haben?«

Ich zuckte zusammen, als Jenks mit voller Wucht auf meinem Ohrring landete. »Nur das Beste für Ms. Rachel«, sagte ich trocken. Ivy lachte und ich fühlte, wie meine Nackenhaare sich aufstellten. Ich vermisste das Prestige der Zusammenarbeit mit Ivy, aber sie machte mich immer noch nervös. »Wenn du denkst, dass ich dir deinen Fang versaue, kann ich auch später wiederkommen«, fügte ich hinzu.

»Nein«, erwiderte sie. »Bleib ruhig. Ich hab schon zwei Blutsauger in der Toilette festgesetzt, nachdem ich sie dabei erwischt hatte, wie sie verbotenes Wild gejagt haben.« Mit dem Drink in der Hand rutschte sie zum Ende der Bank, erhob sich und streckte sich lasziv. Dabei stöhnte sie fast unhörbar. »Sie sehen zu billig aus für einen Fluchtzauber«, fuhr sie fort. »Trotzdem habe ich meine große Eule draußen,

nur für den Fall. Sollten sie es wagen, aus dem zerbrochenen Fenster zu fliehen, sind sie Vogelfutter. Ich bringe sie gerade mal raus.« Sie nahm einen Schluck und ihre braunen Augen fixierten mich über den Rand des Glases hinweg. »Falls du hier früh genug fertig wirst, sollen wir uns vielleicht ein Taxi in die Stadt teilen?«

Der sanfte Hauch der Gefahr in ihrer Stimme verunsicherte mich, sodass ich nur unverbindlich nickte. Meine Finger spielten nervös mit einer Locke meines roten Haares, und ich beschloss, sie noch einmal genau unter die Lupe zu nehmen, bevor ich mit ihr zu dieser nächtlichen Zeit in ein Taxi stieg. Es mochte ja sein, dass sie kein Blut zum Überleben brauchte, aber es war offensichtlich, dass sie noch immer ein starkes Verlangen danach hatte, öffentliches Enthaltsamkeitsgelübde hin oder her.

Am Tresen machte sich Traurigkeit breit, da nur noch zwei Drinks vor mir standen. Jenks steigerte sich immer weiter in einen schrillen Wutanfall hinein. »Entspann dich, Jenks«, sagte ich und versuchte, ihn davon abzuhalten, mir meinen Ohrring rauszureißen. »Ich mag es, mit einem Pixie zu arbeiten. Fairies tun doch keinen Handschlag ohne die Einwilligung der Gewerkschaft.«

»Das ist dir aufgefallen?«, knurrte er, während der Luftzug seiner Flügel mein Ohr kitzelte. »Nur wegen einem grausamen Gedicht, das irgendein besoffener Penner vor dem *Wandel* fabriziert hat, denken die Fairies, sie wären besser als wir. Publicity, Rachel, darauf kommt es an. Gut geschmiert ist halb gewonnen! Weißt du übrigens, dass

Fairies für die gleiche Arbeit mehr Geld bekommen als wir Pixies?«

»Jenks?«, unterbrach ich ihn und warf mein Haar über die Schulter zurück.

»Was ist mit den Typen an der Bar?«

»Und dieses Bild!«, fuhr er unbeirrt fort, wobei mein Ohrring bebte. »Hast du das gesehen? Das mit dem menschlichen Gör, das in eine Verbindungsparty reinplatzt. Diese Fairies waren so besoffen, die haben nicht einmal bemerkt, dass sie mit einem Menschen tanzen. Und dafür kriegen sie auch noch Tantiemen.«

»Hör endlich auf, Jenks«, sagte ich knapp. »Was hast du herausgefunden?«

Ich hörte ein leises Murren und mein Ohrring zitterte leicht.

»Kandidat Nummer eins ist ein privater Fitnesstrainer«, meckerte er. »Kandidat Nummer zwei repariert Klimaanlagen und Kandidat Nummer drei ist Reporter bei einer Zeitung. Alles Ausflügler.«

»Und was ist mit dem Typen auf der Bühne?«, flüsterte ich und versuchte dabei nicht in die entsprechende Richtung zu sehen. »Die LS. hat mir nur eine ungefähre Beschreibung gegeben, da unsere Zielperson wahrscheinlich einen Tarnzauber benutzt.«

»Unsere Zielperson?«, meinte Jenks. Sein Flügelschlag beruhigte sich und der Zorn verschwand aus seiner Stimme.

So konnte man mit ihm umgehen. Ein bisschen Zugehörigkeitsgefühl war vielleicht alles, was er brauchte.

»Warum überprüfst du ihn nicht?«, fragte ich, anstatt zu fordern. »Der sieht so aus, als könnte er einen Dudelsack nicht von einem Banjo unterscheiden.«

Jenks lachte auf und sauste ab, jetzt entschieden besser gelaunt. Verbrüderung zwischen einem Runner und seinem Backup war zwar nicht erwünscht, aber zur Hölle - Jenks fühlte sich besser, und vielleicht war so mein Ohr noch ganz, wenn die Sonne aufging. Die Typen am Tresen stießen sich mit den Ellbogen an, als ich mit meinem Zeigefinger eines der verbliebenen Gläser zum Klingen brachte, während ich wartete. Ich war gelangweilt und ein kleiner Flirt ist gut für die Seele.

Das laute Geschwätz einiger Neuankömmlinge ließ mich vermuten, dass der Regen aufgehört hatte. Sie redeten aufeinander ein, während sie an das hintere Ende der Bar drängten und versuchten, durch hektische Gesten die Aufmerksamkeit des Barkeepers auf sich zu ziehen. Als ich sie flüchtig überprüfte, zog sich mein Magen leicht zusammen - unter ihnen befand sich mindestens ein toter Vampir. Da sie alle Gothic-Outfits trugen, war schwer zu sagen, wer es sein könnte.

Meiner Vermutung nach war es der zurückhaltende junge Mann im Hintergrund. Zwischen seinen tätowierten, gepiercten und ganz in Leder gekleideten Begleitern wirkte er in Jeans und Hemd erstaunlich normal. Er musste wohlhabend sein, um eine solche Schar von Menschen um sich sammeln zu können. Ihre Hälse waren voller Narben, die Körper wirkten ausgemergelt und blutleer. Trotzdem schien

es ihnen gut zu gehen in ihrer eng verknüpften, fast familienähnlichen Gruppe. Sie bemühten sich besonders um eine schöne Blondine, umsorgten sie und fütterten sie mit Erdnüssen. Als sie lächelte, sah man ihr die Erschöpfung an. Sie hatte ihm wohl als Frühstück gedient.

Als ob meine Gedanken ihn angezogen hätten, drehte sich der attraktive Mann um. Er betrachtete mich über seine Sonnenbrille hinweg und ich verlor die Kontrolle über mein Gesicht, als sich unsere Blicke trafen. Ich holte tief Luft - sogar aus dieser Distanz konnte ich die Regentropfen auf seinen Wimpern erkennen und mich erfüllte das plötzliche Bedürfnis, sie zu berühren. Fast konnte ich die sanfte Feuchtigkeit des Regens auf meinen Fingern spüren. Seine Lippen bewegten sich, als er begann, Worte zu flüstern, die ich hören, aber nicht verstehen konnte; Worte, die sich um mich schlossen und auf ihn zu schoben.

Mit klopfendem Herzen warf ich ihm einen wissenden Blick zu und schüttelte den Kopf. Ein kaum wahrnehmbares Lächeln umspielte seine Mundwinkel, dann wandte er sich ab. Ich zwang mich, meinen Blick von ihm zu lösen, wobei ich erleichtert aufatmete. Yeah. Er war definitiv ein toter Vampir. Ein lebender Vampir hätte mich nicht mal so ein bisschen verführen können.

Hätte er es wirklich versucht, wäre ich hilflos gewesen. Aber dafür gab es schließlich die Gesetze. Toten Vampiren war es nur gestattet, Freiwillige aufzunehmen, und zwar erst nachdem offizielle Verzichtserklärungen unterzeichnet worden waren. Aber wer konnte schon sagen, ob das vor

oder nach dem Tod passiert war? Hexen, Tiermenschen und andere Inderlander konnten nicht in Vampire verwandelt werden, was aber wenig half, wenn der Vampir die Kontrolle verlor und dir einfach die Kehle zerfetzte. Natürlich gab es auch dagegen Gesetze.

Immer noch beunruhigt schaute ich hoch und sah den Musiker geradewegs auf mich zukommen, ein fiebriges Flackern in den Augen. Dummer Pixie. Er hatte sich erwischen lassen.

»Bist du gekommen, um mich spielen zu hören, meine Hübsche?« Der Kleine hatte meinen Tisch erreicht und gab sich nun die größte Mühe, möglichst männlich zu klingen.

»Mein Name ist Sue, nicht Hübsche«, log ich, und starrte an ihm vorbei zu Ivy hinüber. Sie grinste über das ganze Gesicht. Großartig. Das würde in unserem Büro-Newsletter fantastisch aussehen.

»Du hast deinen Fairy-Freund geschickt, um mich zu überprüfen«, sagte er in einem singenden Tonfall.

»Er ist ein Pixie - kein Fairy«, sagte ich. Der Typ war entweder ein dummer Mensch oder ein gerissener Inderlander, der vorgab, ein dummer Mensch zu sein. Ich tippte auf Möglichkeit eins.

Er öffnete seine Faust, und Jenks schwebte in torkelndem Flug auf meinen Ohrring. Einer seiner Flügel war verbogen, und er verlor Pixiestaub, der auf dem Tisch und meiner Schulter kurzzeitig aufleuchtete. Ich schloss meine Augen, um mich zu sammeln. Natürlich würde das hier auf meine Kappe gehen, war ja klar.

In meinem Ohr ertönte Jenks' wutentbranntes Fauchen und ich runzelte die Stirn. Ich hielt keinen seiner Vorschläge für anatomisch machbar - aber zumindest wusste ich nun, dass der Kleine ein Mensch war.

»Komm, ich zeig dir meine große Pfeife im Wagen«, sagte der Kleine. »Ich wette, du bringst sie zum Si-i-i-ngen.«

Ich schaute an ihm hoch. Das Angebot des toten Vampirs machte mich immer noch nervös.

»Hau ab.«

»Ich werde es voll bringen, Suzy-Q«, prahlte er, und ließ sich, meinen feindseligen Blick für eine Einladung haltend, an meinem Tisch nieder. »Ich werde zur Küste fahren, sobald ich genug Geld habe. Ich habe einen Freund im Musik-Biz. Er kennt 'nen Typen, der den Typen kennt, der Janice Joplins Pool reinigt.«

»Hau ab«, wiederholte ich. Er lehnte sich jedoch nur zurück, verzog sein Gesicht und sang in hohem Falsetto »Sue-sue-sussudio« zu einem holprigen Rhythmus, den er auf den Tisch trommelte.

Was für eine peinliche Szene. Es würde mir sicher niemand verübeln, wenn ich ihn so richtig vermöbelte. Aber nein, schließlich war ich ein aufrechter kleiner Soldat im Kampf gegen Verbrechen an den Normalos, auch wenn niemand dieses Weltbild mit mir teilte. Lächelnd lehnte ich mich zu ihm hinüber, bis er einen guten Ausblick in mein Dekollete hatte. Damit erregt man immer ihre Aufmerksamkeit, selbst wenn es dort wenig zu sehen gibt. Mit einem schnellen Griff über den Tisch packte ich in die kurzen Haare auf seiner

Brust und zog. Das ist eine weitere, weitaus befriedigendere Möglichkeit, ihre Aufmerksamkeit zu wecken.

Der Aufschrei, in dem sein Singsang endete, ging mir runter wie Öl. »Verschwinde«, flüsterte ich. Ich drückte ihm einen der verbliebenen Drinks in die Hand und wickelte seine schlaffen Finger um das Glas. »Und entsorg das für mich.« Seine Augen weiteten sich noch ein wenig mehr, als ich ein letztes Mal an seinem Brusthaar zog, bevor ich meine Finger widerwillig von ihm löste. Er trat einen überstürzten Rückzug an und verschüttete dabei die Hälfte des Drinks.

Ich hörte Beifall vom Tresen und erntete ein breites Grinsen von dem alten Barmann. »Dummer Junge«, murmelte ich. Er hatte in den Hollows nichts zu suchen. Jemand sollte seinen Arsch zurück auf die andere Seite des Flusses befördern, bevor er ernsthaft verletzt wurde.

Ein Glas stand noch vor mir und es wurden sicherlich Wetten abgeschlossen, ob ich es trinken würde. »Bist du okay, Jenks?«, fragte ich, wohl wissend, wie die Antwort lauten würde.

»Dieser abgebrochene Riese quetscht mir fast die Lunge aus dem Leib und du fragst, ob ich OKAY bin?«, fauchte er. Seine Begeisterung war nicht zu überhören und ich hob gelassen die Brauen. »Meine Rippen sind fast gebrochen. Überall schleimiger Gestank. Allmächtiger, stinke ich. Und sieh dir nur mal an, was er mit meinen Klamotten gemacht hat. Weißt du eigentlich, wie schwierig es ist, so einen Gestank aus Seide rauszukriegen? Meine Frau lässt mich in den Blumentöpfen schlafen, wenn ich so nach Hause komme.

Vergiss die dreifache Bezahlung, Rachel. Das bist du nicht wert!«

Jenks bekam nie mit, wenn ich aufhörte, ihm zuzuhören. Er hatte mit keiner Silbe seinen Flügel erwähnt, also wusste ich, dass es nicht weiter dramatisch war. Genervt ließ ich mich in die Sitzecke zurückfallen. Da Jenks in seinem jetzigen Zustand nicht voll einsatzfähig war, war ich so gut wie bewegungsunfähig. Ich war, wie man so sagte, »grandios *gewandelt*«. Wenn ich mit leeren Händen zurückkehrte, konnte ich bis zum nächsten Frühling nur noch mit Vollmondunruhen und Amulettbeschwerden rechnen. Als ob das hier meine Schuld wäre.

Jetzt wo Jenks nicht mehr unbemerkt fliegen konnte, war der Einsatz so gut wie gelaufen. Wenn ich ihm ein paar Maitake-Pilze kaufte, hielt er dem Diensthabenden gegenüber vielleicht dicht, was den Schaden an seinem Flügel anging. »Zum Teufel«, dachte ich. »Jetzt kann ich auch eine Party daraus machen.« Es mir noch einmal richtig gut gehen lassen, bevor der Boss sozusagen meinen Besen an einen Baum nagelte. Ich könnte einen Abstecher zum Shoppingcenter machen und mir ein Schaumbad und eine neue Slow-Jazz CD gönnen. Meine Karriere befand sich im unaufhaltsamen Sturzflug, da konnte ich die Fahrt ebenso gut genießen.

Voll perverser Vorfreude nahm ich meine Tasche und den Shirley Temple, stand auf und ging zur Bar. Es ist nicht mein Stil, solche Dinge ungeklärt zu lassen. Kandidat Nummer drei erhob sich mit einem eindeutigen Grinsen im Gesicht. Gott,

hilf mir. Männer können so ekelhaft sein. Ich war müde, entnervt und hoffnungslos unterschätzt.

In dem Bewusstsein, dass ich ihn, ganz egal was ich sagte, nicht von dem Vorhaben abbringen würde, mich abzuschleppen, schüttete ich ihm den klebrigen Drink über sein Hemd und ging.

Mein Grinsen über seinen Wutschrei verwandelte sich in ein Stirnrunzeln, als er mir eine Hand auf die Schulter legte. Ich ging in die Hocke und trat ihn mit einer harten Halbdrehung zu Boden. Er schlug mit einem lauten Knall auf die hölzernen Dielen, das einzige Geräusch in der inzwischen totenstillen Bar. Bevor ihm überhaupt bewusst wurde, dass ich ihn niedergestreckt hatte, saß ich schon auf seiner Brust.

Dann packte ich seinen Hals und kratzte mit meinen blutroten Fingernägeln über die Stoppeln an seinem Kinn. Seine Augen waren weit aufgerissen. Cliff stand mit verschränkten Armen an der Tür und gab sich damit zufrieden, das Ganze zu beobachten.

»Verdammt, Rachel«, sagte Jenks von meinem schaukelnden Ohrring aus, »von wem hast du das gelernt?«

»Von meinem Vater«, antwortete ich und beugte mich ganz nah zu dem entsetzten Gesicht hinunter. »Es tut mir ja so leid«, hauchte ich mit einem starken Hollows-Akzent. »Willst du spielen, Süßer?« Seine Augen waren angsterfüllt, als er merkte, dass ich ein Inderlander war und kein Dummchen auf der Suche nach einer heißen Nacht des schönen Scheins. Er war süß, okay. Ein kleiner Leckerbissen, mit dem man Spaß hatte und den man schnell vergaß. Ich

würde ihn nicht verletzen, aber das wusste er nicht.

»Heilige Mutter Tinker Bell!«, rief Jenks aus und lenkte meine Aufmerksamkeit von dem schluchzenden Menschen ab. »Riechst du das? Klee!«

Meine Finger lösten sich und der Typ krabbelte unter mir hervor. Er kam wieder auf die Beine, zog seine beiden Kollegen mit sich und beschimpfte mich leise, um sein Gesicht zu wahren. »Einer der Barkeeper?«, hauchte ich, als ich aufstand.

»Es ist die Frau«, sagte der Pixie, während meine Anspannung zurückkehrte.

Ich hob den Blick und beobachtete sie. Ihre enge, schwarzgrüne Uniform saß wie angegossen und sie erweckte den Eindruck gelangweilter Kompetenz, als sie sich selbstbewusst hinter dem Tresen bewegte. »Spinnst du, Jenks?«, murmelte ich, wobei ich unauffällig versuchte, meine Hose wieder zurechtzuziehen. »Sie kann es nicht sein.«

»Genau!«, blaffte er. »Als ob *du* das beurteilen könntest. Ignoriere den Pixie. Ich könnte jetzt gerade zu Hause vor dem Fernseher sitzen. Aber nein. Ich hänge hier fest mit einer Bohnenstange von zurückgebliebener Emanze, die glaubt, meinen Job besser machen zu können als ich. Mir ist kalt, ich habe Hunger, und mein Flügel ist fast gebrochen. Wenn die Hauptader reißt, muss ich den gesamten Flügel nachwachsen lassen. Hast du überhaupt eine Ahnung, wie lange das dauert?«

Ich sah mich um und bemerkte erleichtert, dass alle wieder zu ihren Gesprächen zurückgekehrt waren. Ivy war weg und

hatte die ganze Sache wahrscheinlich verpasst. Umso besser.

»Halt die Schnauze, Jenks«, murmelte ich. »Tu einfach so, als würdest du zur Einrichtung gehören.«

Ich schlängelte mich zu dem alten Barkeeper durch. Er lächelte mich an und präsentierte dabei eine eindrucksvolle Zahnlücke. Als ich mich über den Tresen beugte, verzog sich sein Gesicht anerkennend, während seine Augen überall hinblickten, nur nicht in mein Gesicht. »Gib mir was«, hauchte ich. »Etwas Süßes. Etwas, damit ich mich gut fühle. Etwas Leckeres, Cremiges, und sooo Gefährliches.«

»Ich brauche deinen Ausweis, Mädchen«, sagte der alte Mann mit einem starken irischen Akzent. »Du siehst nicht so aus, als wärst du schon weit vom Rockzipfel deiner Mutter entfernt.«

Sein Akzent war falsch, doch mein Lächeln über sein Kompliment war echt. »Ja natürlich, kein Problem, Schätzchen.« Ich wühlte in meiner Tasche nach meinem Führerschein, bereit, das Spiel mitzuspielen, da wir es offensichtlich beide genossen. »Ups!« Ich kicherte, als die Karte hinter den Tresen rutschte. »Ich dummes, kleines Ding!«

Mithilfe des Barhockers lehnte ich mich halb über die Theke, um besser dahinterschauen zu können. Mein hoch erhobenes Hinterteil gab nicht nur eine wunderbare Ablenkung für die Männerwelt ab, diese Position ermöglichte mir auch einen exzellenten Blickwinkel. Ja, es war erniedrigend, wenn man zu lange darüber nachdachte. Aber es wirkte. Ich schaute hoch und sah den alten Mann

grinsen, da er offensichtlich dachte, meine Aufmerksamkeit gelte ihm, doch es war die Frau, an der ich interessiert war. Sie stand auf einer Kiste. Damit hatte sie fast die perfekte Größe und befand sich am richtigen Ort, außerdem hatte Jenks sie identifiziert. Sie sah jünger aus, als ich erwartet hätte, aber wenn du 150 bist, schnappst du sicher das ein oder andere Schönheitsgeheimnis auf. Jenks schnaubte in mein Ohr wie ein eingebildeter Moskito: »Ich habe es dir ja gesagt.«

Ich ließ mich auf den Hocker zurücksinken und der Barmann gab mir meinen Führerschein zurück, zusammen mit einem Dead Man's Float und einem Löffel: eine Kugel Eiscreme in einem kleinen Glas mit Baileys. Hmm. Ich steckte die Karte weg und zwinkerte ihm zu. Dann ließ ich das Glas stehen und drehte mich um, als ob ich die gerade eingetroffenen Stammgäste beobachten wollte. Mein Puls raste und meine Fingerspitzen kribbelten. Es war Zeit, sich an die Arbeit zu machen.

Ich warf noch einen kurzen Blick in die Runde um sicherzugehen, dass ich unbeobachtet blieb, dann stieß ich mein Glas um. Mir stockte der Atem, als die klebrige Flüssigkeit auslief, und meine Aufregung war nicht nur vorgetäuscht, als ich versuchte, das Glas zu fangen, um zumindest die Eiskreme zu retten.

Fast zitterte ich vor Spannung, als die Barfrau mein entschuldigendes Lächeln mit einem herablassenden Blick quittierte. Dieser Kick bedeutete mir mehr als der Scheck, den ich jede Woche auf meinem Schreibtisch fand. Aber ich

wusste, dass das Gefühl ebenso schnell wieder vergehen würde, wie es gekommen war. Das hier war eine reine Verschwendung meiner Begabung - hierfür brauchte ich ja noch nicht einmal einen Zauberspruch.

Wenn das alles ist, was die I. S. mir zugesteht, dachte ich, *sollte ich vielleicht auf mein geregeltes Einkommen verzichten und selbst etwas auf die Beine stellen.* Nicht viele verließen die I. S., aber es gab einen Präzedenzfall. Leon Bairn war eine lebende Legende, bevor er sich selbstständig machte - um dann prompt durch einen misslungenen Zauber umzukommen. Gerüchten zufolge hatte die LS. ein Kopfgeld auf ihn ausgesetzt, weil er seinen Dreißigjahresvertrag gebrochen hatte. Aber das war vor mehr als zehn Jahren. Immer wieder wurden Läufer vermisst, wahrscheinlich ausgeschaltet von Zielobjekten, die mehr Verstand oder einfach mehr Glück hatten als sie. Es dem I. S.-eigenen Tötungskommando vorzuwerfen wäre reine Boshaftigkeit. Das Geld stimmte und die Arbeitszeiten waren angenehm, deshalb verließ niemand die I. S., das war alles.

Genau, dachte ich, und ignorierte die warnende Stimme in meinem Inneren. Leon Bairns Tod wurde aufgebauscht, immerhin war nichts davon jemals bewiesen worden. Und ich hatte meinen Job schließlich nur noch, weil sie mich nicht legal feuern konnten. Vielleicht sollte ich wirklich mein eigenes Ding machen. Es konnte auch nicht schlechter sein als das, was ich hier tat. Sie würden froh sein, mich loszuwerden. *Das ist gut,* dachte ich und lächelte. Rachel Morgan, privater Runner, zu Ihrer Verfügung. Alle Rechte

werden hochgehalten, jedes Unrecht aufrichtig geahndet.

Ich wurde mir meines versonnenen Lächelns bewusst, als die Frau pflichtgemäß ihr Handtuch zwischen meine Ellbogen klatschte, um die Lache aufzuwischen. Mein Atem beschleunigte sich. Mit meiner linken Hand griff ich das Tuch und fixierte ihre Hand darin. Meine Rechte schwang zurück, griff die Handschellen und schnellte vor, um ihre Handgelenke zu fesseln. Innerhalb eines Augenblicks war alles erledigt. Sie blinzelte schockiert. Verdammt, bin ich gut.

Die Augen der Frau weiteten sich, als sie realisierte, was passiert war. »Verdammt!«, schrie sie, was mit ihrem - echten - irischen Akzent sogar elegant klang. »Was zur Hölle glaubst du, machst du da?«

Die Anspannung schwand und mir entfuhr ein Seufzer, als ich den einsamen Rest Eiscreme erblickte, der von meinem Drink übrig geblieben war. »Inderland Security«, sagte ich und klatschte meinen I. S.-Ausweis auf den Tresen. Mein Gefühlshoch war schon vorbei. »Sie werden angeklagt, einen Regenbogen hergestellt zu haben, mit der Absicht, das erwirtschaftete Einkommen aus besagtem Regenbogen falsch anzugeben. Ihnen wird weiterhin zur Last gelegt, nicht die erforderliche Genehmigung für besagten Regenbogen eingeholt zu haben und die Regenbogen-Behörde nicht über besagten Regenbogen unterrichtet zu haben...«

»Das ist eine Lüge«, schrie die Frau und wand sich in den Handschellen. Mit einem wilden Blick sah sie sich im Pub um, als sich alle Augen auf sie richteten. »Alles Lüge. Ich habe den Kessel gefunden, ganz legal!«

»Du hast das Recht, deine Klappe zu halten«, fügte ich hinzu, während ich etwas Eis aus dem Glas kratzte. Es fühlte sich kalt an in meinem Mund und der Schuss Alkohol war ein schlechter Ersatz für die nachlassende Wärme des Adrenalins. »Wenn du deinem Recht die Klappe zu halten nicht nachkommst, schließe ich sie dir.«

Der Barmann schlug mit der flachen Hand auf den Tresen. »Cliff!«, bellte er, jetzt vollkommen akzentfrei. »Stell das Schild >Aushilfe gesucht< ins Fenster und komm dann rüber und hilf mir.«

»Ja, Boss«, erwiderte Cliff gleichgültig.

Ich legte meinen Löffel zur Seite und zog den Leprechaun über den Tresen, bevor sie noch kleiner wurde. Sie hatte zu schrumpfen begonnen, da die Amulette an den Handschellen ihren Vergrößerungszauber neutralisierten. »Du hast das Recht auf einen Anwalt«, sagte ich, während ich meinen Ausweis wegsteckte. »Falls du dir keinen leisten kannst, bist du erledigt.«

»Du kannst mich nicht fangen«, stieß der Leprechaun hervor und verdoppelte die Anstrengungen, sich zu befreien, als begeisterte Rufe in der Menge laut wurden. »Stahl allein kann mich nicht halten. Ich bin Königen entwischt, Sultanen und kleinen, fiesen Kindern mit Fangnetzen!«

Ich wandte mich wieder meinen durchweichten Haaren zu, während sie zappelte und kämpfte. Langsam wurde ihr klar, dass sie tatsächlich gefangen war. Die Handschellen schrumpften mit ihr, die Fesseln hielten. »Ich bin so gut wie raus, nur - einen Moment noch«, keuchte sie und hielt inne,

um sich ihre Handgelenke anzusehen. »Heiliger Petrus!« Sie fiel in sich zusammen, als sie den gelben Mond, den grünen Klee, das rosa Herz und den orangefarbenen Stern an den Handschellen bemerkte.

»Soll dich doch der Höllenhund holen. Wer hat dir das mit den Amuletten verraten?« Dann schaute sie näher hin. »Du hast mich mit vier gefangen? Vier? Ich wusste nicht einmal, dass diese alten Tricks noch wirken.«

»Nenn mich ruhig altmodisch«, entgegnete ich, ohne von meinem Glas aufzusehen, »aber wenn etwas funktioniert, bleibe ich dabei.«

Ivy ging vorbei und führte zwei schwarz gekleidete Vampire vor sich her, die selbst in dieser Lage noch Eleganz ausstrahlten. Bei einer entwickelte sich ein Bluterguss unter dem Auge, die andere humpelte. Ivy war nicht gerade zimperlich mit Vampiren, die sich an Minderjährigen vergriffen. Ich erinnerte mich an den Bann des toten Vampirs, der noch immer am anderen Ende des Raumes stand, und plötzlich konnte ich Ivy verstehen. Ein Sechzehnjähriger könnte nicht widerstehen, würde nicht widerstehen wollen.

»Hey, Rachel«, sagte sie in bester Laune. Jetzt, nach getaner Arbeit, sah sie fast menschlich aus. »Ich will rüber in die Stadt. Wollen wir uns die Fahrt teilen?«

Meine Gedanken kehrten zur I. S. zurück und ich wog die Risiken ab: Entweder selbstständig und pleite sein oder mein Leben lang Ladendiebe und Verkäufer illegaler Amulette jagen. Auf mich würde die I. S. sicherlich kein Kopfgeld aussetzen. Nein, Denon würde wohl eher entzückt darüber

sein, meinen Vertrag zu zerreißen. In Cincinnati würde ich mir kein Büro leisten können, aber vielleicht in den Hollows. Ivy verbrachte viel Zeit hier unten. Sie wusste sicher, wo ich etwas Billiges finden könnte. »Yeah«, sagte ich, wobei mir auffiel, dass sie schöne, tiefbraune Augen hatte. »Ich wollte dich sowieso mal was fragen.«

Sie nickte und schubste ihre beiden Gefangenen vor sich her. Die Menge wich zurück, denn das allgegenwärtige Schwarz schien das Licht aufzusaugen. Der tote Vampir hatte sich etwas zurückgezogen und nickte mir anerkennend zu, als ob er mir zu meiner Festnahme gratulieren wollte. Aus einem trügerischen Impuls heraus nickte ich zurück.

»Gut gemacht, Rachel«, trällerte Jenks und ich lächelte. Es war schon lange her, dass ich das einmal gehört hatte.

»Danke«, erwiderte ich. Er thronte wieder auf meinem Ohrring, wie ich im Spiegel hinter der Bar erkennen konnte. Ich schob das Glas zur Seite und griff gerade nach meiner Tasche, als mir der Barmann ein Zeichen gab, dass das Ganze aufs Haus ginge, woraufhin ich ihm ein dankbares Lächeln schenkte. Mir wurde warm ums Herz, als ich vom Hocker rutschte und den Leprechaun hochzog, der taumelnd auf die Füße kam. Vor meinem inneren Auge erschien eine Tür, auf der in goldenen Buchstaben mein Name stand. Das war der Inbegriff von Freiheit.

»Nein! Warte!«, rief der Leprechaun, als ich mir meine Tasche schnappte und ihren Arsch in Richtung Tür zog. »Wünsche! Drei Wünsche. Wie wär's? Du lässt mich gehen und dafür werden dir drei Wünsche erfüllt.«

Ich stieß sie in den warmen Regen hinaus. Ivy hatte schon ein Taxi gefunden und ihre Gefangenen im Kofferraum verschwinden lassen, sodass mehr Platz für uns blieb. Von einem Verdächtigen Wünsche anzunehmen war ein sicherer Weg, um sich am anderen Ende des Besenstiels wiederzufinden. Allerdings nur, wenn man erwischt wurde.

»Wünsche?«, fragte ich und half dem Leprechaun auf den Rücksitz. »Darüber können wir reden.«

2

»Was hast du gesagt?«

Ich drehte mich in meinem Sitz um und schaute nach hinten zu Ivy. Sie gestikulierte hilflos auf dem Rücksitz. Schlechte Scheibenwischer und gute Musik kämpften darum, sich zu übertönen. Das Ganze ergab einen bizarren Mix aus aufheulenden Gitarren und quietschendem Plastik. »Rebel Yell« ertönte aus den Lautsprechern. Da konnte ich nicht mithalten. Jenks' Billy-Idol-Imitation war auch nicht gerade hilfreich, obwohl sie zugegebenermaßen gut mit der hawaiianischen Tänzerin auf dem Armaturenbrett harmonierte. »Kann ich das leiser machen?«, fragte ich den Fahrer.

»Nicht fassen an«, schrie er mit einem seltsamen Akzent. Vielleicht aus den Wäldern Europas? Sein leichter Moschusgeruch verriet, dass es sich bei ihm um einen Tiermenschen handelte. Ich wollte nach dem Lautstärkeregler

greifen, woraufhin er eine Hand vom Lenkrad nahm und nach mir schlug.

Das Taxi rutschte aus der Spur. Seine Amulette, dem Aussehen nach alle längst verfallen, rutschten über das Armaturenbrett und landeten in meinem Schoß und auf dem Boden. Der Knoblauchkranz, der am Rückspiegel baumelte, traf mich direkt ins Auge.

Ich musste würgen, als sich der Gestank des Knoblauchs mit dem Geruch des Duftbaums am Spiegel vermischte.

»Böses Mädchen«, beschuldigte er mich, während er den Wagen so heftig wieder auf Kurs brachte, dass ich auf ihn prallte.

»Wenn ich braves Mädchen«, fauchte ich, während ich auf meinen Sitz zurückrutschte, »lässt du mich leise machen Musik«?

Er grinste. Ihm fehlte ein Zahn. Wenn es nach mir ginge, würde ihm bald noch einer fehlen. »Ja«, sagte er.

»Warte, sie gerade sagen etwas.« Statt der Musik war nun ein Sprecher zu hören, der nicht nur unheimlich schnell, sondern vor allem unheimlich laut redete.

»Großer Gott«, murmelte ich und stellte es leiser. Der Regler war mit einer schmierigen Dreckschicht überzogen. Ich starrte auf meine Finger und rieb sie an den Amuletten auf meinem Schoß ab, die sowieso zu nichts mehr zu gebrauchen waren. Der Fahrer hatte sie wohl zu oft benutzt und sie durch das Salz ruiniert. Ich warf ihm einen gequälten Blick zu und stopfte sie in den angeschlagenen Dosenhalter.

Dann drehte ich mich wieder zu Ivy um, die es sich auf

ihrem Sitz bequem gemacht hatte. Mit einer Hand hielt sie ihre Eule fest, um zu verhindern, dass diese aus dem Fenster fiel, die andere Hand ruhte hinter ihrem Kopf. Vorbeifahrende Autos und die sporadisch funktionierende Straßenbeleuchtung erhellten hin und wieder ihre dunkle Silhouette. Einen Augenblick lang betrachtete sie mich regungslos, dann sah sie wieder durch das Fenster in die Nacht hinaus. Ich spürte die uralte Tragödie, die sie umgab, und meine Haut begann zu kribbeln. Sie versuchte nicht, mich in ihren Bann zu ziehen - es war doch nur Ivy -, aber sie machte mir Angst. Lachte diese Frau jemals?

Mein Fang hatte sich in die andere Ecke des Wagens verkrochen, um möglichst weit von Ivy entfernt zu sein. Die grünen Stiefel des Leprechaun reichten gerade mal bis zur Sitzkante und sie sah aus wie eine dieser Puppen, die man im Verkaufsfernsehen angeboten bekommt. *Investieren Sie in diese detailgetreue Nachahmung von Becky der Barfrau. Ähnliche Puppen haben ihren Wert verdreifacht, sogar vervierfacht. Zahlbar in drei bequemen Raten von nur $ 49,95.* Diese Puppe hatte allerdings etwas Verschlagenes an sich. Ich nickte ihr verstohlen zu, woraufhin Ivy mir einen misstrauischen Blick zuwarf.

Die Eule stieß einen gequälten Schrei aus und versuchte mit ihren Flügeln die Balance zu halten, als wir durch ein tiefes Schlagloch fuhren. Aber es war das letzte. Wir hatten den Fluss überquert und waren zurück in Ohio. Von nun an verlief die Fahrt reibungslos, denn der Fahrer reduzierte die Geschwindigkeit, als wäre ihm wieder eingefallen, welchen

Sinn die Verkehrszeichen hatten.

Ivy ließ die Eule los und fuhr mit den Fingern durch ihr langes Haar. »Du hast dir noch nie ein Taxi mit mir geteilt. Was ist los?«

»O ja.« Ich legte einen Arm auf die Lehne. »Weißt du, wo ich eine billige Wohnung mieten kann? Vielleicht in den Hollows?«

Ivy sah mir direkt in die Augen. Ihr perfektes Gesicht wirkte im Licht der Straßenlampen fahl. Die Laternen funktionierten hier an jeder Ecke und es war beinahe taghell. Wie paranoid die Normalos doch waren - doch ich konnte es ihnen nicht verdenken. »Du willst in die Hollows ziehen?«, fragte Ivy zweifelnd.

Ich konnte mir ein Lächeln nicht verkneifen. »Nein, ich quittiere den Dienst bei der LS.«

Jetzt hatte ich ihre volle Aufmerksamkeit, erkennbar an der Art, wie sie zwinkerte. Jenks unterbrach seinen Tanz mit der kleinen Figur auf dem Armaturenbrett und starrte mich an. »Du kannst deinen Vertrag mit der LS. nicht brechen«, sagte Ivy. Sie schaute zu dem Leprechaun rüber, der sie fröhlich anstrahlte.

»Du denkst doch wohl nicht etwa...?«

»Ich? Das Gesetz brechen? Ich habe es nicht nötig, das Gesetz zu brechen. Ich kann doch nichts dafür, wenn sie der falsche Leprechaun ist«, entgegnete ich ohne jedes Schuldgefühl. Die I. S. hatte mir mehr als deutlich zu verstehen gegeben, dass meine Dienste nicht mehr gebraucht wurden. Was sollte ich also tun? Mich auf den

Rücken legen, den Bauch in die Luft strecken und jemandem den... ahm, die Schnauze lecken?

»Papierkram«, unterbrach mich der Taxifahrer. Sein Akzent war plötzlich verschwunden - er hatte sein Gebaren den Standards angepasst, die auf dieser Seite des Flusses erwartet wurden. »Lass den Papierkram verschwinden. Passiert oft. Ich glaube, ich habe hier noch irgendwo ein Geständnis mit Rynn Cormels Unterschrift. Es stammt noch aus der Zeit nach dem *Wandel,* als mein Vater Rechtsanwälte von der Quarantäne zum Gericht fuhr.«

»Yeah.« Ich nickte bestätigend. »Der falsche Name auf dem falschen Papier. So geht das.«

Ivy sah mich scharf an. »Leon Bairn ist nicht einfach so explodiert, Rachel.«

Ich stieß einen Seufzer aus. Diese ganzen Geschichten waren doch lachhaft. Sie hatten nur den Zweck, das ganze Rudel der I. S. Runner davon abzuhalten, ihre Verträge zu brechen, wenn sie erst mal alle Tricks kannten.

»Das ist schon über zehn Jahre her, und die I. S. hatte damit nichts zu tun. Sie werden mich nicht umbringen, wenn ich den Vertrag breche - sie wollen ja, dass ich gehe.« Ich runzelte die Stirn. »Außerdem, alles mal so richtig auf den Kopf zu stellen macht sicherlich mehr Spaß als das, was ich jetzt mache.«

Ivy lehnte sich vor und ich kämpfte gegen den Drang, zurückzuweichen. »Sie erzählen sich, dass sie nach drei Tagen gerade mal genug von ihm gefunden hatten, um einen Schuhkarton zu füllen. Die letzten Reste wurden vom Dach

seiner Veranda gekratzt.«

»Und was soll ich nun machen?«, sagte ich und zog meinen Arm zurück.

»Ich hatte seit Monaten keinen anständigen Fall. Nimm doch nur mal das da.« Ich zeigte auf meinen Fang. »Ein Leprechaun, der Steuern hinterzieht. Das ist doch eine Beleidigung.«

Die kleine Frau richtete sich auf. »Äh, entschuldigen Sie mal.«

Jenks verließ seine neue Freundin, um sich auf dem Hutrand des Taxifahrers niederzulassen. »Yeah«, sagte er. »Rachel wird wohl zur Putzkolonne müssen, wenn ich eine Auszeit von der Arbeit nehmen muss.«

Er wedelte bedeutsam mit seinem beschädigten Flügel, was mich zu einem gequälten Lächeln veranlasste. »Maitake-Pilze?«

»Ein Viertelpfund«, entgegnete er und ich legte in Gedanken noch mal die gleiche Menge drauf. Für einen Pixie war er echt in Ordnung.

Ivy runzelte die Stirn und begann, mit ihrer Kette zu spielen. »Es gibt einen Grund, warum niemand seinen Vertrag bricht. Der Letzte, der das versucht hat, wurde durch eine Turbine gesogen.«

Mit verbissener Miene drehte ich mich um und starrte aus dem Fenster. Ich erinnerte mich, obwohl es schon fast ein Jahr her war. Es hätte ihn umgebracht, wenn er nicht schon längst tot gewesen wäre. Im Büro rechnete man jetzt fast täglich mit der Rückkehr dieses Vampirs. »Ich frag dich nicht

nach deiner Erlaubnis. Ich frage, ob du jemanden weißt, der was Billiges zu vermieten hat.« Ivy blieb still und ich drehte mich wieder um, um sie ansehen zu können. »Ich habe ein bisschen was auf die Seite gelegt. Ich kann ein kleines Büro eröffnen, Leuten zur Seite stehen, die Hilfe benötigen.«

»Oh, um des lieben Blutes willen«, unterbrach mich Ivy. »Du kannst vielleicht abhauen und ein Geschäft für Glücksbringer aufmachen. Aber deine eigene Agentur?« Sie schüttelte ihren Kopf, sodass ihr schwarzes Haar flog. »Ich bin nicht deine Mutter, aber wenn du das machst, bist du tot. Jenks? Sag es ihr.«

Jenks nickte feierlich und ich wandte mich wieder zum Fenster. Es war dumm gewesen, sie um Hilfe zu bitten. Der Taxifahrer nickte. »Tot«, sagte er. »Tot, tot, tot.«

Das wurde immer besser und besser. Mit Jenks und dem Fahrer würde die ganze Stadt von meinen Absichten wissen, bevor ich auch nur ins Büro gekommen war.

»Egal, ich will nicht mehr darüber reden.«

Ivy drapierte einen Arm über die Lehne. »Hast du schon mal darüber nachgedacht, dass dir vielleicht jemand eine Falle stellen will? Jeder weiß, dass Leprechauns immer versuchen, sich freizukaufen. Falls man dich erwischt, bist du dran.«

»Ja, ich habe daran gedacht.« Ich hatte es nicht, aber das würde ich ihr nicht auf die Nase binden. »Mein erster Wunsch wird sein, nicht erwischt zu werden.«

»Das ist es immer«, warf der Leprechaun verschmitzt ein. »Das ist dein erster Wunsch?« Wütend nickte ich. Der

Leprechaun grinste und zeigte ihre Grübchen. Sie war schon so gut wie zu Hause.

»Pass auf«, sagte ich zu Ivy. »Ich brauche deine Hilfe nicht. Und vielen Dank für gar nichts.« Ich durchsuchte meine Tasche nach dem Portemonnaie. »Setzen Sie mich bitte hier ab. Ich will einen Kaffee. Jenks, Ivy wird dich zur I. S. zurückbringen. Kannst du das für mich machen, Ivy? Um der alten Zeiten willen?«

Sie protestierte: »Rachel, du hörst mir nicht zu.«

Der Taxifahrer setzte den Blinker und zog rüber. »Pass auf dich auf, Zuckerschnecke.«

Ich stieg aus, riss die Hintertür auf und packte meinen Leprechaun an dessen Uniform. Meine Handschellen hatten ihren Vergrößerungszauber vollkommen aufgehoben, sie war jetzt ungefähr so groß wie ein stämmiges zweijähriges Kind. Ich warf einen Zwanziger auf den Sitz. »Ich denke, das reicht für meinen Anteil.«

»Es gießt immer noch«, heulte der Leprechaun.

»Halt's Maul.« Die Tropfen prasselten auf mich ein, der Regen ruinierte meinen Haarknoten und die Strähnen klebten mir im Nacken. Ivy beugte sich vor, um etwas zu sagen, aber ich schlug schnell die Tür zu. Ich hatte nichts mehr zu verlieren. Mein Leben bestand aus einem Haufen magischer Scheiße und ich konnte noch nicht mal Dünger daraus machen.

»Aber ich werde doch nass«, beschwerte sich der Leprechaun.

»Willst du zurück ins Auto?« Meine Stimme war ruhig, aber

innerlich kochte ich. »Wenn du willst, können wir die ganze Sache vergessen. Ich bin mir sicher, dass Ivy deinen Fall gerne übernimmt. Zwei Jobs in einer Nacht! Sie wird einen Bonus bekommen.«

»Nein«, antwortete sie, auf einmal sehr kleinlaut.

Noch immer aufgebracht schaute ich über die Straße zu Starbucks. Hier wurden den Snobs aus den Nobelvierteln die Bohnen auf sechzig verschiedene Arten zubereitet, ohne dass man es ihnen recht machen konnte. Da es auf dieser Seite des Flusses lag, würde das Kaffeehaus um diese Zeit wahrscheinlich leer sein. Es war der perfekte Ort, um ein bisschen zu schmollen und sich dann wieder zu sammeln. Ich schleifte den Leprechaun zur Tür und versuchte anhand einer Tafel im Fenster den Preis für eine Tasse Kaffee herauszubekommen, was sich als schwierig erwies, da alles noch in der Vor- *Wandel* Währung angegeben war.

»Warte, Rachel.« Ivy hatte das Fenster heruntergekurbelt und ich hörte wieder laute Musik. Stings »A Thousand Years«. Da könnte man glatt wieder einsteigen.

Mit einem Ruck öffnete ich die Tür des Cafes und verzog das Gesicht, als ein fröhlicher Glockenton erklang. »Kaffee. Schwarz. Und einen Kindersitz«, rief ich dem Kleinen hinter der Theke zu. Mit meinem Leprechaun im Schlepptau verzog ich mich in eine dunkle Ecke. Der Kleine an der Bar war das Ebenbild eines braven Jungen, mit seiner rot-weiß gestreiften Schürze und dem perfekten Haar. Wahrscheinlich ein Student. Ich hätte auch zur Universität gehen können statt auf's College. Zumindest für ein oder zwei Semester. Die

hätten mich genommen, kein Problem.

Immerhin war die Bank weich und bequem und es gab sogar eine richtige Tischdecke. Nicht einmal klebriger Boden. Ein definitives Plus für den Laden. Der Kleine bedachte mich mit einem herablassenden Blick, woraufhin ich meine Stiefel auszog und mich im Schneidersitz niederließ, um ihn zu nerven. Ich war immer noch wie eine Nutte gekleidet. Wahrscheinlich überlegte er gerade, ob er die I. S. oder doch besser das FIB, also das für Menschen zuständige Pendant zur LS., rufen sollte. Das wäre ein echter Brüller.

Meine Entlassungspapiere aus der I. S. zappelten nervös auf der anderen Seite des Tisches herum. »Kann ich eine Latte haben?«, winselte sie.

»Nein«.

Die Tür bimmelte und ich sah Ivy hereinkommen, ihre Eule auf dem Arm, deren Krallen sich in einen dicken Armreif bohrten. Jenks thronte auf ihrer Schulter, so weit wie möglich von der Eule entfernt. Ich erstarrte und konzentrierte mich auf das Bild über dem Tisch, das als Früchte verkleidete Babys zeigte. Es sollte wohl niedlich wirken, doch mich machte es nur hungrig.

»Ich muss mit dir reden, Rachel.«

Das war offenbar zu viel für den Kleinen. »Entschuldigen Sie, Madam«, sagte er freundlich. »Hier sind Tiere nicht erlaubt. Die Eule muss draußen bleiben.«

Madam?, dachte ich und biss mir auf die Unterlippe, um nicht laut loszulachen.

Ivy warf ihm einen Blick zu, der ihn erblassen ließ. Wie

ferngesteuert bewegte er sich plötzlich auf sie zu, wobei er stolperte und fast fiel, ohne es zu bemerken. Sie zog ihn in ihren Bann. Das war nicht gut!

Dann wandte sich Ivy mir zu. Die Luft rauschte aus meinen Lungen, als ich gegen meine Lehne gedrückt wurde. Mit dem Blick eines Raubtieres hielt sie mich auf der Plastikbank fest. Der warme Braunton war aus ihren Augen verschwunden, sie waren tiefschwarz. Ein wilder, animalischer Hunger regte sich in mir. Meine Finger verkrampften sich.

Ihre kontrollierte Anspannung war berauschend, ich konnte den Blick nicht von ihr abwenden. Das hier war keine höfliche Frage, wie sie der tote Vampir im Blood and Brew gestellt hatte. Das hier war reine Wut und Dominanz. Gott sei Dank richtete sich diese Wut nicht gegen mich, sondern gegen den Jungen hinter der Theke.

Und tatsächlich - sobald sie meinen Gesichtsausdruck sah, ließ die Wut nach und verschwand schließlich aus ihrem Blick. Ihre Pupillen zogen sich zusammen und ihre Augen nahmen wieder ihren üblichen Braunton an. Innerhalb kürzester Zeit war die fürchterliche Macht von ihr gewichen und in den Tiefen der Hölle verschwunden, aus denen sie gekommen war. Es musste die Hölle sein. Diese rohe Gewalt konnte nicht von einem Zauber kommen. Meine Wut kehrte zurück - wenn man wütend ist, hat man keine Angst.

Das letzte Mal hatte Ivy mich vor einigen Jahren in ihren Bann gezogen. Wir hatten einen Streit darüber, wie wir am besten einen Vampir aus der unteren Kaste festnageln sollten, der unter Verdacht stand, mithilfe eines Karten-

Rollenspiels minderjährige Mädchen zu verführen. Letztendlich legte ich sie mit einem Schlafzauber lahm, pinselte mit rotem Nagellack das Wort »Idiot« auf ihre Fingernägel, fesselte sie an einen Stuhl und hob dann den Zauber auf. Seitdem war sie die ideale Freundin, wenn auch manchmal etwas reserviert. Sie wusste es wohl zu schätzen, dass ich niemandem davon erzählt hatte.

Der Kleine räusperte sich. »Sie... können hier nicht bleiben, wenn Sie nichts bestellen, ahm..., Madam?« Es war ein schwacher Protest, aber immerhin.

Mutig. Musste wohl ein Inderlander sein.

»Orangensaft«, sagte Ivy, die jetzt vor mir stand. »Ohne Fruchtfleisch.«

Überrascht schaute ich zu ihr hoch. »Orangensaft?« Dann runzelte ich die Stirn. »Schau«, sagte ich, während ich meine Hände entkrampfte und meine Tasche mit den Amuletten auf den Schoß zog. »Es ist mir egal, ob Leon Bairn als schmierige Schicht auf dem Gehweg endete. Ich höre auf. Und nichts, was du sagst, kann mich davon abhalten.«

Ivy trat von einem Fuß auf den anderen. Es war ihre Unruhe, die mich besänftigte. Ivy besorgt? Das hatte ich noch nie erlebt.

»Ich will mit dir gehen«, sagte sie schließlich.

Für einen Moment war ich sprachlos. »Was?«, bekam ich noch heraus.

Betont lässig ließ sie sich nieder und beauftragte ihre Eule damit, den Leprechaun zu bewachen. Mit einem durchdringenden Geräusch löste sie den Verschluss des

Armbands und legte es neben sich auf die Bank, während Jenks auf den Tisch sprang, die Augen weit aufgerissen und den Mund zur Abwechslung mal geschlossen. Der Junior brachte den Kindersitz und unsere Drinks. Wir warteten schweigend, bis er alles mit zitternden Händen abgestellt hatte, um sich dann im Hinterzimmer zu verkriechen.

Mein Becher war angeschlagen und nur halb voll. Ich spielte mit dem Gedanken, bei meinem nächsten Besuch ein Amulett unter dem Tisch zu deponieren, das jeden Tropfen Milch im Umkreis von 2 Metern verderben würde. Doch dann entschied ich, dass es wichtigere Dinge gab, um die ich mich kümmern musste. Wie zum Beispiel die Frage, warum Ivy ihre Bilderbuchkarriere das sprichwörtliche Klo runterspülen wollte.

»Warum?«, fragte ich niedergeschlagen. »Der Boss liebt dich. Du kannst dir deine Aufträge aussuchen. Letztes Jahr hast du sogar bezahlten Urlaub bekommen.«

Ivy betrachtete das Bild und wich meinem Blick aus. »Und?«

»Ganze vier Wochen! Du warst in Alaska, um die Mitternachtssonne zu erleben.«

Sie zog ihre schmalen Augenbrauen zusammen und griff ordnend in das Gefieder ihrer Eule. »Wir teilen die Miete, die Nebenkosten, die Verantwortung. Wir arbeiten unabhängig voneinander, wenn es sein muss, arbeiten wir zusammen. Wie früher.«

Ich warf mich auf meinem Sitz zurück, was meinem Arger allerdings nicht wirklich Luft machte, da ich mich nur in

bequeme Polster fallen lassen konnte.

»Warum?«, fragte ich noch einmal.

Ihre Finger lösten sich von der Eule. »Ich bin sehr gut in dem, was ich mache«, sagte sie ausweichend. Ein Hauch von Verletzlichkeit lag in ihrer Stimme. »Ich werde dir nicht im Weg stehen, Rachel. Kein Vampir wird es jemals wagen, gegen mich vorzugehen. Ich kann das auf dich übertragen. Ich werde die Vampire unter den Auftragskillern von dir fernhalten, bis du das Geld hast, dich aus deinem Vertrag freizukaufen. Mit meinen Verbindungen und deinen magischen Fähigkeiten können wir uns so lange am Leben halten, bis die I. S. das auf uns ausgesetzte Kopfgeld zurückzieht. Aber ich will einen der Wünsche.«

»Es wurde kein Kopfgeld auf uns ausgesetzt«, sagte ich schnell.

»Rachel...« Sie versuchte mir gut zuzureden. In ihren braunen Augen sah ich eine Besorgnis, die mich alarmierte. »Rachel, es wird ein Kopfgeld geben.« Sie lehnte sich so weit vor, dass ich am liebsten zurückgewichen wäre. Ich prüfte die Luft, um herauszufinden, ob ihr der Geruch von Blut anhaftete, roch jedoch nur den Orangensaft. Sie hatte unrecht. Die I. S. würde keinen Preis auf meinen Kopf aussetzen. Sie wollten, dass ich ging. Ivy war die Einzige, die sich Sorgen machen sollte.

»Ich auch«, sagte Jenks plötzlich. Er schwang sich auf den Rand meines Bechers. Schillernder Staub rieselte von seinem verletzten Flügel und hinterließ einen öligen Film auf meinem Kaffee. »Ich will bei euch mitmachen. Und ich will

einen Wunsch. Ich schmeiße die I. S. hin und bin euer Backup. Ihr werdet einen brauchen. Rachel, du bekommst die vier Stunden vor Mitternacht, Ivy die vier danach, oder was auch immer ihr für einen Zeitplan wollt. Ich habe jeden vierten Tag frei, bekomme sieben bezahlte Urlaubstage und einen Wunsch. Ihr lasst mich und meine Familie im Büro wohnen, ganz gemütlich in den Wänden. Und ihr bezahlt mir genauso viel, wie ich jetzt bekomme, vierzehntäglich.«

Ivy nickte und nippte an ihrem Saft. »Das klingt gut. Was denkst du?«

Mir fiel die Kinnlade runter. Ich konnte nicht glauben, was ich da hörte. »Ich kann euch nicht meine Wünsche geben.«

Der Leprechaun nickte nur. »Doch, kannst du«.

»Nein«, sagte ich ungeduldig. »Ich meine, ich brauche sie.« Bei dem Gedanken, dass Ivy recht haben könnte, wurde mir mehr als unbehaglich. »Ich habe bereits einen benutzt, um nicht geschnappt zu werden, wenn ich sie gehen lasse. Dann brauche ich noch einen Wunsch, um aus meinem Vertrag rauszukommen«

»Oh«, stammelte der Leprechaun. »Gegen schriftlich Fixiertes kann ich nichts tun.«

Jenks lachte spöttisch. »Bist nicht gut genug, was?«

»Halt deine Klappe, du Wanze!«, blaffte sie und ihre Wangen wurden hochrot.

»Halt deine eigene, du Moosfee!«, fauchte er zurück.

Das darf alles nicht wahr sein, dachte ich. Ich wollte doch nur aus der LS. raus, nicht eine Revolte anzetteln. »Das ist doch nicht dein Ernst«, sagte ich, »Ivy, sag mir bitte, dass das

dein schräger Sinn für Humor ist, der endlich mal zum Vorschein kommt.«

Sie sah mir direkt in die Augen. Ich war noch nie gut darin, Vampire richtig einzuschätzen. »Zum ersten Mal in meiner Karriere«, sagte sie, »komme ich mit leeren Händen zurück. Ich habe meinen Fang laufen lassen.« Sie fuchtelte mit der Hand in der Luft herum. »Habe den Kofferraum geöffnet und sie gehen lassen. Ich habe Dienstvorschriften gebrochen.« Kurz schien es, als lächelte sie. »Ist das ernst genug für dich?«

»Geht und findet euren eigenen Leprechaun«, sagte ich und griff nach meinem Becher. Jenks saß immer noch auf dem Henkel.

Sie lachte kalt und diesmal konnte ich ein leichtes Zittern nicht unterdrücken. »Ich suche mir meine Aufträge aus«, sagte sie. »Was denkst du, würde passieren, wenn ich einen Leprechaun finge, Mist bauen und dann versuchen würde, die I. S. zu verlassen?«

Der Kobold seufzte. »Es gibt nicht genug Wünsche, um das sauber aussehen zu lassen«, zwitscherte sie. »Es wird schwierig genug sein, diese Sache hier wie einen Zufall aussehen zu lassen.«

»Und was ist mit dir, Jenks?«, fragte ich mit brüchiger Stimme.

Jenks zuckte mit den Schultern. »Ich will einen Wunsch. Dadurch kann ich etwas bekommen, was mir die LS. nicht geben kann: Unfruchtbarkeit, damit meine Frau mich nicht verlässt.« Mit einem holprigen Flug postierte er sich vor dem

Leprechaun. »Oder ist das zu schwierig für dich, du Grünschnabel?«, spottete er, die Hände provokativ in die Hüften gestemmt.

»Wanze«, murmelte sie, und meine Amulette klapperten, als sie drohte, ihn zu zerquetschen. Jenks' Flügel wurden rot vor Wut, und ich fragte mich, ob der Staub, der von ihm herabrieselte, leicht entflammbar war.

»Unfruchtbarkeit?«, fragte ich, darum bemüht, beim Thema zu bleiben.

Er ließ den Leprechaun stehen und stolzierte über den Tisch auf mich zu. »Hast du eine Ahnung, wie viele Blagen ich schon habe?«

Sogar Ivy wirkte überrascht. »Dafür würdest du dein Leben riskieren?«, fragte sie.

Jenks lachte glockenhell. »Wer sagt denn, dass ich mein Leben riskiere? Die I. S. wird es einen Dreck interessieren, wenn ich gehe. Pixies unterschreiben keine Verträge, wir können mit so was nichts anfangen. Ich bin ein freier Mitarbeiter, war ich schon immer.« Er grinste, viel zu durchtrieben für so ein kleines Persönchen. »Und das werde ich immer sein. Ich glaube allerdings, meine Lebenserwartung ist unwesentlich höher, wenn ich nur auf euch zwei Stümper aufpassen muss.«

Ich wandte mich wieder an Ivy. »Ich weiß, dass du einen Vertrag unterschrieben hast. Sie lieben dich. Wenn sich jemand Sorgen um einen Mordanschlag machen muss, dann bist du das, nicht ich. Warum solltest du das riskieren, für... für«, ich zögerte. »Für nichts? Welcher Wunsch könnte das

wert sein?«

Ivy verzog keine Miene, doch es schien, als zöge ein dunkler Schatten über ihr Gesicht. »Das muss ich dir nicht sagen.«

»Ich bin nicht blöd«, sagte ich und versuchte, mir meine Beunruhigung nicht anmerken zu lassen. »Woher weiß ich, dass du nicht rückfällig wirst?«

Beleidigt starrte Ivy mich an, bis ich ihrem Blick auswich, kalt vor Angst. *Das,* dachte ich, *war definitiv keine gute Idee.* »Ich bin kein praktizierender Vampir«, sagte sie endlich. »Nicht mehr. Nie mehr.«

Mir wurde bewusst, dass ich schon wieder an meinen immer noch feuchten Haaren herumspielte, und zwang mich, die Hand in meinen Schoß sinken zu lassen. Ihre Worte beruhigten mich nicht wirklich. Ihr Glas war halb leer, obwohl ich mich nicht daran erinnern konnte, sie mehr als einmal daran nippen gesehen zu haben.

»Partner?«, sagte Ivy und streckte ihre Hand über den Tisch. *Partner von Ivy? Mit Jenks?* Ivy war der beste Runner der gesamten I. S. Es war mehr als schmeichelhaft, dass sie dauerhaft mit mir zusammenarbeiten wollte, wenn auch etwas besorgniserregend. Aber es war ja schließlich nicht so, als ob ich mit ihr zusammenleben müsste. Langsam streckte ich ihr die Hand entgegen. Meine perfekt geschnittenen roten Nägel sahen neben ihren unlackierten geschmacklos aus. Die ganzen Wünsche - weg. Aber ich hätte sie wahrscheinlich sowieso einfach verschwendet.

»Partner«, sagte ich und ergriff Ivys Hand, die

unangenehm kalt war.

»Bestens!«, triumphierte Jenks und besiegelte unseren Handschlag, indem er sich obendrauf setzte. Der Staub, der von ihm rieselte, schien die Kälte aus Ivys Hand zu vertreiben. »Partner!«

3

»Großer Gott«, stöhnte ich leise. »Mach, dass ich mich nicht übergebe. Nicht hier.« Ich schloss langsam meine Augen in der Hoffnung, dass das Licht weniger schmerzhaft wäre, wenn ich sie wieder öffnete. Ich war in meinem kleinen Büroabteil, das sich auf der fünfundzwanzigsten Etage des LS. Tower befand. Die Nachmittagssonne fiel schräg durch das Fenster, aber die Strahlen würden mich nie erreichen, da sich mein Schreibtisch fast in der Mitte dieses Irrgartens befand. Jemand hatte Donuts mitgebracht und der Geruch der Glasur drehte mir den Magen um. Ich wollte nur noch nach Hause und schlafen.

Stattdessen öffnete ich die oberste Schublade des Schreibtischs auf der Suche nach einem Schmerzamulett und stellte stöhnend fest, dass ich schon alle verbraucht hatte. Kraftlos ließ ich die Stirn auf die Kante des metallenen Schreibtischs sinken und starrte zwischen meinen krausen Haaren hindurch auf meine Stiefeletten, die unter dem Saum der .leans hervorblitzten. Im Hinblick auf meine Kündigung war ich konservativ gekleidet; ich hatte das rote Leinenhemd

sogar ordentlich in die Hose gesteckt. Kein knallenges Leder mehr; zumindest für eine Weile.

Die vergangene Nacht war ein Fehler gewesen. Ich hatte einfach zu viele Drinks. Sonst wäre ich nie so blöd gewesen, meine verbliebenen und eigentlich schon fest verplanten Wünsche offiziell auf Ivy und Jenks zu übertragen. Jeder, der sich mit Wünschen auskennt, weiß, dass man sich nicht einfach mehr von ihnen wünschen kann. Dasselbe gilt für den Wunsch nach Reichtum. Geld taucht nicht einfach so auf. Es muss irgendwo herkommen, und wenn man sich nicht wünscht, nicht erwischt zu werden, kriegen sie einen dann oft für Diebstahl dran. Wünsche sind eine komplizierte Angelegenheit, was wohl ein Grund dafür ist, dass sich die meisten Inderlander dafür ausgesprochen haben, nur drei auf einmal zu vergeben.

Rückblickend war eigentlich alles ganz gut gelaufen. Mein Wunsch, bei der Freilassung des Leprechaun nicht erwischt zu werden, ermöglichte es mir, die I. S. mit einer sauberen Akte zu verlassen. Falls Ivy recht hatte und sie mich für den Vertragsbruch drankriegen wollten, müssten sie es wie einen Unfall aussehen lassen. Aber warum sollte es sie stören? Mordanschläge waren teuer und sie wollten mich ja sowieso loswerden.

Ivy hatte eine Marke bekommen, damit sie ihren Wunsch später einlösen konnte. Sie sah aus wie eine alte Münze mit einem Loch in der Mitte, die sie nun an einer violetten Schnur um den Hals trug. Jenks hingegen hatte seinen Wunsch noch in der Bar eingefordert und war direkt nach

Hause abgeschwirrt, um es seiner Frau zu sagen. Es wäre wohl besser gewesen, wenn ich zusammen mit Jenks aufgebrochen wäre, aber Ivy schien noch bleiben zu wollen. Mein letzter Mädchenabend lag schon länger zurück und ich dachte, ich könnte mir Mut für die Kündigung antrinken. Es hatte nicht funktioniert.

Fünf Sekunden, nachdem ich mit meiner einstudierten Rede begonnen hatte, öffnete Denon einen braunen Umschlag, zog meinen Vertrag heraus und zerriss ihn, wobei er mir mitteilte, dass ich eine halbe Stunde hätte, um das Gebäude zu verlassen.

Meine Marke und die Diensthandschellen wanderten in seinen Schreibtisch, die Amulette, die daran befestigt waren, in meine Tasche.

In den sieben Jahren bei der I. S. hatten sich ein Haufen Schnickschnacke und abgelaufene Memos angesammelt. Mit zitternden Fingern nahm ich eine plumpe Vase, die seit Monaten keine Blumen mehr gesehen hatte. Sie kam in den Müll, genau wie schon der Schwachkopf, von dem ich sie bekommen hatte. Die Reinigungsschale kam in den Karton, der neben meinen Füßen stand. Ihre salzverkrustete blaue Glasur zerkratzte die Pappe, als ich sie hineinstellte. Sie war letzte Woche ausgetrocknet und es hatte sich ein staubiger Salzrand gebildet.

Ich warf ein klobiges Stück Rotholz hinterher. Es war zu dick, um daraus einen Zauberstab zu machen, und es war auch nicht gut genug. Ich hatte es ursprünglich gekauft, um Amulette zur Lügenerkennung daraus zu machen, war aber

irgendwie nie dazu gekommen. Es war einfacher, sie zu kauten. Ich griff nach der Telefonliste, auf der meine Kontakte aus den letzten Jahren standen. Mit einem schnellen Blick stellte ich sicher, dass mich niemand beobachtete, und schob die Liste hinter die Schale in den Karton. Zur Sicherheit legte ich meinen Discman und die Kopfhörer oben drauf.

Die wenigen Referenzbücher musste ich noch Joyce zurückgeben, die auf der anderen Seite des Ganges saß, aber das Salzfass, das sie stützte, hatte meinem Dad gehört. Ich packte es in die Kiste und dachte darüber nach, was er wohl zu meiner Kündigung sagen würde.

»Er würde sich freuen wie ein Schneekönig«, flüsterte ich, noch immer verbissen gegen meinen Kater ankämpfend.

Ich richtete mich auf und schaute über die vergilbten Abtrennungswände. Frustriert musste ich feststellen, dass die Kollegen meinem Blick auswichen. Sie standen in Gruppen zusammen, tratschten und taten dabei so, als würden sie arbeiten. Ihr gedämpftes Flüstern machte mich aggressiv. Ich holte tief Luft und nahm das Bild von Watson, Crick und Rosalind Franklin in die Hand, der Frau, die hinter all dem steckte. Sie standen vor ihrem Modell der DNS und Rosalinds Lächeln zeigte die gleiche geheimnisvolle Belustigung wie das der Mona Lisa. Fast konnte man meinen, sie wusste, was geschehen würde. Mir schoss, wie schon vielen vor mir, die Frage durch den Kopf, ob sie wohl ein Inderlander gewesen war. Ich behielt das Bild, um mich daran zu erinnern, wie sich die Welt aufgrund winziger

Kleinigkeiten verändern kann, die andere einfach übersehen.

Es war jetzt fast 40 Jahre her, dass ein Viertel der Menschheit einem mutierten Virus zum Opfer gefallen war - dem T4 Angel. Und auch wenn die Fernsehprediger regelmäßig das Gegenteil behaupteten, war es nicht unsere Schuld gewesen. Es begann und endete mit der althergebrachten Paranoia der Menschen. In den fünfziger Jahren hatten Watson, Crick und Franklin ihre Köpfe zusammengesteckt und die Geheimnisse der DNS in sechs Monaten entschlüsselt. Möglicherweise wäre alles gestoppt worden, aber die damalige Sowjetunion schnappte sich die Technologie. Angestachelt von der Angst vor einem Krieg wurde viel Geld in Forschung und Entwicklung gesteckt: Anfang der Sechziger hatten wir künstliches Insulin, das aus Bakterien gewonnen wurde. Es folgte eine Vielzahl biotechnisch hergestellter Pharmazeutika, und der US-Markt wurde mit diversen Ablegern aus der geheimen Entwicklung biologischer Kampfstoffe überschwemmt. Wir haben es nie zu einer Mondlandung gebracht, da wir die Wissenschaft nicht nach außen, sondern nach innen richteten, um uns so letztendlich selbst zu töten.

Und dann, gegen Ende des Jahrzehnts, machte jemand einen Fehler. Es ist immer noch ungeklärt, ob es nun die Sowjets oder die USA waren. Irgendwo in den Laboren der eisigen Antarktis wurde ein tödlicher DNS-Strang freigesetzt. Er hinterließ eine unauffällige Spur von Todesfällen bis nach Rio, die man identifizierte und registrierte, bevor ein Großteil der Öffentlichkeit überhaupt davon erfuhr. Aber noch

während die Wissenschaftler ihre Abschlussberichte verfassten und zu den Akten legten, mutierte das Virus weiter.

Es gelangte durch einen kleinen, aufgrund seiner geringen Größe von den Forschern vernachlässigten Schwachpunkt in die DNS einer genetisch veränderten Tomate. Der offizielle Name der Tomate war nach ihrer Laborkennung T4 Angel, weshalb das Virus bald einfach Angel genannt wurde.

Da niemand wusste, dass das Virus die Tomate als Zwischenwirt benutzte, wurden die Früchte per Luftfracht in die ganze Welt verschickt. Sechzehn Stunden danach war es zu spät. Die Bevölkerung der Dritte-Welt-Länder wurde In dem erschreckenden Zeitraum von nur drei Wochen dezimiert. In den USA dauerte es vier Wochen. Mithilfe des Militärs wurden die Grenzen abgeriegelt und die Regierung etablierte eine Politik des tatenlosen Mitleids. Die Vereinigten Staaten erlitten eine schwere Krise und auch hier starben die Menschen, aber verglichen mit dem Rest der Welt, der zu einem Massengrab wurde, war die Situation immer noch erträglich.

Aber der Hauptgrund für die Aufrechterhaltung der Zivilisation lag darin, dass die meisten Spezies der Inderlander gegen das Angel Virus immun waren. Hexen, die Untoten und die kleineren Lebensformen wie Gnome, Pixies und Fairies blieben vollkommen unberührt. Tiermenschen, die lebenden Vampire und die Leprechauns bekamen eine Grippe. Nur die Elfen starben vollständig aus. Es wurde angenommen, dass ihre gängige Praxis, sich mit den

Menschen zu kreuzen um ihre Zahl zu erhöhen, letztendlich nach hinten losging, da sie dadurch anfällig wurden für das Angel Virus.

Als das Virus ausgelöscht war und sich die Situation beruhigt hatte, waren wir, die verschiedenen Lebensformen zusammengenommen, fast so zahlreich wie die Menschen. Es war eine Gelegenheit, die wir uns schnell zunutze machten. Der *Wandel,* wie man es heute nennt, begann zur Mittagszeit mit einem einzelnen Pixie. Er endete um Mitternacht mit fassungslosen Menschen, die sich mit der Tatsache auseinandersetzen mussten, dass sie neben Hexen, Vampiren und Gestaltwandlern lebten, und das schon seit Jahrtausenden.

Die erste, spontane Reaktion der Menschheit bestand in dem Versuch, uns auszulöschen. Das wurde schnell aufgegeben, als wir ihnen die Tatsache unter die Nase rieben, dass immerhin wir die Zivilisation am Laufen gehalten hatten, als die Welt auseinanderfiel. Ohne uns wäre die Todesrate noch wesentlich höher ausgefallen. Trotzdem ging es in den ersten Jahren nach dem *Wandel* zu wie in einem Irrenhaus.

Da sie sich nicht trauten, uns anzugreifen, verdammten die Menschen die medizinische Forschung als die Wurzel allen Übels. Die Biolabore wurden dem Erdboden gleichgemacht und die Forscher, die der Seuche entkommen waren, wurden vor Gericht gestellt und starben durch nichts anderes als legalisierten Mord. Es gab eine zweite, weniger auffällige Todeswelle, als die Grundlagen der neuartigen Medikamente versehentlich zusammen mit dem Rest der Biotechnologie

vernichtet wurden.

Es war nur eine Frage der Zeit, bis die Menschheit darauf bestand, eine ausschließlich von Menschen geführte Institution zur Überwachung der Inderlanderaktivitäten zu gründen. Das Federal Inderland Bureau wurde eingerichtet und löste die herkömmliche Ortspolizei ab. Die Inderlander unter den dadurch arbeitslos gewordenen Polizisten gründeten daraufhin eine eigene Polizeitruppe, die I. S. Die Rivalität zwischen den beiden Organisationen ist selbst heute noch sehr groß, dient aber auch dazu, die aggressiveren Inderlander an der Kandare zu halten, da die I. S. sie streng beobachten lässt.

Cincinnatis Hauptgebäude des FIB hingegen beherbergt unter anderem eine riesige Abteilung für die Suche nach illegalen Biolaboren, in denen man, gegen das entsprechende Kleingeld, noch sauberes Insulin und Leukämiemedikamente bekommen kann. Das von Menschen geführte FIB ist von der Jagd auf verbotene Technologien ungefähr so besessen wie die LS. von dem Versuch, den illegalen Brimstone, aus dem bewusstseinsverändernde Drogen hergestellt werden, von den Straßen zu kriegen.

Und alles begann damit, dass Rosalind Franklin bemerkte, dass ihr Stift bewegt worden war und jemand an einem Ort war, wo er eigentlich nicht hätte sein sollen! Ich massierte meinen schmerzenden Kopf mit den Fingerspitzen.

Kleine Hinweise. Winzige Spuren. Das ist es, was die Welt bewegt. Das machte aus mir einen so guten Runner. Ich erwiderte Rosalinds Fotolächeln, wischte die Fingerabdrücke

von dem Rahmen und stellte ihn in den Karton.

Hinter mir ertönte ein Schwall nervösen Gelächters. Ich öffnete die nächste Schublade und durchwühlte die schmutzigen Notizen und Papierschnipsel. Mein Kamm lag an seinem üblichen Platz und das ungute Gefühl in meiner Magengrube löste sich etwas, als ich ihn in die Kiste warf.

Haare konnten dazu benutzt werden, Zaubersprüche auf ein bestimmtes Ziel zu lenken. Wenn Denon mich wirklich töten wollte, hätte er sie aus dem Kamm entfernt.

Meine Finger ertasteten etwas Schweres, Glattes, und ich zog es heraus; die Uhr meines Vaters. Ansonsten gehörte mir hier nichts mehr, also knallte ich die Schublade zu, was ich sofort bereute, da mein Kopf zu explodieren drohte. Die Zeiger der Uhr standen auf sieben Minuten vor Mitternacht.

Vater hatte mich immer damit aufgezogen, dass die Uhr in der Nacht stehen geblieben war, in der ich gezeugt wurde. Ich sank auf meinen Schreibtischstuhl und stopfte sie in die Hosentasche. Fast konnte ich ihn sehen, wie er in der Küchentür stand und von seiner Armbanduhr zur großen Uhr über der Spüle blickte, ein Lächeln auf dem langen Gesicht, während er darüber nachdachte, wie die verlorene Zeit verflogen war.

In der Hoffnung, dass das Wasser nicht auslaufen würde, setzte ich Mr. Fish, den Beta im Glas, den ich auf der letzten Weihnachtsfeier bekommen hatte, in meine Reinigungsschale. Es folgte der Behälter mit dem Fischfutter. Da erregte ein gedämpfter Knall am anderen Ende des Raumes meine Aufmerksamkeit und ich sah über die

Raumteiler hinweg auf die geschlossene Tür von Denons Büro.

»Du wirst nirgendwo hingehen, Tamwood!« Sein Geschrei wurde durch die Tür nur wenig gedämpft, sodass die Unterhaltung meiner Kollegen erstarb. Offensichtlich hatte Ivy gerade gekündigt. »Ich habe einen Vertrag. Du arbeitest für mich und nicht anders herum! Wenn du gehst, dann...« Hinter der geschlossenen Tür war ein Scheppern zu hören. »Heilige Scheiße...«, fuhr er fort, plötzlich zahm geworden. »Wie viel ist das?«

»Genug, um mich aus dem Vertag freizukaufen«, erwiderte Ivy kalt. »Genug für dich und die Bürokraten im Keller. Verstehen wir uns jetzt?«

»Yeah«, sagte er, ebenso beeindruckt wie gierig. »Yeah. Du bist gefeuert.«

Mein Gehirn schien sich in Watte zu verwandeln und ich legte erschöpft den Kopf auf meine gefalteten Hände. Ivy hatte Geld? Warum hatte sie das letzte Nacht nicht erwähnt?

»Geh und *wandel* dich, Denon!« Ihre klare Stimme durchbrach die absolute Stille, die sich auf das Büro gesenkt hatte. »Du hast mich nicht gefeuert, ich kündige! Du magst jetzt mein Geld haben, aber du wirst dich nie in eine hohe Kaste einkaufen können. Du bist zweitklassig und kein Geld dieser Welt kann daran etwas ändern. Selbst wenn ich in der Gosse leben und Ratten fressen müsste, wäre ich immer noch besser als du, und es bringt dich fast um, dass ich dir jetzt keine Rechenschaft mehr schuldig bin.«

»Denk bloß nicht, dass du deswegen in Sicherheit bist«,

tobte er. Ich konnte mir gut vorstellen, wie die Venen an seinem Hals pulsierten. »Unfälle passieren immer wieder. Sieh dich vor, oder du wachst eines Tages auf und bist tot.«

Denons Tür öffnete sich, Ivy stürmte heraus und schlug die Tür so heftig hinter sich zu, dass die Lichter flackerten. Ihr Gesicht war angespannt, und ich denke nicht, dass sie mich überhaupt wahrnahm, als sie an meiner Bürokabine vorbeirauschte. Seit wir uns letzte Nacht getrennt hatten, hatte sie sich umgezogen und trug jetzt ein knielanges Seidenkleid, dessen Saum um ihre Beine wehte, als sie mit mörderischen Schritten hinausging. Ich war mir meiner sexuellen Vorlieben sicher genug, um zugeben zu können, dass es ihr sehr gut stand. Ihr bleiches Gesicht war vor Wut gerötet und es ging eine fast greifbare Spannung von ihr aus.

Sie ließ nicht den Vampir raus, sie war einfach fuchsteufelswild. Trotzdem umgab sie eine Kälte, die noch nicht einmal von dem einströmenden Sonnenlicht gedämpft wurde. Über ihrer Schulter hing eine leere Leinentasche und sie trug noch immer die Wunschmünze um den Hals. *Schlaues Mädchen,* dachte ich. *Heb ihn dir für schlechte Zeiten auf.* Ivy ging die Stufen hinauf und ich zuckte zusammen, als die metallene Feuertür zuschlug. Ich fühlte mich elend.

Jenks flitzte in mein Büro und summte wie eine debile Motte um meinen Kopf herum, während er mir den Verband an seinem Flügel zeigte. »Hi, Rachel«, sagte er unausstehlich fröhlich. »Was liegt an?«

»Nicht so laut«, flüsterte ich. Ich hätte alles für eine Tasse Kaffee gegeben, war mir aber nicht sicher, ob es mir die zwanzig Schritte bis zur Kaffeemaschine wert war. Jenks war in Zivil und in grelle, beißende Farben gekleidet. Violett passt nicht wirklich zu gelb. Hat es nie und wird es nie. Mein Gott, sogar sein Verband war violett. »Hast du keinen Kater«?

Er setzte sich auf meinen Stifthalter und grinste. »Nö. Der Metabolismus eines Pixies ist sehr effektiv, der Alkohol wird sehr schnell in Zucker umgewandelt. Ist das nicht toll?«

»Bombig.« Vorsichtig wickelte ich ein Bild von mir und meiner Mutter ein und legte es neben das von Rosalind. Kurz kam mir die Idee, meiner Mutter zu erzählen, dass ich keinen Job mehr hatte, entschied mich aber aus offensichtlichen Gründen dagegen. Das konnte warten, bis ich einen neuen gefunden hatte. »Ist Ivy okay?«

»Yeah. Sie wird sich wieder fangen.« Jenks flitzte auf meinen eingetopften Lorbeerbaum. »Sie ist nur stinkig, dass ihre ganzen Ersparnisse draufgegangen sind, nur um den Vertrag zu lösen und ihren Hintern zu retten.«

Ich nickte und war froh, dass sie mich raushaben wollten. Es würde alles wesentlich leichter werden, wenn auf keinen von uns ein Kopfgeld ausgesetzt war. »Wusstest du, dass sie Geld hat?«

Jenks staubte ein Blatt ab und ließ sich darauf nieder. Er setzte einen überlegenen Gesichtsausdruck auf, was ziemlich schwierig ist, wenn man nur 10 cm groß und wie ein durchgedrehter Schmetterling gekleidet ist. »Naja, sie ist das letzte lebende Mitglied ihres Geschlechts. Ich würde sie ein

paar Tage in Ruhe lassen, sie kocht vor Wut. Sie hat ihr Haus auf dem Land verloren, den ganzen Grundbesitz, ihre Wertpapiere - einfach alles. Nur das Stadthaus am Fluss ist übrig geblieben. Und das gehört ihrer Mutter.«

Ich machte es mir in meinem Stuhl bequem, wickelte meinen letzten Zimtkaugummi aus und steckte ihn in den Mund. Jenks landete scheppernd in meinem Karton und begann herumzustöbern. »Oh, ja«, murmelte er. »Ivy sagte, dass sie schon was gemietet hat. Ich habe die Adresse.«

»Raus aus meinem Zeug.« Ich schnippte mit einem Finger nach ihm und er flog zurück auf den Lorbeerbaum. Vom höchsten Zweig aus beobachtete er die tratschenden Kollegen. Als ich mich bückte, um die unterste Schublade zu reinigen, spürte ich ein Hämmern in den Schläfen. *Warum hatte Ivy Denon alles gegeben, was sie hatte? Warum hatte sie nicht ihren Wunsch eingesetzt?*

»Pass auf«, sagte Jenks, während er an der Pflanze hinunterrutschte, um sich zwischen den Blättern zu verstecken. Er kommt.« Ich richtete mich auf und sah, dass Denon meinen Tisch schon fast erreicht hatte.

Francis, Büroschleimer und Petze vom Dienst, löste sich aus einer Gruppe und folgte ihm. Die Augen meines Ex-Bosses richteten sich auf mich, als er über die Trennwand blickte, woraufhin mir der Kaugummi im Hals stecken blieb und ich mich verschluckte.

Einfach ausgedrückt sah der Boss wie ein Profi-Wrestler mit einem Doktortitel in Selbstgefälligkeit aus. Er war groß und durchtrainiert, mit perfekt gebräunter Haut. Ich glaube,

in seinem letzten Leben war er ein Felsbrocken.

Wie auch Ivy, war Denon ein lebender Vampir. Im Gegensatz zu Ivy wurde er jedoch als Mensch geboren und später verwandelt. Dadurch gehörte er zur unteren Kaste, sozusagen ein unbeliebter Cousin zweiten Grades in der Welt der Vampire. Trotzdem war Denon jemand, mit dem man rechnen musste. Er hatte hart gearbeitet, um seinen unehrenhaften Start auszugleichen. Die Fülle seiner Muskeln war mehr als nur Zierde, sie garantierte sein Überleben, wenn er mit seiner stärkeren, angenommenen Verwandtschaft zusammen war. Er hatte das alterslose Aussehen eines Wesens, das regelmäßig von einem wahren Untoten versorgt wurde. Nur die Untoten konnten Menschen in einen Vampir verwandeln, und seiner gesunden Erscheinung nach zu urteilen war Denon ein klarer Favorit.

Das halbe Büro wollte mit ihm in die Kiste steigen, alle anderen fürchteten ihn. Ich war stolz, zu der zweiten Gruppe zu gehören.

Meine Hände zitterten, als ich die Kaffeetasse vom Vortag anhob und vorgab, daraus zu trinken. Seine Arme pumpten wie Kolben, als er sich bewegte, sein gelbes Poloshirt bildete einen angenehmen Kontrast zu seiner schwarzen Hose. Die ordentlichen Bügelfalten brachten seine muskulösen Beine und den flachen Bauch zur Geltung. Die Kollegen gingen ihm aus dem Weg, einige verließen die Etage. Gott helfe mir, wenn ich meinen einzigen Wunsch verschwendet hatte und nun doch erwischt würde.

Der Kunststoff quietschte unter der Belastung, als er sich

auf eine meiner Trennwände lehnte. Ich sah ihn nicht an, sondern konzentrierte mich auf die Löcher, die meine Reißnägel in dem Raumteiler hinterlassen hatten. Die Haut an meinen Armen prickelte, als ob Denon mich berühren würde. Seine Anwesenheit schien um mich herumzu-wirbeln und die Wände meines Büroabteils zu durchdringen, bis es sich so anfühlte, als stünde er nicht nur vor, sondern gleichzeitig auch hinter mir. Mein Puls beschleunigte sich und ich versuchte, mich auf Francis zu konzentrieren.

Der Schleimer hatte sich auf Joyces Schreibtisch niedergelassen und öffnete gerade den Knopf seiner blauen Polyesterjacke. Er grinste, um seine perfekten, offensichtlich überkronten Zähne zu zeigen. Als ich hinübersah, schob er die Ärmel seiner Jacke hoch, um seine dünnen Arme zu präsentieren. Sein beinahe dreieckiges Gesicht wurde von halblangem Haar eingerahmt, das er sich ständig aus den Augen strich. Er fand wohl, dass ihm das einen jungenhaften Charme verlieh. Ich fand, er sah aus, als käme er gerade aus dem Bett. Obwohl es erst drei Uhr nachmittags war, war sein Gesicht von Bartstoppeln übersäht. Der Kragen seines Hawaiihemdes war aufgestellt. Das ganze Büro machte sich über seinen Versuch lustig, wie Sonny Crockett auszusehen. Mit seinen kleinen schielenden Augen und der langen, dünnen Nase konnte er dabei nur scheitern. Erbärmlich.

»Ich weiß, was abgeht, Morgan«, sagte Denon und lenkte damit meine Aufmerksamkeit auf sich. Er hatte eine tiefe, kehlige Stimme, wie sie nur schwarze Männer und Vampire haben dürfen. Es gibt da irgendwo so eine Regel. Tief und

weich. Schmeichelnd. Die Verheißung, die darin lag, ließ mich schaudern und Angst durchdrang mich.

»Bitte?«, fragte ich, erleichtert, dass meine Stimme nicht zitterte. Dadurch ermutigt, schaute ich ihm in die Augen. Mein Atem ging schnell und ich verkrampfte mich. Er versuchte, mich in seinen Bann zu ziehen. Um drei Uhr nachmittags. Verdammt.

Denon lehnte sich über den Raumteiler und legte lässig die Arme darauf. Sein Bizeps war angespannt und die Venen traten hervor. Meine Nackenhaare stellten sich auf, und ich kämpfte gegen den Drang, mich umzudrehen. »Jeder denkt, dass du wegen der armseligen Aufträge, die ich dir gegeben habe, aussteigen willst«, sagte er, seine beruhigende Stimme schien die Worte zu liebkosen, als sie über seine Lippen kamen.

»Sie könnten richtig liegen.«

Er richtete sich auf und ich zuckte zusammen, als das Plastik erneut quietschte. Seine braune Iris war komplett hinter den geweiteten Pupillen verschwunden. Verflucht nochmal!

»Ich versuche seit zwei Jahren, dich loszuwerden«, sagte er schließlich. »Du hast also Glück.« Er lächelte und zeigte dabei rein menschliche Zähne. »Du hast mich voll erwischt. Ein minderwertiger Backup, unlesbare Nachrichten, undichte Stellen bei deinen Fällen, und als ich dich dann endlich dazu kriege zu gehen, nimmst du meinen besten Runner mit.« Sein Blick verschärfte sich. Ich zwang mich, meine Hände zu öffnen, und es gelang mir, seine Aufmerksamkeit auf sie zu

lenken. »Das ist nicht gut, Morgan.«

Ich war das nicht, dachte ich und meine Angst verblasste vor der plötzlichen Erkenntnis. Ich war das nicht. All diese Fehler, sie *waren* nicht meine Schuld. Doch dann schob sich Denon in die Öffnung zwischen den Trennwänden, die meine Tür bildete.

Mit einem ohrenbetäubenden Klappern von Metall und Plastik fand ich mich auf meinen Füßen wieder. Mein Körper wurde gegen den Schreibtisch gedrückt. Papier knirschte; die Maus fiel vom Tisch und baumelte hin und her. Denons Augen waren zwei riesige schwarze Löcher. Mein Puls raste.

»Ich mag dich nicht, Morgan«, sagte er und sein Atem ließ mich frösteln. »Ich habe dich nie gemocht. Deine Methoden sind unprofessionell und schlampig, wie die deines Vaters. Dass du nicht einmal diesen Leprechaun gefasst hast, ist einfach unfassbar.« Sein Blick verschwamm und ich hielt die Luft an, als seine Augen glasig wurden, ein Zeichen dafür, dass sein Verstand sich zurückgezogen hatte.

Bitte erfülle dich, dachte ich verzweifelt. *Kann mein Wunsch sich bitte erfüllen?* Denon lehnte sich zu mir herüber und ich bohrte mir die Nägel in die Handflächen, um nicht zusammenzubrechen. Ich zwang mich, gleichmäßig zuatmen.

»Unfassbar«, wiederholte er, als ob er es tatsächlich nicht glauben könnte. Aber dann schüttelte er verächtlich den Kopf.

Ich atmete auf, als er sich zurückzog. Jetzt wanderte sein Blick auf meinen Hals mit der wild pulsierenden Schlagader. Ich versuchte, sie mit meiner Hand zu verbergen, und er

lächelte mich zärtlich an. An seinem wohlgeformten Hals war nur eine einzige Narbe zu sehen. Ich fragte mich, wo die restlichen waren.

»Sobald du hier raus bist«, flüsterte er, »bist du Freiwild.«

Schock und Angst verbanden sich zu ekelerregender Übelkeit. Er würde ein Kopfgeld auf mich aussetzen. »Das kannst du nicht machen«, stammelte ich. »Du wolltest doch, dass ich gehe.«

Er blieb reglos, aber diese scheinbare Ruhe machte mir mir noch mehr Angst. Ich starrte ihn an, als er langsam Luft holte, wobei sich seine Lippen röteten und noch ein wenig voller wurden. »Hierfür wird jemand sterben, Rachel«, flüsterte er, und die Art, wie er meinen Namen aussprach, jagte mir einen Schauer über den Rücken. »Tamwood kann ich nicht töten, also wirst du ihr Prügelknabe sein.« Er hob ironisch eine Augenbraue. »Herzlichen Glückwunsch.«

Meine Hand fiel kraftlos von meinem Hals, als er aus meinem Büroabteil schlenderte. Ihm fehlte Ivys Geschmeidigkeit. Das war der Unterschied zwischen der hohen und der niedrigen Kaste, den als Vampir Geborenen und denen, die als Mensch geboren und später verwandelt wurden.

Sobald er den Mittelgang erreichte, verschwand die tödliche Bedrohung aus seinem Blick. Denon zog einen Umschlag aus seiner Gesäßtasche und warf ihn auf meinen Schreibtisch. »Genieß deinen letzten Gehaltsscheck, Morgan«, sagte er laut, mehr zu den anderen, als zu mir. Er drehte sich um und ging davon.

»Aber du wolltest, dass ich gehe...«, flüsterte ich, als er im Fahrstuhl verschwand. Die Türen schlossen sich und der kleine rote Pfeil nach unten leuchtete auf. Denon musste gescherzt haben. Er musste sich schließlich auch vor seinem Boss rechtfertigen. Er würde keinen Preis auf meinen Kopf aussetzen, nicht für so etwas Dummes, nur weil Ivy mit mir ging. Oder?

»Klasse Aktion, Rachel.«

Beim Klang der nasalen Stimme schreckte ich hoch. Ich hatte Francis ganz vergessen. Er rutschte von Joyces Schreibtisch und lehnte sich gegen meine Wand. Nachdem ich es bei Denon gesehen hatte, wirkte es bei ihm eher lächerlich. Scheinbar entspannt ließ ich mich in den Drehstuhl fallen.

»Seit sechs Monaten warte ich darauf, dass du endlich die Schnauze voll hast und aussteigst«, sagte Francis. »Ich hätte es wissen müssen - du musstest dich nur mal so richtig besaufen.«

Die in mir aufsteigende Wut ließ auch den letzten Rest meiner Angst verschwinden, und ich machte mich wieder ans Packen. Meine Finger waren kalt, und ich versuchte, sie warm zu reiben. In der Zwischenzeit verließ Jenks sein Versteck und huschte leise auf die obersten Äste der Pflanze.

Francis schob schon wieder die Ärmel seines Jacketts über die Ellbogen hoch. Nachdem er meinen Scheck mit einem Finger weggeschnippt hatte, setzte er sich auf meinen Schreibtisch und stützte sich mit einem Fuß auf dem Boden ab. »Es hat wesentlich länger gedauert, als ich dachte«,

spottete er. »Entweder bist du extrem stur oder extrem dumm. So oder so bist du extrem tot.« Er schnaubte, wobei in seiner dünnen Nase ein seltsam schabendes Geräusch entstand.

Ich knallte meine Schreibtischschublade zu und verfehlte dabei nur knapp seine Finger. »Gibt es irgendetwas, das du mir damit sagen willst, *Francis?*«

»Ich heiße Frank«, sagte er und versuchte dabei souverän auszusehen. Es wirkte eher, als hätte er eine Erkältung. »Bemüh dich nicht, deine Daten auf dem Computer zu löschen. Sie gehören jetzt mir, genau wie dein Schreibtisch.«

Ich blickte auf meinen Monitor, genauer gesagt auf den Bildschirmschoner in der Gestalt eines großen, glotzenden Frosches. Gelegentlich hatte er Fliegen gefressen, die Francis' Gesicht trugen. »Seit wann lassen die sturen Bürokraten da unten einen einfachen Hexer selbstständig Fälle übernehmen?«, fragte ich in Anspielung auf seinen Dienstgrad. Francis war nicht gut genug, um als Hexe beziehungsweise Hexenmeister eingestuft zu werden. Er konnte Zaubersprüche aktivieren, hatte aber nicht das nötige Know-How, sie auch zu wirken. Ich hatte es, auch wenn ich meine Amulette normalerweise fertig kaufte. Das war einfacher und wahrscheinlich auch sicherer - für mich und die Zielperson. Und es war schließlich nicht meine Schuld, dass Hexen laut jahrtausendealter Stereotypisierung weiblich zu sein hatten, während Männer nur einfache Hexer waren und als weniger fähig galten. Allerdings hatte sich die Kategorisierung in Hexer und Hexe beziehungsweise

Hexenmeister inzwischen eingespielt und wurde unabhängig vom Geschlecht verwendet.

Scheinbar hatte er auf genau diese Frage abgezielt. »Du bist nicht die Einzige, die kochen kann, kleine Rachel. Ich habe meine Lizenz letzte Woche bekommen.« Er nahm einen Stift aus meiner Box und stellte ihn zurück in den Stiftbehälter. »Ich hätte schon längst Hexe werden können. Aber ich wollte mir beim Zusammenrühren der Zauber nicht die Hände schmutzig machen. Jetzt muss ich sagen, ich hätte nicht so lange damit warten sollen. Es ist einfach zu simpel.«

Ich holte den Stift wieder aus dem Behälter und steckte ihn in meine Gesäßtasche. »Nun, das ist ja schön für dich.« *Francis hat den Sprung zum Hexenmeister geschafft?,* dachte ich. *Sie müssen die Richtlinien entschärft haben.*

»Jep«, sagte Francis und begann, sich mit einem meiner Silberdolche die Fingernägel zu säubern. »Und jetzt habe ich deinen Schreibtisch, deine Aufträge und deinen Firmenwagen.«

Ich riss ihm den Dolch aus der Hand und warf ihn zurück in den Karton. »Ich habe keinen Firmenwagen.«

»Ich schon.« Selbstzufrieden fummelte er an dem Kragen seines mit Palmen bedruckten Hemds herum. Ich schwor mir, meine Klappe zu halten, damit er nicht noch eine weitere Chance bekam, um anzugeben.

»Yeah«, sagte er mit einem übertriebenen Seufzen. »Ich werde ihn brauchen. Denon hat mich damit beauftragt, am Montag den Abgeordneten Trenton Kalamack zu befragen.« Francis kicherte. »Während du unterwegs warst und deine

armselige Festnahme versaut hast, habe ich die Operation geleitet, bei der zwei Kilo Brimstone gefunden wurden.«

»Oh, ein verdammt großes Ding«, spottete ich, bereit ihn zu erwürgen.

»Nicht die Menge ist entscheidend.« Er strich sich die Haare aus den Augen. »Viel wichtiger ist, wer es bei sich trug.«

Das erweckte mein Interesse. Trents Name in Verbindung mit Brimstone? »Wer?«

Francis rutschte von meinem Schreibtisch, stolperte dabei über meine plüschigen pinkfarbenen Büropantoffeln und legte sich beinahe lang. Leider konnte er sich noch abfangen und hielt nun in einer schlechten Imitation einer Pistole die Hand in meine Richtung. »Pass auf dich auf, Morgan.«

Das war genug. Mit wutverzerrtem Gesicht hob ich meinen Fuß und stellte ihm ein Bein. Er stürzte mit einem alarmierten Schrei zu Boden, der wie Musik in meinen Ohren klang. Ich knallte mein Knie auf den Rücken seines hässlichen Polyester-Jacketts und suchte automatisch an meiner Hüfte nach den fehlenden Handschellen. Jenks jubelte und umkreiste uns aufgeregt. Nach einem alarmierten Aufschrei wurde es still im Büro. Niemand würde eingreifen. Niemand würde mich auch nur ansehen.

»Ich habe nichts zu verlieren, Schätzchen«, fauchte ich und beugte mich über ihn, bis ich seinen Schweiß riechen konnte. »Wie du bereits sagtest, ich bin so gut wie tot. Das Einzige, was mich jetzt noch davon abhält, dir deine Augenlider rauszureißen, ist meine Neugier. Ich frage dich also noch

einmal. Wen hast du mit dem Brimstone erwischt?«

»Rachel«, schrie er. Er hätte auf meinen Hintern einschlagen können, war aber zu verschreckt, um es zu versuchen.

»Du bist in - Au! Au!«, brüllte er, als sich meine Nägel in sein rechtes Augenlid bohrten. »Yolin. Yolin Bates!«

»Trent Kalamacks Sekretär?«, fragte Jenks, der jetzt über meiner Schulter schwebte.

»Ja«, sagte Francis. Sein Gesicht schabte über den Teppichboden, als er seinen Kopf drehte, um mich ansehen zu können. »Genauer gesagt, seine Sekretärin. Seine verstorbene Sekretärin.«

»Sie ist tot?« Ich klopfte meine Jeans ab, während ich wieder aufstand. Francis schmollte, als er auf den Beinen war, aber aus irgendeinem Grund machte es ihm wohl Spaß, mir das zu erzählen, sonst wäre er schon längst gegangen. Pikiert richtete er seinen Kragen. »Sie haben sie gestern mausetot im I. S. Gefängnis gefunden. Sie war ein Hexer.«

Sein herablassender Ton entlockte mir ein bissiges Lächeln. Wie einfach es doch für manche Leute war, etwas zu verachten, das sie selbst noch vor einer Woche gewesen waren. *Trent,* dachte ich geistesabwesend. Wenn ich beweisen könnte, dass Trent mit Brimstone dealte und ihn der I. S. auf einem Silbertablett servierte, wäre Denon gezwungen, mich in Ruhe zu lassen. Die I. S. war seit Jahren hinter Trent her, seit der Handel mit Brimstones immer mehr zunahm. Dabei war bisher nicht einmal sicher, ob er ein Mensch oder ein Inderlander war.

»Du meine Güte, Rachel«, jaulte Francis, als er sein Gesicht abtupfte. »Du hast mir eine blutige Nase verpasst.«

Meine Gedanken kehrten zum Hier und Jetzt zurück und ich warf ihm einen verächtlichen Blick zu. »Du bist doch eine Hexe. Wirke einfach einen Zauber dagegen.« Ich wusste, dass er noch nicht so gut sein konnte. Er würde sich einen leihen müssen wie der Hexer, der er noch vor kurzem war. Ihm war deutlich anzusehen, wie sehr ihm das gegen den Strich ging. Als er zu einer Erwiderung ansetzte, strahlte ich ihn wortlos an. Daraufhin überlegte er es sich anders, hielt sich die noch immer blutende Nase und verschwand.

Jenks landete mit einem leichten Ruck auf meinem Ohrring. Francis eilte inzwischen den Flur entlang, den Kopf seltsam zur Seite geneigt. Der Saum seines Sportsakkos schlug bei jedem seiner gestelzten Schritte hin und her und ich konnte mir ein leises Kichern nicht verkneifen, als Jenks begann, die Titelmelodie von *Miami Vice* zu summen.

»Was für eine Moosfee«, sagte der Pixie, als ich mich wieder meinem Schreibtisch zuwandte.

Meine kurzzeitige Fröhlichkeit schwand, als ich meine Lorbeerpflanze in den Karton mit den restlichen Sachen stellte. Ich hatte Kopfschmerzen und wollte jetzt nur noch nach Hause gehen und mich aufs Ohr hauen. Mit einem letzten Blick auf meinen Schreibtisch nahm ich meine Pantoffeln und warf sie in die Kiste.

Joyces Bücher legte ich auf ihren Stuhl, zusammen mit einer kurzen Nachricht, dass ich sie später anrufen würde. *Du willst meinen Computer?,* dachte ich und öffnete eine

Datei. Drei Klicks später hatte ich es unmöglich gemacht, den Bildschirmschoner zu ändern, ohne dabei das gesamte System lahmzulegen.

»Ich gehe nach Hause, Jenks«, flüsterte ich und blickte .uif die Uhr an der Wand. Es war halb vier. Ich war erst seit einer halben Stunde im Büro. Es fühlte sich an wie eine Ewigkeit. Als ich meinen Blick noch einmal durch den Raum wandern ließ, sah ich nur scheinbar hoch konzentriert arbeitende Leute. Es war, als würde ich gar nicht existieren.

»Wer braucht die schon«, murmelte ich, nahm meine Jacke von der Stuhllehne und griff nach meinem Scheck.

»Hey!« Ich schrie kurz auf, als Jenks mich ins Ohr kniff. Verdammt, Jenks. Hör auf damit!«

»Der Scheck«, brüllte er. »Verdammt noch mal, Frau. Er hat den Scheck verflucht!«

Ich erstarrte. Dann ließ ich meine Jacke in den Karton fallen und beugte mich über den unschuldig aussehenden Umschlag. Mit geschlossenen Augen atmete ich tief ein und versuchte herauszufinden, ob er nach Rotholz roch. Dann versuchte ich, tief in meinem Rachen den Geruch von Schwefel zu erahnen, der von schwarzer Magie ausging. »Ich rieche nichts.«

Jenks lachte auf. »Ich schon. Es muss der Scheck sein, das ist das Einzige, was Denon dir gegeben hat. Und sieh ihn dir an, Rachel. Er ist schwarz.«

Leichte Übelkeit machte sich in mir breit. Denon konnte das doch nicht wirklich ernst gemeint haben.

Ich sah mich Hilfe suchend um, aber niemand zeigte

irgendeine Reaktion. Beunruhigt nahm ich die Vase aus dem Müll und ließ ein wenig von Mr. Fishs Wasser hineinlaufen. Ich gab etwas Salz in die Vase, schmeckte das Wasser mit dem Finger ab und gab noch etwas mehr hinein. Als der Salzgehalt in etwa dem des Ozeans entsprach, kippte ich das Gemisch über den Scheck. Wenn er verhext worden war, würde das Salz den Fluch brechen. Es bildete sich gelber Rauch über dem Umschlag.

»Treffer«, flüsterte ich, plötzlich ängstlich geworden. »Pass auf deine Nase auf, Jenks.« Ich ging unter meinem Schreibtisch in Deckung.

Mit einem abrupt einsetzenden Zischen löste sich der Fluch auf. Schwefliger Rauch stieg auf und wurde von den Ventilatoren im Raum verteilt. Angewiderte Schreie wurden laut und es kam fast zu einer Massenpanik, als alle zu den Türen stürmten. Obwohl ich darauf vorbereitet war, wurde ich fast von dem Gestank nach faulen Eiern überwältigt, der in meiner Nase brannte. Das war ein wirklich übler Zauber gewesen, der offenbar direkt auf mich gerichtet war, da sowohl Denon als auch Francis den Umschlag berührt hatten, ohne ihn auszulösen. Der war bestimmt nicht billig gewesen.

Erschüttert kroch ich unter meinem Schreibtisch hervor und sah mich um - der Raum war wie leer gefegt.

»Ist es vorbei?«, hustete ich. Mein Ohrring wackelte, als Jenks nickte. »Danke, Jenks.«

Gegen die erneute Übelkeit ankämpfend warf ich meinen tropfenden Scheck in den Karton und ging mit unsicheren

Schritten an den leeren Büros vorbei. Anscheinend war es Denon ernst mit seiner Morddrohung. Na super.

4

»Rachel.« Der irritierende leise Singsang hob sich deutlich von den Kupplungsgeräuschen und dem gurgelnden Dieselmotor des Busses ab, in dem ich saß. Jenks' Stimme war schlimmer als das Quietschen von Kreide auf einer Tafel und ich musste eine Menge Selbstbeherrschung aufbringen, um ihn mir nicht zu schnappen. Aber ich würde ihn nie kriegen, der kleine Trottel war einfach zu schnell.

»Ich schlafe nicht«, erwiderte ich, bevor er von vorne anfangen konnte. »Ich entspanne nur meine Augen.«

»Wenn du deine Augen weiterhin so entspannst, werden wir die Haltestelle verpassen - *Zuckerschnecke.«* Der Spitzname, den mir der Taxifahrer letzte Nacht gegeben hatte, machte ihm einen Mordsspaß.

»Nenn mich nicht so.« Der Bus bog um eine Ecke und ich hielt die Kiste fest, die auf meinem Schoß hin- und herwackelte. »Nur noch zwei Blocks«, sagte ich und biss die Zähne zusammen. Ich hatte die Übelkeit besiegt, aber die Kopfschmerzen waren geblieben. An den Geräuschen der Little League, die im Park in der Nähe meines Apartments trainierte, erkannte ich, dass wir nur noch zwei Blocks entfernt waren. Nach Sonnenuntergang würde es noch ein zweites Training für die Nachtwandler geben.

Mit einem hohen Summen flog Jenks von meinem Ohrring aus in die Kiste. »Heilige Mutter von Tink. Die zahlen dir nur so wenig?«

Das riss mich endgültig aus meinem Halbschlaf. »Geh aus meinem Zeug raus!« Ich schnappte mir den noch immer feuchten Scheck und stopfte ihn in meine Jackentasche, während Jenks höhnisch grinste. Wütend tat ich so, als würde ich eine Fliege zwischen den Fingern zerquetschen. Das verstand er wohl, denn er bewegte seinen in Seide gekleideten Hintern aus meiner Reichweite und ließ sich auf der Sitzlehne vor mir nieder.

»Hast du nicht irgendwas anderes zu tun?«, fragte ich ihn. »Vielleicht deiner Familie beim Umzug helfen?«

Jenks lachte lauthals. »Ihnen beim Umzug helfen? Ich bin doch nicht bescheuert. Außerdem sollte ich wohl lieber deine Wohnung ausschnüffeln und überprüfen, ob alles in Ordnung ist. Nicht, dass du dich in die Luft sprengst, wenn du versuchst aufs Klo zu gehen.« Er lachte ausgelassen und einige Leute drehten sich zu mir um. Ich konnte nur entschuldigend mit den Achseln zucken - so sind Pixies nun einmal.

»Danke«, sagte ich ärgerlich. Einen Pixie als Bodyguard. Denon würde sich totlachen. Klar war ich Jenks etwas schuldig, weil er den Zauber auf meinem Scheck gefunden hatte, aber die I. S. hatte inzwischen wohl kaum Zeit gehabt, etwas anderes auszuhecken. Wenn Denon das alles wirklich ernst nahm, hatte ich also bestimmt ein paar Tage Zeit. Die Sache mit dem Scheck war wohl eher ein »Lass dich auf dem

Weg nach draußen nicht erwischen«-Ding.

Ich stand schon, als der Bus hielt, mühte mich die Stufen hinab und fand mich im Sonnenlicht des späten Nachmittags wieder.

»Nett hier«, sagte Jenks sarkastisch, während ich darauf wartete, dass sich der Verkehr beruhigte, damit ich die Straße überqueren konnte. Ich musste ihm zustimmen. Ich wohnte in einer Gegend von Cincinnati, die vor zwanzig Jahren zu den besseren Vierteln der Stadt gehört hatte. Mein Apartmenthaus war ein vierstöckiger Backsteinbau, ursprünglich für reiche Studenten gebaut. Allerdings waren die letzten Abschlusspartys schon einige Jahre her und das war nun von dem Ganzen übrig geblieben.

Die im Vorbau befestigten schwarzen Briefkästen waren verbeult und hässlich, einige von ihnen waren offensichtlich aufgebrochen worden. Ich bekam meine Post immer von der Vermieterin und hatte den Verdacht, dass sie zu denen gehörte, die die Kästen aufbrachen, um in aller Ruhe die Post ihrer Mieter durchstöbern zu können. Ein dünner Rasenstreifen führte zu den ungepflegten Sträuchern, die an beiden Seiten der großen Treppe standen. Letztes Jahr hatte ich Schafgarbe-Samen gesät, den ich in einer Werbesendung der *Spell Weekly* gefunden hatte. Aber Mr. Dinky, der Chihuahua der Vermieterin, hatte ihn, zusammen mit gut der Hälfte des Vorgartens, wieder ausgegraben. Es sah aus wie auf einem Schlachtfeld der Fairies.

»Und ich dachte, bei mir wäre es übel«, flüsterte Jenks, als ich die Stufe mit dem getrockneten Unrat übersprang.

Meine Schlüssel klirrten, als ich die Tür öffnete und dabei gekonnt die Kiste balancierte. Eine leise Stimme in meinem Kopf hatte mir seit Jahren dasselbe gesagt. Als ich in das Foyer kam, attackierte mich der Geruch von altem Frittierfett. Ich rümpfte die Nase. Der grüne Kunstteppich auf der Treppe war verschlissen und ausgefranst.

Mrs. Baker hatte schon wieder die Glühbirne im Flur herausgedreht, aber die Sonne, die durch das kleine Fenster am Treppenabsatz schien und die Rosentapete beleuchtete, reichte aus, um sich zurechtzufinden.

»Hey«, sagte Jenks, während ich schon auf dem Weg nach oben war. »Dieser Fleck an der Decke hat die Form einer Pizza.«

Ich schaute hoch. Er hatte recht. Komisch, das war mir nie aufgefallen.

»Und diese Macke in der Wand?«, fragte er, nachdem wir den ersten Stock erreicht hatten. »Sie hat genau die richtige Größe, um einen Kopf... Mann, wenn diese Wände sprechen könnten...«

Gegen meinen Willen musste ich lächeln. Was würde er erst zu meinem Apartment sagen? Auf dem Boden des Wohnzimmers gab es diese Kuhle, wo irgendjemand mal ein Feuer gemacht hatte.

Als ich auf den zweiten Treppenabsatz einbog, verging mir das Lächeln. Meine ganzen Sachen standen im Flur.

»Was zur Hölle...?«, flüsterte ich. Geschockt stellte ich die Kiste ab und blickte den Flur entlang zu Mrs. Talbus Tür. »Ich hab meine Miete bezahlt!«

Jenks kreiste unter der Decke. »Hey, Rachel, wo ist deine Katze?«

Mit zunehmendem Ärger starrte ich auf meine Möbel. In dem engen Flur mit seinem schäbigen Plastikteppich schienen sie viel mehr Raum einzunehmen als sonst. »Wie kommt sie dazu-?«

»Rachel!«, schrie Jenks. »Wo ist deine Katze?«

»Ich habe keine Katze«, fauchte ich. Das war einer meiner wunden Punkte.

»Ich dachte, alle Hexen hätten Katzen.«

Ich ging inzwischen zielstrebig den Flur hinunter. »Mr. Dinky muss niesen, wenn er Katzen riecht.«

Jenks folgte mir. »Wer ist Mr. Dinky?«

»Er.« Ich zeigte auf das übergroße, gerahmte Bild eines weißen Chihuahua, das an der Tür meiner Vermieterin hing. Der potthässliche, glubschäugige Hund trug eine dieser Schleifen, die Eltern ihrem Baby antun, um zu zeigen, dass es ein Mädchen ist. Ich hämmerte an die Tür.

»Mrs. Talbu? Mrs. Talbu!«

Ich hörte das gedämpfte Kläffen von Mr. Dinky und ein Kratzen auf der anderen Seite der Tür, gefolgt von der schrillen Stimme meiner Vermieterin, die versuchte, das Ding zum Schweigen zu bringen. Mr. Dinky wurde noch lauter und scharrte auf dem Boden, um sich zu mir durchzugraben.

»Mrs. Talbu! Warum steht mein Zeug im Flur?«

»Es hat sich rumgesprochen, Zuckerschnecke.« Jenks' Stimme kam nun von der Decke.

»Du bist beschädigte Ware.«

»Ich hab dir gesagt, dass du mich verdammt noch mal nicht so nennen sollst«, schrie ich und hämmerte weiter gegen die Tür.

In der Wohnung schlug eine Tür zu und Mr. Dinkys Bellen wurde leiser und aggressiver. »Hauen Sie ab«, gellte Mrs. Talbus dünne Stimme durch die Tür, »Sie können hier nicht mehr wohnen.«

Ich massierte meine schmerzende Handfläche. »Sie denken wohl, ich kann meine Miete nicht mehr zahlen?« Mir war es egal, dass mich die ganze Etage hören konnte. »Ich habe Geld, Mrs. Talbu. Sie können mich nicht einfach rausschmeißen. Ich habe die Miete für den nächsten Monat dabei.« Ich zog meinen durchnässten Scheck aus der Tasche und wedelte damit in Richtung Tür.

»Ich habe Ihr Schloss ausgetauscht. Hauen Sie ab, bevor man Sie umbringt.« Ihre Stimme war zittrig.

Ungläubig starrte ich die Tür an. Sie wusste von der Morddrohung der LS.? Und dann diese »arme alte Lady«-Masche. Sie konnte mich problemlos durch die Wand hindurch anschreien, wenn sie meine Musik zu laut fand. »Sie können mir nicht kündigen!«, rief ich voller Verzweiflung. »Ich habe Rechte.«

»Tote Hexen haben keine Rechte«, kommentierte Jenks.

»Verdammt noch mal, Mrs. Talbu!«, schrie ich nun. »Ich bin noch nicht tot!«

Keine Antwort. Ich stand da und dachte angestrengt nach. Sie wusste, dass ich kaum eine andere Zuflucht hatte. Vielleicht konnte ich in meinem neuen Büro wohnen, bis ich

etwas gefunden hatte. Wieder bei meiner Mutter einzuziehen kam nicht infrage und mit meinem Bruder hatte ich nicht mehr gesprochen, seit ich zur I. S. gegangen war.

»Und was ist mit meiner Kaution?« Hinter der Tür blieb es still. Meine Wut hatte inzwischen eine Form angenommen, die tagelang anhalten konnte. »Mrs. Talbu«, sagte ich ruhig, »wenn Sie mir nicht den Rest dieser Monatsmiete und meine Kaution geben, werde ich hier vor Ihrer Tür sitzen bleiben. Ich werde hier sitzen bleiben, bis mich der Zauber der LS. trifft. Wahrscheinlich werde ich hier explodieren. Das wird einen großen, blutigen Fleck auf Ihrem Teppich hinterlassen, der nicht mehr weggeht. Und Sie werden sich diesen großen, blutigen Fleck jeden Tag ansehen müssen. Verstehen Sie mich, Mrs. Talbu?« Ich machte eine kurze, bedrohliche Pause. »Sie werden Teile von mir an der Decke finden.«

Ich hörte ein Keuchen. »Oh, mein Gott, Dinky«, ächzte sie, »wo ist mein Scheckheft?«

Ich sah zu Jenks hoch und lächelte bitter.

Da war ein Rascheln, gefolgt von einem Moment der Ruhe und dem unverwechselbaren Reißen von Papier. Ich wunderte mich, warum sie immer noch einen auf alte Frau machte. Jeder wusste, dass sie härter war als versteinerter Dinosauriermist und uns wahrscheinlich alle überleben würde. Nicht einmal der Tod wollte sie haben.

»Ich werde allen von dir erzählen, du Miststück«, schrie sie durch die geschlossene Tür. »Du wirst in dieser Stadt nicht einmal mehr ein Kellerloch mieten können.«

Als ein Stück weißen Papiers unter der Tür

hindurchgeschoben wurde, schnellte Jenks hinunter. Er schwebte einen Moment über dem Fetzen und nickte schließlich zum Zeichen, dass alles in Ordnung war. Ich hob ihn auf und schaute auf die Summe. »Und was ist mit meiner Kaution? Wollen Sie nicht mit zu meinem Appartement kommen und alles überprüfen? Sich versichern, dass keine Nagellöcher mehr in der Wand sind oder Runen unter dem Teppich?«

Ich hörte einen gedämpften Fluch, dann ein weiteres Kritzeln und wieder kam ein weißes Stück Papier unter der Tür hervor. »Raus aus meinem Haus«, brüllte Mrs. Talbu, »bevor ich Dinky auf dich loslasse!«

»Ich liebe Sie auch, Sie alte Fledermaus.« Erbost, aber zufrieden löste ich meinen Wohnungsschlüssel vom Bund und ließ ihn auf den Boden fallen, bevor ich nach dem zweiten Scheck griff.

Dann ging ich zu meinen Sachen zurück, zögerte aber, als ich den verräterischen Geruch von Schwefel wahrnahm, der von ihnen ausging. Die Angst kehrte zurück. Ich starrte auf mein ganzes Leben, das auf einem Haufen gegen die Wand gelehnt war. Alles war verhext. Ich konnte nichts anrühren. Gott hilf mir - die LS. wollte mich tatsächlich umbringen.

»Ich kann doch nicht alles in Salz neutralisieren.« Man hörte das Klacken einer sich schließenden Tür.

»Ich kenne da diesen Typen, der hat eine Lagerhalle.« Jenks' Stimme war außergewöhnlich mitfühlend.

»Wenn ich ihn frage, holt er das Zeug ab und lagert es für dich ein. Du kannst die Sprüche dann später auflösen.«

Er zögerte und warf einen Blick auf meine CDs, die nachlässig in meinen größten Kupferkessel geworfen worden waren.

Ich nickte, lehnte mich an die Wand und ließ mich hinuntergleiten, bis ich auf dem Boden saß. Meine Kleidung, meine Schuhe, meine Musik, meine Bücher... *mein Leben?*

»0 nein«, meinte Jenks, »sie haben auch *The Best Of Takata* mit einem Fluch belegt.«

»Die ist signiert«, flüsterte ich erschöpft. Das Plastik würde ein kurzes Eintauchen in das Salzwasser überstehen, aber das Booklet mit dem Autogramm würde dabei ruiniert werden. Falls ich Takata noch mal anschrieb, würde er mir dann vielleicht ein neues schicken? Vielleicht erinnerte er sich an mich. Wir hatten einmal eine wilde Nacht lang zusammen in den Ruinen der alten Biolabore Phantome gejagt. Ich glaube, er hat sogar einen Song darüber geschrieben.

»New moon rising, sight unseen/Shadows of faith make a risky Vaccine.« Der Song war 16 Wochen lang in den Top Twenty. Ich runzelte die Stirn. »Gibt es irgendetwas, das sie nicht verflucht haben?«

Jenks landete auf dem Telefonbuch, das bei »Bestattungsunternehmer« aufgeschlagen war und zuckte mit den Schultern.

»Na klasse.« Plötzlich erinnerte ich mich daran, was Ivy letzte Nacht über Leon Bairn gesagt hatte. Kleine Hexenklumpen, die sich über seine Veranda verteilten. Ich musste schlucken. Ich konnte nicht nach Hause gehen. *Wie zur Hölle sollte ich Denon ausbezahlen?*

Mein Kopf begann wieder zu schmerzen. Jenks ließ sich auf meinem Ohrring nieder, als ich meinen Pappkarton nahm und die Treppe hinunterging. Eins nach dem anderen. »Wie heißt der Typ mit der Lagerhalle? Kann er meine Sachen auch von dem Fluch reinigen, wenn ich ein bisschen was drauflege?«

»Wenn du ihm erklärst, wie das geht. Er ist keine Hexe.«

Ich versuchte, mich zu konzentrieren. Mein Handy war zwar in meiner Tasche, aber der Akku war leer. Das Ladegerät war irgendwo bei meinen unbrauchbaren Sachen. »Ich kann ihn vom Büro aus anrufen.«

»Er hat kein Telefon.« Jenks rutschte von dem Ohrring und brachte sich rückwärts auf Augenhöhe mit mir. Der Verband an seinem Flügel hatte sich gelöst und ich wusste nicht, ob ich ihm damit helfen sollte. »Er lebt in den Hollows«, fügte er hinzu. »Ich werde ihn für dich fragen. Er ist schüchtern.«

Ich griff nach dem Türknauf und zögerte dann. Mit dem Rücken zur Wand zog ich den ausgebleichten gelben Vorhang zur Seite und spähte aus dem Fenster. Die Nachmittagssonne schien und in dem schäbigen Vorgarten war alles ruhig. Das Brummen eines Rasenmähers und der Verkehrslärm drangen gedämpft durch das Glas. Schließlich entschied ich mich dafür, draußen auf die Ankunft des Busses zu warten.

»Er bevorzugt Cash«, sagte Jenks und flog auf die Fensterbank. »Ich werde ihn zum Büro bringen, wenn er deine Sachen verräumt hat.«

»Du meinst das, was nicht in der Zwischenzeit Beine

bekommen hat«, erwiderte ich, wusste aber, dass die Sachen sicher waren. Zaubersprüche, besonders die schwarzen, richteten sich normalerweise auf ein bestimmtes Ziel. Aber man weiß ja nie. Für mein billiges Zeug würde niemand seinen Hals riskieren. »Danke, Jenks.« Er hatte mir nun schon zweimal den Arsch gerettet. Das beunruhigte mich irgendwie und weckte mein Schuldbewusstsein.

»Hey, dafür sind doch Partner da.« Das war zwar wenig hilfreich, aber sein Enthusiasmus munterte mich ein wenig auf. Lächelnd stellte ich die Kiste ab und wartete.

5

Im Bus war es ruhig, da der Hauptverkehr zu dieser Tageszeit aus den Hollows kam. Kurz nachdem wir den Fluss in südlicher Richtung überquert hatten, war Jenks durch das Fenster abgehauen. Seiner Meinung nach würde mir die I. S. in einem Bus voller Zeugen nichts antun. Ich war mir da zwar nicht so sicher, aber ich wollte ihn auch nicht bitten, bei mir zu bleiben.

Ich hatte dem Fahrer die Adresse genannt und er hatte sich bereit erklärt, mir Bescheid zu sagen, wenn wir da waren. Er war ein Mensch und ziemlich knochig. Trotz der Vanillewaffeln, die er sich wie Geleebonbons in den Mund stopfte, hing seine verwaschene blaue Uniform wie ein Sack an ihm herunter.

Die meisten Fahrer von Cincinnatis öffentlichen

Verkehrmitteln kamen mit den Inderlandern gut klar, aber nicht alle. Die Menschen reagierten sehr unterschiedlich auf uns. Einige fürchteten uns, andere nicht. Einige wollten so sein wie wir, andere wollten uns umbringen. Einige wenige wohnten wegen der günstigeren Steuerklasse in den Hollows, aber die meisten lehnten das ab.

Kurz nach dem *Wandel* gab es eine unerwartete Abwanderung in die Innenstadt. Fast jeder Mensch, der es sich leisten konnte, zog dorthin. Die Psychologen hatten es als das »Nest-Syndrom« bezeichnet. Im Nachhinein war dieses landesweite Phänomen verständlich. Die Inderlander hingegen waren ganz wild darauf, sich die Anwesen in den Außenbezirken zu schnappen. Sie wurden von der Aussicht angelockt, ein wenig mehr Land ihr Eigen nennen zu können, vor allem bei den drastisch fallenden Grundstückspreisen. Erst seit Kurzem kam es zu einem gewissen Ausgleich der Bevölkerungsschichten. Gut situierte Inderlander zogen wieder zurück in die Stadt und die weniger gut gestellten, aber besser informierten Menschen entschieden sich dafür, lieber in einem netten Inderlander-Viertel zu leben als in einem vermüllten Menschendistrikt. Mal abgesehen von einem kleinen Bereich in der Nähe der Universität war es aber immer noch so, dass die Menschen in Cincinnati lebten und die Inderlander am anderen Flussufer in den Hollows. Uns war es egal, dass die meisten Menschen unsere Stadtteile mieden wie die Ghettos vor dem *Wandel*.

Die Hollows sind zu einer Bastion des Inderlander-Lebens geworden - an der Oberfläche angenehm und zwanglos, die

latenten Probleme sorgfältig verborgen. Die meisten Menschen sind erstaunt darüber, wie normal die Hollows erscheinen, obwohl es ganz logisch ist, wenn man darüber nachdenkt. Unsere Geschichte war die der Menschheit. Wir sind '66 nicht einfach vom Himmel gefallen, wir sind auch über Ellis Island emigriert. Wir haben im Bürgerkrieg gekämpft, im Ersten Weltkrieg und im Zweiten Weltkrieg -einige von uns sogar in allen dreien. Wir haben unter der großen Depression gelitten und wie jeder andere auch darauf gewartet, herauszufinden, wer JR erschossen hat.

Aber einige gefährliche Unterschiede blieben bestehen, und jeder Inderlander über fünfzig hat den Anfang seines oder ihres Lebens damit verbracht, diese Unterschiede zu verschleiern. Eine Angewohnheit, die bis heute fortgeführt wurde.

Die Häuser waren bescheiden und weiß, gelb oder manchmal auch pink angestrichen. Es gab keine Spukhäuser, außer dem Loveland Castle im Oktober, wenn es zu einem der unheimlichsten Orte auf beiden Seiten des Flusses wurde. Es gab hier Schaukeln, Swimming Pools, Fahrräder auf dem Rasen und Autos in den Einfahrten. Man musste schon genau hinsehen, um zu erkennen, dass die Blumen in Form schützender Symbole arrangiert oder die Fenster im Erdgeschoss oft zugemauert waren. Die wilde, gefährliche Realität zeigte sich nur in den Tiefen der Stadt, wo die Leute zusammenkamen und ihre Gefühle mit ihnen durchgingen: in den Freizeitparks, den Tanzclubs, den Bars und den Kirchen. Aber *nie* bei uns zu Hause.

Hier war es ruhig - sogar nachts, wenn die Bewohner normalerweise wach waren. Es war immer diese Ruhe, die ein Mensch zuerst bemerkte, die ihn nervös machte und seine Instinkte aktivierte.

Ich entspannte mich ein wenig, während ich aus dem Fenster sah und die schwarzen, lichtabweisenden Jalousien zählte. Die Stille des Viertels schien in den Bus einzudringen, sogar die wenigen Fahrgäste waren verstummt. Irgendetwas an den Holiows strahlte einfach etwas Heimeliges aus.

Der Bus hielt und ich zuckte nervös zusammen, als der Typ hinter mir beim Aufstehen gegen meine Schulter stieß. Mit schnellen Schritten eilte er die Treppe hinunter und in die Sonne hinaus. Dann teilte mir der Fahrer mit, dass ich beim nächsten Halt aussteigen musste, und ich stand auf, während er den Bus in eine Seitenstraße lenkte, um mich quasi bis vor die Tür zu bringen. Mit dem Karton im Arm verließ ich den Bus und trat in den Halbschatten hinaus. Der Bus verschwand hinter einer Ecke, mit ihm das Motoren-Geräusch und die letzten Spuren menschlicher Lebensart.

In der einsetzenden Stille waren Vögel zu hören, irgendwo in der Nähe schrien Kinder und ein Hund bellte. Bunte Kreiderunen zierten den maroden Gehweg und eine vergessene Puppe mit aufgemalten Fangzähnen lächelte mich ausdruckslos an. Auf der anderen Seite der Straße lag eine kleine Kirche, deren Turmspitze sich über den Baumwipfeln erhob.

Ich drehte mich um und betrachtete das Objekt, das Ivy für uns gemietet hatte: ein einstöckiges Haus, das gut als Büro

genutzt werden konnte. Das Dach schien neu zu sein, aber der Mörtel am Schornstein bröckelte schon ab. Der Rasen im Vorgarten musste gemäht werden, dafür gab es aber sogar eine Garage, durch deren offenes Tor man einen rostigen Rasenmäher sehen konnte.

Es wird schon gehen, dachte ich und öffnete das Tor zu dem von Maschendrahtzaun umgebenen Vorgarten. Ein alter schwarzer Mann saß auf der Veranda und schaukelte sich in den Abend hinein. *Der Vermieter? Ex* trug eine dunkle Brille gegen die späte Nachmittagssonne und ich fragte mich, ob er ein Vampir war. Sein gelocktes Haar wurde um die Schläfen schon grau, und obwohl er glatt rasiert war, sah er schlampig aus. An seinen Schuhen und auf den Knien seiner Jeans waren Schlammspuren zu erkennen. Er sah verbraucht und müde aus - ausrangiert, wie ein unerwünschter Ackergaul, der aber noch ein weiteres Jahr mitspielen will.

Der Mann stellte ein großes Glas auf dem Geländer ab, als ich auf ihn zukam. »Ich kaufe nichts«, sagte er, während er die Sonnenbrille abnahm und in seine Hemdtasche steckte.

Zögernd sah ich von der untersten Stufe zu ihm hoch. »Wie bitte?«

Er räusperte sich. »Was auch immer du verkaufst - ich will es nicht. Ich habe genügend Kerzen für Flüche, Süßigkeiten und Magazine. Und ich habe nicht das Geld für eine neue Außenverkleidung, Wasserreiniger oder ein Solarium.«

»Ich verkaufe nichts, ich bin Ihr neuer Mieter.«

Er richtete sich in seinem Stuhl auf und sah so irgendwie noch ungepflegter aus. »Mieter? Oh, du meinst gegenüber.«

Verwirrt schob ich die Kiste auf die andere Hüfte. »Das hier ist doch 1597 Oakstaff, oder nicht?«

Er lachte in sich hinein. »Das ist über die Straße.«

»Entschuldigen Sie die Störung.« Ich drehte mich um, um zu gehen.

»Jepp«, sagte der Mann, und ich wartete, um nicht unhöflich zu sein.

»In dieser Straße verlaufen die Hausnummern andersherum, die ungeraden Nummern sind auf der falschen Straßenseite.« Er lächelte und die Falten um seine Augen vertieften sich. »Sie haben nicht einmal nachgefragt, als sie die Nummern vergeben haben.« Er streckte die Hand aus. »Ich bin Keasley.«

Nachbarn, dachte ich genervt, als ich die Treppe hochstieg. Am *besten immer freundlich sein.* »Rachel Morgan.«

Er strahlte und klopfte mir väterlich auf die Schulter. Die Kraft seines Händedrucks überraschte mich, wie auch der Geruch nach Rotholz, der von ihm ausging. Er war ein Hexenmeister oder zumindest ein Hexer. Seine Vertraulichkeit gefiel mir nicht besonders und so trat ich einen Schritt zurück, als er mich losließ. Auf der Veranda war es kühler und ich fühlte mich ziemlich groß unter der niedrigen Decke.

»Bist du mit dem Vamp befreundet?« Er deutete mit dem Kopf auf die andere Straßenseite.

»Ivy? Ja.«

Er nickte langsam, so als ob das wichtig wäre. »Seid ihr zusammen ausgestiegen?«

Ich blinzelte. »Diese Neuigkeiten verbreiten sich schnell.«

Er lachte »Yup. Das tun sie wohl.«

»Haben Sie keine Angst davor, dass mich hier auf der Veranda ein Fluch trifft und ich Sie mitnehme?«

»Nein.« Er lehnte sich im Schaukelstuhl zurück und griff nach dem Glas. »Ich hab dir das hier abgenommen.« Er hielt ein kleines, selbsthaftendes Amulett hoch. Als ich etwas erwidern wollte, warf er es in sein Glas. Was ich für Limonade gehalten hatte, qualmte, als sich der Spruch auflöste. Gelber Rauch stieg auf, den er mit einer dramatischen Handbewegung verteilte. »O Mann, das ist aber ein wirklich Fieser.«

Salzwasser? Er grinste, als er meinen offensichtlichen Schock bemerkte. »Dieser Typ im Bus...«, stotterte ich und stolperte über die Veranda. Der gelbe Schwefel kroch die Stufen hinab, als wollte er mich finden.

»Nett, Sie kennengelernt zu haben, Ms. Morgan.« Ich taumelte auf den Gehweg und in den Sonnenschein. »Ein Vampir und ein Pixie können dich einige Tage am Leben erhalten, aber nur, wenn du in Zukunft vorsichtiger bist.«

Ich schaute die Straße hinab, in Richtung des längst verschwundenen Busses. »Der Typ im Bus...«

Keasley nickte. »Du hast recht, wenn du denkst, dass sie zumindest nichts in Anwesenheit von Zeugen versuchen werden. Aber du musst auf Amulette aufpassen, die erst dann losgehen, wenn du allein bist.«

Ich hatte die verzögerten Sprüche vergessen. Und woher hatte Denon das Geld? Ich verzog das Gesicht, als es mir klar

wurde - es war Ivys Auslösesumme, mit der die Anschläge auf mich finanziert wurden. Na super.

»Ich bin den ganzen Tag zu Hause«, sagte Keasley. »Komm ruhig rüber, wenn du reden willst. Ich gehe nicht mehr oft raus. Arthritis.« Vielsagend schlug er sich aufs Knie.

»Danke... dass Sie den Fluch gefunden haben.«

»Es war mir eine Freude«, erwiderte er und sah zur Decke der Veranda, wo sich langsam ein Ventilator drehte.

Beunruhigt machte ich mich wieder auf den Weg. Wusste schon die ganze Stadt über meinen Ausstieg Bescheid? Vielleicht hatte er es aber auch von Ivy erfahren.

Plötzlich fühlte ich mich auf offener Straße sehr verwundbar. Nervös wechselte ich die Straßenseite und hielt nach den Hausnummern Ausschau. 1593 war das kleine gelbe Haus, in dessen Vorgarten zwei ineinander verkeilte Fahrräder lagen. Das gepflegte Backsteinhaus in der anderen Richtung hatte die Nummer 1601. Zwischen den beiden gab es nur die alte Kirche. Ich erstarrte. Eine Kirche?

Ich hörte ein hohes Summen und duckte mich instinktiv.

»Hi, Rachel!« Jenks hielt an und schwebte in sicherer Entfernung von mir.

»Verdammt noch mal, Jenks!« Als ich den alten Mann lachen hörte, wurde ich rot. »Lass das sein.«

»Dein Zeug ist untergebracht«, sagte Jenks. »Ich habe dafür gesorgt, dass er alles schön ordentlich aufstapelt.«

»Es ist eine Kirche.«

»Kein Scheiß, Sherlock. Warte, bis du den Garten siehst.«

Ich blieb unbeeindruckt. »Es ist eine Kirche.«

Jenks schwebte bewegungslos in der Luft und wartete auf mich. »Es gibt einen großen Hinterhof, ideal für Partys.«

»Jenks - das ist eine Kirche. Der *Hinterhof* ist ein Friedhof.«

»Nicht alles davon.« Er wurde ungeduldig. »Und es ist auch keine Kirche mehr. In den letzten zwei Jahren war es eine Tagesstätte. Außerdem ist hier seit dem *Wandel* niemand mehr begraben worden.«

»Haben sie die Leichen umgebettet?«

»Natürlich haben sie die Leichen weggebracht. Meinst du, ich bin blöd? Denkst du, ich würde irgendwo leben, wo es tote *Menschen* gibt? Gott hilf mir. Das ganze Ungeziefer, das aus den Körpern kriecht, Krankheiten, Viren und jede Menge Dreck, der in den Boden sickert und sich festsetzt!«

Ich verlagerte noch einmal das Gewicht des Kartons in meinem Arm und stieg die ausladende Kirchentreppe hinauf. Jenks hatte natürlich keinen blassen Schimmer, ob man die Leichen entfernt hatte. Die dunklen Steinstufen waren rutschig und durch jahrzehntelangen Gebrauch abgenutzt. Schließlich stand ich vor einer hohen Doppeltür aus rotem Holz, die mit Metallbeschlägen versehen war. Auf einer Seite war ein Schild angebracht: »Donna's Daycare«. Ich zog einen Türflügel auf und war erstaunt, wie schwer er war. Es gab noch nicht mal ein Schloss, nur einen Riegel an der Innenseite.

»Natürlich haben sie die Leichen weggebracht«, wiederholte Jenks und flitzte durch die Kirche. Ich hätte hundert Mäuse gewettet, dass er auf dem Weg in den Garten war, um das zu überprüfen.

»Ivy?« Ich versuchte, die Tür hinter mir zuzuknallen. »Ivy, bist du da?« Meine Stimme hallte in dem von hier aus nicht einsehbaren Altarraum. Das Echo war dumpf, als würde es durch das Buntglas abgeschwächt. Seitdem mein Dad gestorben war, hatte ich keine Kirche mehr von innen gesehen, höchstens ab und zu die kitschigen Sprüche auf den beleuchteten Werbeschildern im Vorgarten gelesen.

Das fensterlose Foyer war mit schwarzen Holzpaneelen ausgekleidet. Warm und ruhig war es hier und die Atmosphäre der heiligen Handlungen schien noch immer präsent zusein. Ich stellte den Karton auf dem Holzboden ab und bewunderte das Spiel der grünen und bernsteinfarbenen Sonnenstrahlen, die durch das Buntglasfenster fielen.

»Bin sofort unten!« Ivys fast schon fröhliche Stimme schien von weither zu kommen. Wo in aller Welt war sie? Ihre Stimme tönte von überall und nirgends.

Das leise Klicken eines Riegels war zu hören und Ivy kam hinter einem der Paneele hervor. Hinter ihr konnte ich eine schmale Wendeltreppe erkennen, die nach oben führte. »Ich habe meine Eulen im Glockenturm untergebracht.« Ihre braunen Augen waren strahlender, als ich sie je gesehen hatte. »Es ist ein idealer Lagerraum, voller Regale und Trockenständer. Allerdings hat irgendjemand seine Sachen da oben zurückgelassen. Sollen wir es später zusammen durchgehen?«

»Das ist ein Kirche, Ivy.«

Sie blieb stehen, verschränkte die Arme vor der Brust und

sah mich an; ihr Gesicht war auf einmal ausdruckslos.

»Da sind tote Leute im Garten«, fügte ich hinzu. Sie riss sich zusammen und ging in den Altarraum. »Du kannst die Grabsteine von der Straße aus sehen!« Ich blieb hartnäckig und folgte ihr hinein.

Die Kirchenbänke und der Altar waren verschwunden, sodass der Raum nun leer war bis auf das Podium. Die Holzverkleidung unter den großen, nicht zu öffnenden Buntglasfenstern war die gleiche wie im Foyer. Ein verblichener Schatten an der Wand erinnerte daran, dass hier mal ein riesiges Kreuz über dem Altar gehangen hatte. Die Decke war ungefähr drei Stockwerke hoch. Während ich meinen Blick über das Gebälk schweifen ließ, überlegte ich, wie schwer der Raum im Winter zu beheizen sein musste. Es war nur ein ausgeräumter großer Raum, aber diese nüchterne Leere schien das Gefühl des Friedens zu verstärken.

»Und wie viel wird das Ganze kosten?«, fragte ich in dem Versuch, meine Wut aufrechtzuerhalten.

»Siebenhundert im Monat, Nebenkosten - ahm - inklusive«, erwiderte Ivy ruhig.

»Siebenhundert.« Ich war überrascht. Mein Anteil wären dann dreihundertfünfzig; für meine Einzimmer-»Residenz« in der Stadt zahlte ich vierhundertfünfzig. Das war gar nicht mal schlecht. Und es gab einen Garten. *Nein,* dachte ich und meine schlechte Laune kehrte zurück. *Es ist ein Friedhof.*

»Wohin gehst du?«, fragte ich Ivy, die sich wieder in Bewegung gesetzt hatte. »Ich rede mit dir!«

»Ich hole mir eine Tasse Kaffee. Willst du auch eine?« Sie verschwand durch die Tür an der Rückseite des Podiums.

»Okay, die Miete ist günstig - ja, ich wollte etwas Billiges. Aber es ist eine Kirche! Man kann doch kein Geschäft von einer Kirche aus führen!« Wütend stapfte ich hinter ihr her, vorbei an sich gegenüberliegenden Damen- und Herrentoiletten. Ein paar Schritte weiter kamen wir an einer geöffneten Tür vorbei. Ich warf einen flüchtigen Blick in den leeren Raum - er hatte eine angenehme Größe, auch wenn er ein wenig hallte. Das Buntglasfenster mit Heiligendarstellungen wurde durch einen Stock offen gehalten, um den Raum auszulüften. Von draußen drang das Geräusch schimpfender Spatzen herein. Das Zimmer sah aus wie ein ehemaliges Büro, das zu einer Schlafstube für Kinder umfunktioniert worden war. Der Holzboden war staubig, aber abgesehen von ein paar Kratzern völlig intakt.

Etwas besänftigt schaute ich über den Flur in den gegenüberliegenden Raum. Dort standen einige offene Kisten und ein ordentlich gemachtes Bett. Bevor ich genauer hinsehen konnte, tauchte Ivy vor mir auf und zog die Tür zu.

»Das sind deine Sachen.« Fassungslos starrte ich sie an.

Ihr Gesicht war ausdruckslos. Das flößte mir mehr Angst ein, als wenn sie mich in ihren Bann gezogen hätte. »Ich werde eine Weile hier bleiben müssen, bis ich irgendwo ein Zimmer gefunden habe.« Sie zögerte und schob sich eine Haarsträhne hinter's Ohr. »Hast du ein Problem damit?«

»Nein«, erwiderte ich leise und schloss irritiert die Augen.

Heilige Philomena! Schließlich musste ich auch im Büro

leben, bis ich alles geklärt hatte. Ich öffnete die Augen und erschrak, als ich Ivys Blick auffing. Es war eine Mischung aus Angst und - Vorfreude?

»Ich werde mich auch hier einquartieren müssen.« Das Ganze gefiel mir überhaupt nicht, aber es gab wohl keine andere Möglichkeit. »Meine Vermieterin hat mich rausgeschmissen. Der Karton vorne an der Tür ist alles, was ich habe, bis meine Sachen gereinigt werden. Die I. S. hat die ganzen Sachen in meinem Apartment mit einem Fluch belegt und mich im Bus fast drangekriegt. Und dank meiner Vermieterin wird in dieser Stadt niemand mehr etwas an mich vermieten. Denon hat mich auf die Abschussliste gesetzt, genau wie du gesagt hast.« Ich versuchte vergeblich, nicht allzu weinerlich zu klingen.

In Ivys Augen war noch immer dieser seltsame Glanz. Ich fragte mich, ob ihre Geschichte vom nicht-praktizierenden Vampir der Wahrheit entsprach.

»Du kannst das leere Zimmer haben«, sagte sie betont gleichgültig.

Ich nickte kurz. *Okay,* dachte ich und holte tief Luft. Jetzt lebte ich also in einer Kirche - mit Leichen im Garten, einer Morddrohung der I. S. und einem Vamp auf der anderen Seite des Flurs. Würde sie es bemerken, wenn ich an der Innenseite meiner Tür ein Schloss anbrächte? Würde das überhaupt einen Unterschied machen?

Die Küche war halb so groß wie der Altarraum und im Gegensatz dazu komplett eingerichtet und modern, voll glänzendem Metall, glitzerndem Chrom und hellem,

fluoreszierendem Licht. Der Kühlschrank war riesig. Ein Gasherd inklusive Backofen nahm die eine Seite des Raumes ein, ein Elektroherd mit mehreren Cerankochfeldern die andere. In der Mitte gab es eine stählerne Arbeitsplatte mit leeren Regalen darunter. An dem Drahtgestell darüber hingen zahlreiche metallene Küchenutensilien, Pfannen und Schalen. Es war die Traumküche jeder Hexe. Ich würde meine Zaubersprüche und mein Abendessen nicht mehr auf demselben Herd zubereiten müssen.

Abgesehen von dem abgenutzten Holztisch und den Stühlen in der Ecke sah die ganze Küche so aus, als sei sie einer Fernsehkochshow entsprungen. Ein Ende des Tisches war als Arbeitsplatz eingerichtet; der große Computerbildschirm blinkte hektisch, während sich der PC durch die verschiedenen Leitungen wählte, um den beständigsten Link ins Netz zu finden. Das Programm war sicher nicht billig gewesen.

Ivy räusperte sich, als sie den Schrank neben der Spüle öffnete. Bis auf drei nicht zusammenpassende Becher war er leer. »Sie haben wegen dem Gesundheitsamt vor fünf Jahren eine neue Küche eingebaut. Die Gemeinde war nicht sonderlich groß und am Ende konnten sie es nicht bezahlen. Deshalb vermieten sie die Kirche; sie versuchen mit dem Geld den Kredit abzuzahlen.«

Während Ivy den Kaffee einschenkte, strich ich mit dem Finger über das makellose Metall des Arbeitstisches. Diese Platte hatte noch nie ein Stück Apfelkuchen oder ein Blech Kekse gesehen. »Sie wollen ihre Kirche zurück.« Sie wirkte

sehr schmal, wie sie sich so gegen die Theke lehnte und den Becher in ihren blassen Händen hielt. »Aber sie stirbt, die Gemeinde. Sie finden keine neuen Mitglieder. Wirklich traurig. Das Wohnzimmer ist gleich hier hinten.«

Ich wusste nicht, was ich sagen sollte. Also hielt ich meine Klappe und folgte ihr in den Flur bis zu einem schmalen Durchgang. Das Wohnzimmer war gemütlich und sehr geschmackvoll eingerichtet - zweifellos alles Ivys Sachen. Hier fand ich die ersten Anzeichen von Sanftheit und Wärme in dem gesamten Gebäude, auch wenn alles in Grautönen gehalten war und die Fenster bloß aus einfachem Glas bestanden. Es war einfach wundervoll. Langsam entspannte ich mich etwas. Ivy griff nach einer Fernbedienung und leiser Jazz erklang. Vielleicht würde es gar nicht so schlimm werden.

»Sie hätten dich also beinahe erwischt?« Sie warf die Fernbedienung auf den Kaffeetisch und ließ sich in einem der feudalen grauen Veloursledersessel nieder, die neben dem leeren Kamin standen. »Bist du okay?«

»Yeah«, gestand ich säuerlich. Ich versank fast bis zu den Knöcheln in dem teuren Läufer. »Ist das alles dein Zeug? Ein Typ hat mich angerempelt und mir ein Amulett angehängt, das erst losgehen sollte, wenn es keine Zeugen oder Opfer mehr gegeben hätte - außer mir natürlich. Ich kann einfach nicht glauben, dass Denon es so ernst meint. Du hattest recht.«

Ich versuchte krampfhaft, gelassen zu klingen, damit Ivy nicht merkte, wie erschüttert ich war. Zur Hölle, ich wollte

mich nicht mal selbst damit auseinandersetzen, wie geschockt ich war. Irgendwie würde ich das Geld schon zusammenbekommen, um mich aus dem Vertrag freizukaufen. »Ich hatte verdammtes Glück, dass der alte Typ von gegenüber es mir abgenommen hat.« Ich nahm ein Foto in die Hand, das Ivy mit einem Golden Retriever zeigte. Sie lächelte breit und zeigte ihre Zähne. Ich bekam eine Gänsehaut.

»Was für ein alter Typ?«

»Auf der anderen Straßenseite. Er hat dich beobachtet.« Ich stellte das gerahmte Bild wieder hin und glättete die Kissen des ihr gegenüber stehenden Sessels, bevor ich mich setzte. Passende Einrichtung, wie nett. Es gab sogar eine alte Kaminuhr, die beruhigend tickte. In einer Ecke stand ein Widescreen-Fernseher mit einem eingebauten CD Player. Der DVD-Player im Fach darunter war auch nicht von schlechten Eltern. Ivy schien Ahnung von Unterhaltungselektronik zu haben.

»Ich bringe meine Sachen her, sobald sie von dem Fluch gereinigt worden sind.« Neben dieser Ausstattung würde mein Zeug noch billiger aussehen. »Was die Reinigung übersteht«, fügte ich hinzu.

Die Reinigung überstehen? Ich schloss meine Augen und massierte meine Stirn. »O nein. Ich kann meine Amulette ja gar nicht von dem Fluch befreien.«

Ivy balancierte ihren Becher auf einem Knie, während sie ein Magazin durchblätterte. »Hmm?«

»Die Amulette«, stöhnte ich. »Die I. S. hat meine Amulette

verflucht. Wenn ich sie in Salzwasser eintauche, um den Fluch zu brechen, wird sie das ruinieren. Und ich kann mir auch keine neuen kaufen.« Ich verzog das Gesicht, als ich ihren verständnislosen Blick sah. »Wenn die I. S. in meiner Wohnung war, dann war sie bestimmt auch in dem Laden. Ich hätte gestern noch welche kaufen sollen, bevor ich gekündigt habe. Aber ich hätte nie gedacht, dass es sie überhaupt interessiert, wenn ich gehe.« Lustlos richtete ich den Schirm der Tischlampe. Es hatte sie ja auch nicht interessiert, bis Ivy mit mir gegangen war. Deprimiert starrte ich an die Decke.

»Ich dachte, du weißt, wie man einen Zauber herstellt«, bemerkte Ivy vorsichtig.

»Ja, aber es ist eine Scheißarbeit. Und wo bekomme ich die Zutaten her?« Ich fühlte mich elend. Die Amulette alle selbst machen zu müssen...

Ich hörte das Rascheln von Papier, hob meinen Kopf und beobachtete Ivy, wie sie in ihrem Magazin blätterte. Auf dem Cover war Schneewittchen mit einem Apfel abgebildet. Ihr Lederkorsett war offen, sodass man ihren Bauchnabel sehen konnte. Ein Tropfen Blut funkelte wie ein Juwel in ihrem Mundwinkel. Das warf ein ganz neues Licht auf die Sache mit dem Schlafzauber. Mr. Disney wäre erschüttert gewesen. Es sei denn, er war ein Inderlander. Das würde einiges erklären.

»Kannst du dir nicht einfach kaufen, was du brauchst?«, fragte Ivy.

Ich meinte, einen Hauch von Sarkasmus in der Frage zu hören. »Doch, aber bevor ich es benutzen könnte, müsste ich

alles in Salzwasser tauchen, um sicherzugehen, dass nicht daran herumgepfuscht wurde. Es wäre fast unmöglich, das ganze Salz loszuwerden. Und das würde die Mischung verfälschen.«

Jenks schoss mit einem irritierenden Winseln aus dem Kamin, umgeben von einer Rußwolke. Ich fragte mich, wie lange er schon im Schornstein gesessen und uns belauscht hatte. Er landete auf einer Box mit Papiertüchern und wischte einen Fleck von seinem Flügel, wobei er aussah wie eine Kreuzung aus Libelle und Zwergkatze. »Sind wir ein bisschen besessen?«, fragte er und beantwortete dadurch gleichzeitig meine unausgesprochene Frage.

»Kaum ist die I. S. hinter dir her und will dich mit ihrer schwarzen Magie schnappen, schon wirst du paranoid.« Genervt schlug ich gegen die Tücherbox, sodass er in die Luft geschleudert wurde.

Er fing sich schnell und verharrte im Schwebeflug zwischen mir und Ivy. »Du hast den Garten noch nicht gesehen oder, Sherlock?«

Ich warf das Kissen nach ihm, dem er spielend auswich, woraufhin es die Lampe neben Ivy traf. Beiläufig fing diese sie auf, bevor sie auf dem Boden aufschlug. Dabei wandte sie weder den Blick von ihrem Magazin noch vergoss sie auch nur einen Tropfen von dem Kaffee, den sie noch immer auf ihrem Knie balancierte. Meine Nackenhaare stellten sich auf. »So sollst du mich auch nicht nennen«, fuhr ich Jenks an, um meine Furcht zu überspielen. Selbstzufrieden schwebte er vor mir auf und ab. »Was?«, fragte ich abfällig. »Im Garten

findet man mehr als Gras und tote Leute?«

»Könnte sein.«

»Wirklich?« Das wäre das erste positive Erlebnis des Tages. Ich stand auf, um einen Blick aus der Hintertür zu riskieren. »Kommst du mit?«

Ivy studierte gerade eine Anzeige für Ledervorhänge. »Nein«, sagte sie, scheinbar völlig desinteressiert.

Also war es Jenks, der mich durch die Hintertür in den Garten begleitete. Die untergehende Sonne war noch stark genug, um Feuchtigkeit aus dem Boden zu ziehen, wodurch der Duft der Pflanzen verstärkt wurde. Ich atmete tief ein. Irgendwo in der Nähe musste eine Eberesche stehen sowie eine Birke und eine Eiche. Jenks' Kinder flogen lärmend umher und jagten einen gelben Schmetterling durch die üppige Vegetation. Sowohl die Kirchenwände als auch die Außenmauer waren mit Pflanzen überzogen. Das Mauerwerk verlief um das gesamte Grundstück und schirmte die Kirche von den umliegenden Häusern ab.

Ein weiterer, wesentlich niedrigerer Wall trennte den Garten von dem kleinen Friedhof ab. Ich sah hinüber und entdeckte ein paar Kräuter zwischen dem hoch gewachsenen Gras und den Grabsteinen, und zwar nur jene, deren Kraft sich verstärkte, wenn sie zwischen den Toten wuchsen. Je genauer ich hinschaute, desto größer wurde meine Ehrfurcht. Der Garten war vollkommen. Sogar die seltensten Pflanzen gab es hier.

»Er ist perfekt«, flüsterte ich und ließ meine Finger durch ein Büschel Zitronengras gleiten. »Hier gibt es alles, was ich

je brauchen könnte. Wie ist das alles hierher gekommen?«

»Laut der alten Dame -« Ivys Stimme war direkt hinter mir.

»Ivy!« Ich fuhr herum und sah sie ruhig auf dem Weg stehen, in das Licht der untergehenden Sonne getaucht. »Lass das sein!« *Gruseliger Vamp,* dachte ich, *ich sollte ihr eine Glocke umhängen.*

»Sie sagte, der letzte Pfarrer sei ein Hexenmeister gewesen. Er hat wohl den Garten angelegt. Ich könnte unsere Miete um fünfzig Dollar drücken, wenn sich einer von uns um die Anlage kümmert.«

Mir kam es vor, als hätte ich einen Schatz entdeckt. »Ich mache das.«

Jenks tauchte aus einem Veilchenbeet auf. Auf seiner violetten Hose waren Pollenflecken, die gut zu seinem gelben Hemd passten. »Du willst mit den Händen arbeiten - mit diesen Nägeln?«

Ich schaute auf meine perfekten, rot lackierten Fingernägel. »Das ist keine Arbeit, das ist wie... eine Therapie.«

»Was auch immer.« Seine Aufmerksamkeit galt bereits wieder seinen Kindern und er schwirrte ab, um den Schmetterling zu retten, um den ein wilder Kampf entbrannt war.

»Was meinst du, ist alles da, was du brauchst?«, fragte Ivy, die bereits wieder auf dem Weg nach drinnen war.

»So ziemlich. Salz kann man nicht verfluchen, demnach ist mein Vorrat vermutlich okay. Aber ich brauche meinen guten Kessel und meine Bücher.«

Ivy blieb stehen. »Ich dachte, für die Hexenlizenz müsste man die Tränke auswendig kennen.«

Verlegen bückte ich mich, um einen Grashalm aus der Erde zu ziehen, der neben einer Rosmarinpflanze wuchs. Niemand machte seine eigenen Amulette, wenn er es sich leisten konnte, sie zu kaufen. »Ja«, gab ich schließlich zu, ließ den Grashalm fallen und kratzte den Dreck unter meinen Fingernägeln weg. »Aber ich bin aus der Übung.« Ich seufzte. Das würde schwieriger werden als gedacht.

Ivy schien das Problem noch immer nicht zu verstehen. »Kannst du sie nicht im Internet bekommen? Die Rezepte meine ich.«

»Ich soll dem Internet vertrauen? Tolle Idee.«

»Auf dem Dachboden sind einige Bücher.«

»Sicher«, sagte ich sarkastisch. »>Hundert Zaubersprüche für Anfänger«. Jede Kirche hat ein Exemplar vorrätig.«

»Du brauchst nicht gleich pampig zu werden.« Ivys Pupillen weiteten sich. »Ich dachte ja nur, wenn einer der Geistlichen eine Hexe war und hier die ganzen Pflanzen eingesetzt hat, dann hat er vielleicht auch seine Bücher hier zurückgelassen. Die alte Dame hat erzählt, er habe sich mit einem der jüngeren Gemeindemitglieder aus dem Staub gemacht. Das ist also wahrscheinlich sein Kram auf dem Dachboden - verstaut für den Fall, dass er den Mumm hat, noch einmal zurückzukommen.«

Das Letzte, was ich wollte, war ein wütender Vampir, der auf der anderen Seite des Flurs schlief. »Sorry. Ich werde es mir ansehen. Und mit etwas Glück finde ich später bei

meiner Suche nach einer Säge, mit der ich meine Amulette zuschneiden kann, im Schuppen auch einen Sack mit Streusalz.«

Alarmiert sah Ivy zu dem schrankgroßen Verschlag hinüber. Ich ging an ihr vorbei in Richtung Hintertür, verharrte aber auf der Schwelle.

»Kommst du?«, fragte ich, fest entschlossen, sie in dem Glauben zu lassen, dass ich mich durch ihren Wechsel zwischen Mensch und Vampir nicht aus dem Konzept bringen ließe. »Oder werden mich deine Eulen in Ruhe lassen?«

»Nein, ich meine ja.« Ivy biss sich auf die Lippe, plötzlich wieder ganz Mensch. »Sie werden dir nichts tun, solange du nicht zu viel Lärm machst. Ich werde - ich werde gleich da sein.«

»Wie auch immer...«, murmelte ich, drehte mich um und suchte den Weg zum Glockenturm.

Ganz wie Ivy versprochen hatte, ließen mich die Eulen in Ruhe. Wie sich herausstellte, gab es auf dem Dachboden Exemplare von allen Büchern, die ich durch den Anschlag in meinem Apartment verloren hatte, und sogar noch einige mehr. Manche der Wälzer waren so alt, dass sie bereits auseinanderfielen. In der Küche waren einige Kupferkessel, die laut Ivys Aussage wahrscheinlich für Chilikochwettbewerbe benutzt worden waren. Sie eigneten sich perfekt zur Herstellung von Tränken, da sie keine künstliche Glanzversiegelung hatten. Es war fast schon unheimlich, wie einfach alles zu finden war. So war ich

regelrecht erleichtert, als ich im Schuppen zwar eine Säge, aber kein Salz fand. Das war in der Speisekammer. Alles lief viel zu gut; irgendetwas konnte hier nicht stimmen.

6

Ich saß auf Ivys antikem Küchentisch und wackelte mit meinen pinken Plüschslippern, während ich mit meinen Essstäbchen in der weißen Pappschachtel herumwühlte. Die Gemüsestreifen waren zwar perfekt zubereitet und sehr knackig, aber im Moment war ich auf der Suche nach dem restlichen Hühnchen. »Das ist fantastisch«, nuschelte ich mit vollem Mund. Die scharfen Gewürze trieben mir Tränen in die Augen. Ich schnappte mir das bereitstehende Glas Milch und trank in tiefen Zügen. »Scharf!« Ivy sah von ihrer Schachtel auf.

»Verdammt scharf«, setzte ich nach.

Sie warf mir einen ironischen Blick zu. »Freut mich, dass es dir schmeckt.« Sie saß an dem leeren Platz vor ihrem Computer. Als sie sich wieder über ihr Essen beugte, fiel ihr das dunkle Haar ins Gesicht. Automatisch schob sie es sich hinters Ohr, wobei mein Blick an der rhythmischen Bewegung ihres Kiefers hängen blieb.

Während ich gerade mal genügend Erfahrung mit Essstäbchen hatte, um nicht wie ein Vollidiot auszusehen, bewegte Ivy das asiatische Essbesteck voller Präzision. Mit fließenden, fast schon erotischen Bewegungen führte sie das

Essen zum Mund. Plötzlich fühlte ich mich nicht mehr ganz so wohl in meiner Haut.

»Wie heißt das?«, fragte ich und stocherte dabei angestrengt in meinem Essen herum.

»Hähnchen in rotem Curry.«

»Das ist alles?« Sie nickte. Das konnte ich mir wenigstens merken. Dann fand ich ein weiteres Fleischstückchen, und wieder explodierte der Curry in meinem Mund und wurde mit einem kräftigen Schluck Milch gelöscht. »Wo hast du das geholt?«

»Piscarys.«

Piscarys war eine Kombination aus einer Pizzabude und einer Vampirbar. Exzellentes Essen in einzigartiger Atmosphäre. »Das ist von Piscarys?« Ich verschluckte mich fast an einer Bambussprosse. »Ich dachte, die machen nur Pizza.«

»Tun sie auch - normalerweise.«

Ihre Stimme hatte einen kehligen Klang bekommen, doch als ich aufsah, schien sie ganz auf ihr Essen konzentriert zu sein. Da ich nicht weiter reagierte, hob sie schließlich den Kopf und sah mich an. »Meine Mutter hat ihm das Rezept gegeben. Piscary macht das nur für mich. Keine große Sache.«

Sie widmete sich wieder dem Essen. Ich versuchte, mich auf das beruhigende Zirpen der Grillen zu konzentrieren, das unsere Essensgeräusche ergänzte. Mr. Fish drehte friedlich seine Runden in der Schale auf der Fensterbank. Die gedämpften Nachtgeräusche der Hollows waren über den

dumpfen Schlägen meiner Kleidung im Trockner kaum zu hören. Der Gedanke, morgen schon wieder dieselben Klamotten anzuziehen, war mehr als unangenehm, aber Jenks hatte mir inzwischen mitgeteilt, dass sein Freund meine Kleidung frühestens am Sonntag von dem Fluch gereinigt haben würde. Mir blieb nichts anderes übrig, als das, was ich hatte, zu waschen und zu hoffen, dass ich keinen Bekannten traf. Im Moment trug ich ein Nachthemd und einen Bademantel, beides Leihgaben von Ivy. Sie waren natürlich schwarz, aber Ivy hatte nur gemeint, die Farbe stünde mir. Der kaum wahrnehmbare Geruch von Asche, den die Kleidung verströmte, war nicht unangenehm, aber mich beschlich ein Gefühl, als ob er an mir haften bliebe.

Ich warf einen Blick auf die kahle Stelle über der Spüle, an der eine Uhr hängen sollte. »Wie spät ist es wohl?«

»Kurz nach drei«, entgegnete Ivy ohne auf die Uhr zu schauen.

Ich stocherte noch ein wenig in meinem Essen herum und seufzte, als ich feststellte, dass es keine Ananas mehr gab. »Hoffentlich sind meine Klamotten bald fertig. Ich bin unglaublich müde.«

»Geh ruhig, ich hole sie für dich raus. Ich bleibe sowieso bis fünf oder so wach.«

»Nein, ich werde aufbleiben.« Ich gähnte und bedeckte meinen Mund mit dem Handrücken. »Es ist ja nicht so, als ob ich morgen früh aufstehen und zur Arbeit gehen müsste.« Ivy gab ein leises Geräusch der Zustimmung von sich und ich hörte auf, in meinem Essen zu wühlen.

»Ivy? Sag mir, wenn mich das nichts angeht, aber warum bist du zur I. S. gegangen, wenn du nicht für sie arbeiten wolltest?«

Die Frage schien sie zu überraschen. Die Emotionslosigkeit, mit der sie antwortete, sprach Bände: »Um meiner Mutter eins auszuwischen.« Ihr Gesicht wurde kurz von Schmerz überschattet, der aber so schnell verschwand, dass ich mir nicht sicher war, das richtig gesehen zu haben.

»Mein Dad ist nicht begeistert, dass ich gekündigt habe«, fügte sie hinzu. »Er meinte, ich sollte es entweder durchziehen oder Denon töten.«

Damit war das Essen endgültig vergessen. Ich wusste nicht, was mich mehr überraschte: die Tatsache, dass ihr Vater noch lebt oder seine kreativen Karrieretipps. »O ja... Jenks erwähnte mal, du seiest die letzte lebende Angehörige eures Hauses.«

Ivy nickte bedächtig. Ohne mich aus den Augen zu lassen, führte sie weiter die Stäbchen zum Mund. Diese subtile Demonstration ihrer Sinnlichkeit schockierte mich und ich rutschte unbehaglich hin und her. Sie war früher nie so offensiv gewesen, wenn wir zusammengearbeitet hatten. Allerdings hatten wir da auch für gewöhnlich vor Mitternacht Feierabend gemacht.

»Mein Dad hat in die Familie eingeheiratet«, sagte sie zwischen zwei Bissen. Ob ihr klar war, wie aufreizend sie wirkte? »Ich bin das letzte lebende Glied der Blutlinie meines Hauses. Aufgrund ihres Ehevertrages gehört, beziehungsweise gehörte, mir das ganze Geld meiner

Mutter. Sie ist außer sich wegen meiner Kündigung. Wenn es nach ihr geht, soll ich mir einen netten lebenden Vampir der oberen Kaste suchen, sesshaft werden und so viele Kinder wie möglich werfen, damit ihre lebende Blutlinie nicht ausstirbt. Sie wird mich umbringen, wenn ich abkratze bevor ich nicht mindestens ein Kind bekommen habe.«

Ich versuchte Verständnis vorzutäuschen, hatte aber keine Ahnung, wovon sie redete. »Ich bin wegen meinem Vater beigetreten«, gab ich zu. Peinlich berührt nahm ich mein Essen wieder auf.

»Er arbeitete in einer Spezialabteilung der I. S. Jeden Morgen kam er nach Hause und erzählte diese wilden Geschichten von Leuten, denen er geholfen oder die er festgenommen hatte. Bei ihm klang das alles unglaublich aufregend.« Ich musste kichern. »Den Papierkram hat er nie erwähnt. Als er starb, dachte ich, so könnte ich ihm irgendwie nahe sein. Wie eine Art Andenken an ihn. Dumm, nicht wahr?«

»Nein.«

Ich blickte hoch und biss dabei in eine Karotte. »Ich musste einfach etwas unternehmen. Ich habe ein Jahr damit verbracht, meiner Mutter dabei zuzusehen, wie sie immer mehr abdriftete. Sie ist nicht verrückt oder so, aber sie will einfach nicht akzeptieren, dass er fort ist. Du kannst keine Unterhaltung mit ihr führen, ohne dass sie etwas sagt wie: >Ich habe heute Bananenpudding gemacht. Den isst dein Vater am liebsten.< Sie weiß, dass er tot ist, aber sie kann ihn nicht loslassen.«

Ivy starrte gedankenversunken durch das Küchenfenster in die Dunkelheit hinaus. »Mein Dad verhält sich so ähnlich. Er verbringt seine ganze Zeit damit, meine Mutter am Leben zu halten. Ich hasse das!«

Nicht viele Vampire konnten es sich leisten, nach dem Tod offiziell weiterzuleben. Allein die aufwendigen Schutzmaßnahmen gegen das Sonnenlicht und die Haftpflichtversicherung waren teuer genug, um die meisten Familien in den Ruin zu treiben. Nicht zu vergessen die ständige Versorgung mit frischem Blut.

»Ich sehe ihn fast nie«, flüsterte sie. »Ich verstehe das nicht, Rachel. Er hat noch sein ganzes Leben vor sich, aber er lässt es nicht zu, dass meine Mutter sich das notwendige Blut von jemand anderem holt. Wenn er nicht bei ihr ist, liegt er irgendwo herum, bewusstlos durch den Blutverlust. Sie am Leben zu erhalten, bringt ihn selbst fast um. Einer allein kann einen toten Vampir nicht ernähren. Und das wissen sie beide.«

Die Unterhaltung hatte eine unangenehme Wendung genommen, aber ich konnte jetzt nicht einfach abhauen. »Vielleicht macht er das, weil er sie liebt?«

Ivy runzelte die Stirn. »Was ist das für eine Liebe?« Sie stand auf, selbst jetzt würdevoll und betörend schön. Mit der Pappschachtel in der Hand verschwand sie im Flur.

Die plötzliche Stille dröhnte in meinen Ohren. Fassungslos starrte ich auf ihren leeren Stuhl. Sie war gegangen. Wie konnte sie einfach gehen? Wir waren doch mitten im Gesprach! Die Unterhaltung war viel zu interessant gewesen,

um sie fallen zu lassen. Ich rutschte vom Tisch und folgte ihr mit meinem Essen ins Wohnzimmer.

Sie hatte sich in einen der grauen Sessel fallen lassen und lag ausgestreckt da, den Kopf auf eine der breiten Armlehnen gelegt, die Füße über die andere. Sie wirkte vollkommen unbekümmert. Ich stand zögernd im Türrahmen, verstört von dem Bild, das sie abgab. Wie eine Löwin in ihrer Höhle, gesättigt nach der Jagd. *Klar,* dachte ich, *sie ist ein Vampir.* Was hatte ich erwartet, wie sollte sie sonst aussehen?

Ich erinnerte mich selbst daran, dass sie kein praktizierender Vamp war und dass ich somit auch nichts zu befürchten hatte. Vorsichtig setzte ich mich in den zweiten Sessel, sodass wir den Kaffeetisch zwischen uns hatten. Nur eine der Tischlampen war eingeschaltet und ein Großteil des Raumes verlor sich in Dunkelheit, die nur stellenweise von den glühenden Lämpchen der elektronischen Geräte durchbrochen wurde. »Dann kam also die Idee, bei der I. S. einzusteigen, von deinem Dad?«

Ivy hatte die kleine Imbissschachtel auf ihrem Bauch abgestellt, starrte an die Decke und kaute gleichgültig auf einer Bambussprosse herum. »Es war ursprünglich die Idee meiner Mutter. Sie wollte, dass ich ins Management gehe. Ich sollte schön außerhalb der Gefahrenzone bleiben. Sie meinte außerdem, es wäre gut für meine sozialen Umgangsformen.« Sie zuckte die Achseln. »Ich wollte ein Runner sein.«

Ich streifte die Hausschuhe ab und zog die Füße auf den Sitz. Während ich es mir so bequem machte, warf ich Ivy

einen kurzen Blick zu, die gerade ihre Stäbchen langsam aus dem Mund gleiten ließ. Ein Großteil des höheren Managements der LS. bestand aus Untoten. Ich hatte den Grund dafür immer darin vermutet, dass der Job ohne eine Seele wahrscheinlich einfacher war.

»Sie konnte mich nicht davon abhalten«, fuhr Ivy fort, ihren Blick immer noch an die Decke gerichtet. »Und um mich dafür zu bestrafen, dass ich getan hatte, was ich wollte, und nicht, was sie wollte, hat sie dafür gesorgt, dass Denon mein Boss wurde.« Sie kicherte. »Sie dachte, dass er mich so auf die Palme bringen würde, dass ich bei der nächstbesten Gelegenheit ins Management wechsle. Dabei ist ihr nie der Gedanke gekommen, dass ich mich mit meinem Erbe aus dem Vertrag rauskaufen könnte. Zumindest das habe ich ihr gezeigt.«

Ich wühlte mich an einem Maiskölbchen vorbei, um an ein Stück Tomate zu gelangen. »Du hast dein ganzes Geld weggeworfen, nur weil du deinen Boss nicht magst? Ich kann ihn auch nicht ab, aber...«

Wutentbrannt setzt Ivy sich auf. Die Intensität ihres Blickes ließ mich erstarren und mir blieben die Worte im Hals stecken, als ich den Hass in ihren Augen sah. »Denon ist ein Ghoul.« Ihre Stimme vertrieb die Wärme aus dem Raum. »Wenn ich seine kleinliche Kritik noch einen Tag länger hätte ertragen müssen, hätte ich ihm die Kehle herausgerissen.«

Ich zögerte verwirrt. »Ein Ghoul? Ich dachte, er sei ein Vamp.«

»Ist er auch.« Als ich nichts sagte, schwang Ivy die Stiefel

über die Lehne und setzte sich richtig hin, um mich besser ansehen zu können. »Schau mal.« Sie klang leicht beunruhigt. »Dir muss doch aufgefallen sein, dass Denon nicht wie ein Vamp aussieht: Er hat menschliche Zähne, er kann in der Mittagszeit keinen Bann wirken und seine Bewegungen sind so laut, dass man sie meilenweit hören kann, oder nicht?«

»Ich bin nicht blind, Ivy!«

Die durch das Fenster kommende Nachtluft war ziemlich kühl für späten Frühling und ich zog den Bademantel enger um die Schultern.

»Denon ist von einem Untoten gebissen worden, also trägt er das Vampir-Virus in sich. Deswegen beherrscht er ein paar Tricks und sieht gut aus. Und ich kann mir gut vorstellen, dass er verdammt angsteinflößend sein kann, wenn man sich von ihm einschüchtern lässt. Aber er ist ein Speichellecker, Rachel, jemandes Lakai. Er ist ein Spielzeug und wird es immer bleiben.«

Ivy stellte die Schachtel mit ihrem Essen auf den Kaffeetisch zwischen uns und rutschte vor bis zum Rand ihres Sessels. »Selbst wenn er irgendwann stirbt und sich jemand dazu herablässt, ihn in einen Untoten zu verwandeln, wird er immer noch zweitklassig sein. Sieh ihm in die Augen, wenn du ihn das nächste Mal triffst. Er hat Angst. Jedes Mal, wenn er einen Vampir von sich trinken lässt, muss er darauf vertrauen, dass der ihn als einen Untoten zurückholt, wenn er die Kontrolle verliert und ihn aus Versehen tötet.« Sie holte tief Luft. »Und er hat allen Grund, Angst zu haben.«

Plötzlich wurde der rote Curry fade. Mit klopfendem Herzen sucht ich Ivys Blick und betete dabei, dass er nur von Ivy erwidert werden würde. Ihre Augen waren immer noch braun, aber da war noch etwas anderes - etwas Uraltes, das ich nicht zuordnen konnte. Mein Magen verkrampfte sich und ich fühlte mich plötzlich unsicher. »Vor Ghouls wie Denon brauchst du keine Angst zu haben«, flüsterte sie. Ihre Worte waren wohl beruhigend gemeint, bewirkten aber das Gegenteil. »Es gibt viel gefährlichere Dinge, vor denen man sich fürchten sollte.«

Wie dich?, dachte ich, sagte es aber nicht. Ihre plötzlich aufflammende Raubtierausstrahlung ließ die Alarmglocken in meinem Kopf schrillen. Ich wollte aufstehen und gehen. Meinen mageren Hexenhintern wieder in die Küche bewegen, wo er hingehörte. Aber sie hatte sich schon wieder in ihren Sessel sinken lassen und ihrem Essen zugewandt, und ich wollte nicht, dass sie mitkriegte, wie ich mir vor Angst fast in die Hosen machte. Es war schließlich nicht das erste Mal, dass ich Ivys vampirische Seite zu sehen bekam. Aber es war noch nie nach Mitternacht passiert. In ihrem Wohnzimmer. Allein.

»Dinge wie deine Mutter?«, fragte ich und hoffte, damit nicht zu weit gegangen zu sein.

»Dinge wie meine Mutter«, hauchte sie. »Darum lebe ich in einer Kirche.«

Ich dachte an das winzige Kreuz, das zusammen mit dem Rest der Amulette an meinem neuen Armband hing. Es hatte mich immer beeindruckt, dass etwas so Kleines etwas so

Mächtiges stoppen konnte. Einen lebenden Vampir konnte es nicht aufhalten, nur die Untoten, aber ich war für jeden Schutz dankbar.

»Meine Mutter ist jetzt seit über zehn Jahren eine Untote«, sagte sie und riss mich damit aus meinen düsteren Gedanken. »Und ich hasse es.«

Vollkommen überrascht fragte ich nur: »Warum?«

Sie schob ihr Essen mit einer unbehaglichen Geste von sich. Ihr Gesicht war erschreckend leer und sie erwiderte meinen Blick nicht. »Ich war achtzehn, als meine Mutter starb«, flüsterte sie. Ihre Stimme klang wie in Trance. »Sie verlor etwas, Rachel. Wenn man nicht mehr unter den Lebenden ist, verliert man etwas. Etwas so Ungreifbares, dass man noch nicht einmal sagen kann, was es ist. Aber es ist weg. Es ist so, als müsste sie einem Verhaltensmuster folgen, ohne sich daran erinnern zu können, warum. Sie liebt mich noch immer, aber sie erinnert sich nicht daran, warum sie mich liebt. Das Einzige, wofür sie noch Leidenschaft in sich trägt, ist Blut; darauf ist sie richtig versessen. Nur wenn sie satt ist, kann ich fast wieder meine Mutter in ihr erkennen. Aber es hält nicht lange an. Es ist wohl niemals genug.«

Sie warf mir einen wachsamen Blick zu. »Du hast doch ein Kruzifix, oder?«

»Ja, hier«, sagte ich gezwungen fröhlich. Auf keinen Fall sollte sie merken, wie nervös sie mich machte. Ich hielt die Hand hoch und schüttelte sie kurz, damit der Ärmel des Bademantels hochrutschte und sie mein neues Amulettarmband sehen konnte. Bevor ich die Bewegung

überhaupt wahrnahm, hatte sie sich nach vorne gelehnt und mein Handgelenk umfasst. Ich erstarrte und war mir auf einmal der Wärme ihrer Finger deutlich bewusst. Sie musterte aufmerksam das mit Holz eingelegte Metallamulett; am liebsten hätte ich meinen Arm zurückgerissen. »Ist es gesegnet?«, fragte sie.

Ich nickte verstört. Daraufhin ließ sie mich los und lehnte sich betont langsam zurück. Mir war, als könnte ich noch immer ihren Griff spüren, der meinen Arm umschloss und in seiner Position festhielt. »Meins auch«, sagte sie und zog ihr Kreuz unter dem Shirt hervor.

Dieses Kruzifix beeindruckte mich immer wieder, und so stellte ich mein Essen zur Seite - ich musste es einfach anfassen. Das veredelte Silber schrie förmlich danach, berührt zu werden. Ivy lehnte sich bereitwillig über den Tisch, damit ich es zu mir heranziehen konnte. Neben den üblichen Segenssprüchen waren auch alte Runen in das Metall geritzt worden. Es war wunderschön und ich fragte mich, wie alt es war.

Plötzlich spürte ich Ivys warmen Atem auf meiner Wange. Ich wich zurück, ohne das Kreuz loszulassen. Ivys Augen waren dunkel, ihr Gesicht ausdruckslos. Da war nichts, gar nichts. Erschrocken wandte ich meinen Blick von ihr ab und schaute auf das Kreuz. Ich konnte es nicht einfach loslassen, sonst würde es schmerzhaft gegen ihre Brust schlagen. Aber ich konnte es auch nicht behutsam zurückgleiten lassen.

»Hier«, sagte ich hilflos, »nimm es.«

Ivy griff nach dem alten Metall und streifte dabei meine

Finger. Ich schluckte, ließ mich in meinen Sessel zurückfallen und zog den Bademantel über meine Beine.

Provozierend langsam nahm Ivy ihr Kreuz ab. Die silberne Kette verfing sich in ihren glänzenden schwarzen Haaren. Ungerührt löste sie die Strähnen und legte das Kreuz zwischen uns auf den Tisch. Mit einem lauten Geräusch traf das Metall auf das Holz. Ohne mit der Wimper zu zucken kehrte Ivy in ihren Sessel zurück und starrte mich an.

Heilige Scheiße. Plötzlich verstand ich und bekam Panik. Sie machte mich an. Das war es also, was hier abging. Wie blind kann man sein?

Meine Gedanken rasten und ich versuchte krampfhaft, einen Ausweg aus diesem Dilemma zu finden. Ich war hetero, durch und durch. Ich mochte es, wenn meine Männer größer waren als ich und gerade so stark, dass ich sie noch in einem Anfall von Leidenschaft auf den Boden pressen konnte, wenn mir danach war. »Ahm, Ivy...«, begann ich.

»Ich wurde als Vampir geboren.«

Ihre dunkle Stimme ging mir durch Mark und Bein und schnürte mir die Kehle zu. Mit angehaltenem Atem sah ich in ihre jetzt schwarzen Augen. Aus Angst, sie zu irgendetwas zu ermutigen, blieb ich stumm. Etwas hatte sich verändert und ich war mir nicht mehr sicher, was hier eigentlich vor sich ging.

»Meine Eltern sind beide Vampire«, sagte sie und obwohl sie sich nicht bewegte, fühlte ich, wie die Spannung im Raum zunahm, bis ich nicht einmal mehr die Grillen hörte. »Ich wurde gezeugt und geboren, bevor meine Mutter eine wahre

Untote wurde. Weißt du, was das bedeutet, Rachel?« Ihre Worte klangen so präzise und eindringlich wie geflüsterte Psalmen.

»Nein.«

Ivy neigte den Kopf und betrachtete mich aufmerksam. Das dunkle Haar fiel ihr weich ins Gesicht. »Das Virus musste nicht bis zu meinem Tod warten, um mich zu formen. Es prägte mich schon, während ich im Leib meiner Mutter heranwuchs und gab mir ein wenig von den Welten beider - der Lebenden und der Toten.«

Ihre Lippen öffneten sich und beim Anblick ihrer scharfen Zähne lief es mir kalt den Rücken herunter. Gleichzeitig brach mir der Schweiß aus, und fast als reagierte sie darauf, atmete Ivy ein und hielt die Luft an.

»Es ist leicht für mich, jemanden in meinen Bann zu ziehen«, sagte sie schließlich. »Die wahre Kunst besteht darin, es zu unterdrücken.«

Als sie sich aufrichtete, atmete ich geräuschvoll aus. Ivy zuckte kurz zusammen und stellte dann langsam und systematisch die Füße auf den Boden. »Und obwohl meine Reflexe und meine Kraft nicht so überragend sind wie bei einem wahren Untoten, sind sie immer noch besser als deine.«

Ich wusste das alles, und die Frage, warum sie es mir erzählte, verstärkte meine Angst. Mühsam brachte ich mich dazu, nicht vor ihr zurückzuweichen, als sie sich auf den Tisch stützte und nach vorne beugte.

»Darüber hinaus bin ich dazu bestimmt, eine Untote zu

werden. Sogar wenn ich ganz allein auf irgendeinem Feld sterbe und noch jeden einzelnen Tropfen Blut in mir habe.

Du siehst, Rachel - ich bin bereits unsterblich. Der Tod wird mich nur noch stärker machen.«

Mein Herz hämmerte. Ich konnte meinen Blick nicht von ihr losreißen. Verdammt. Das war mehr, als ich wissen wollte.

»Und weißt du, was das Beste ist?«

Da ich mich nicht auf meine Stimme verlassen konnte, schüttelte ich nur stumm den Kopf. Ich befand mich auf einem schmalen Grat. Einerseits wollte ich wissen, wie die Welt war, in der sie lebte. Andererseits widerstrebte es mir, sie zu betreten. Die Intensität ihres Blicks verstärkte sich. Ohne den Oberkörper zu bewegen schob sie erst ein Knie auf den Kaffeetisch, dann das andere. Gott hilf mir. Jetzt würde sie auf mich losgehen.

»Lebende Vampire können sich Leute gefügig machen -wenn diese das wollen«, flüsterte sie. Ihre sanfte Stimme glitt über meine Haut, bis sie kribbelte. Verdammt.

»Was macht das für einen Sinn, wenn es nur bei Leuten funktioniert, die es auch zulassen?«, fragte ich. Im Vergleich zu ihrem geschmeidigen Wispern war meine Stimme ein Krächzen.

Ivys Lippen öffneten sich gerade so weit, dass man ihre Zähne erahnen konnte. Ich konnte nicht wegsehen. »Es garantiert großartigen Sex - Rachel.«

»Oh.«

Ihre Augen waren von Lust erfüllt. »Und ich habe den Blutdurst meiner Mutter. Es ist wie das Verlangen mancher

Menschen nach Zucker. Das ist kein guter Vergleich, aber besser kann ich es nicht erklären, es sei denn du... probierst es selbst.«

Ivy seufzte und ihr Atem ließ meinen Körper erschauern. Voller Verwirrung wurde mir klar, dass es Verlangen war, das mich zittern ließ. Was zur Hölle passierte hier? Ich stand auf Männer. Warum wollte ich dann ihr Haar berühren, um herauszufinden, wie weich es war?

Ich brauchte nur meinen Arm auszustrecken. Sie war nur wenige Zentimeter von mir entfernt. Stark. Wartend. Es war so still, dass ich meinen Herzschlag hören konnte. Der Klang hallte in meinen Ohren wider. Voller Entsetzen sah ich, wie Ivy ihren Blick von meinen Augen abwandte und ihn über meinen Hals zu der wild pulsierenden Schlagader wandern ließ.

»Nein!« Panisch trat ich nach ihr und keuchte vor Angst, als ich ihr Gewicht auf mir spürte, das mich in den Sessel drückte.

»Ivy, nein!« Ich musste sie von mir runterkriegen, mich bewegen. Hilflos schnappte ich nach Luft und schrie. Wie konnte ich nur so blöd sein! Sie war ein Vampir!

»Rachel - Stopp!«

Ihre Stimme war ruhig und sanft. Mit einer Hand griff sie in mein Haar und zog meinen Kopf zurück, sodass meine Kehle entblößt wurde. Es tat weh und ich hörte mich selbst winseln.

»Du machst alles nur noch schlimmer«, sagte sie. Ich zappelte und keuchte, als sie den Druck um mein Handgelenk verstärkte, bis es schmerzte.

»Lass mich los...« Langsam ging mir die Luft aus. »Hilf mir, Ivy. Bitte, lass mich los. Ich will das nicht.« Ich flehte sie an, ich konnte nicht anders. Noch nie hatte ich solche Angst gehabt. Ich hatte Bilder gesehen. Es tat so weh. Gott, es würde so wehtun.

»Stopp«, sagte sie noch einmal. Ihre Stimme klang angespannt. »Rachel. Ich versuche ja, dich loszulassen, aber du musst damit aufhören. Du machst alles noch viel schlimmer. Das musst du mir glauben.«

Ich holte Luft und hielt den Atem an. Gleichzeitig versuchte ich, mich auf ihr Gesicht zu konzentrieren, soweit ich es erkennen konnte. Ihr Mund war nur Zentimeter von meinem Ohr entfernt. Ihre Augen waren schwarz und der Hunger in ihnen stand in starkem Kontrast zum ruhigen Klang ihrer Stimme. Ihr starrer Blick war auf meinen Hals gerichtet; ein Tropfen Speichel fiel warm auf meine Haut. »Gott nein«, flüsterte ich zitternd.

Ivys Körper bebte, wo er meinen berührte. »Rachel. Stopp«, sagte sie noch einmal und der Anflug von Panik in ihrer Stimme versetzte mich wieder in Todesangst. Mein Atem ging unregelmäßig. Sie versuchte wirklich, von mir abzulassen. Und allem Anschein nach verlor sie den Kampf.

»Was soll ich tun?«, flüsterte ich.

»Schließe deine Augen«, sagte sie. »Ich brauche deine Hilfe. Ich wusste nicht, dass es so hart werden würde.« Sie klang jetzt hilflos und verloren.

Unter Aufbietung all meiner Willenskraft gelang es mir, die Augen zu schließen.

»Beweg dich nicht.«

Mir war schlecht vor Anspannung und ich konnte fühlen, wie mein Herz gegen die Rippen schlug. Bestimmt eine Minute lang lag ich unter ihr, während mir meine Instinkte befahlen, zu fliehen. Ich hörte die Grillen zirpen und ich fühlte, wie Tränen unter meinen zuckenden Augenlidern hervorquollen, als ich ihren Atem an meinem entblößten Hals spürte.

Ich schrie auf, als sie meine Haare losließ und sich von mir löste. Zusammen mit dem Gewicht verschwand auch ihr Geruch.

»Kann ich meine Augen öffnen?«, flüsterte ich.

Keine Antwort.

Als ich mich endlich aufsetzte, war ich allein. Vom Altarraum her hörte ich den schwachen Klang der zufallenden Tür, dann den schnellen Rhythmus ihrer Stiefel auf dem Gehweg.

Benommen und zitternd hob ich den Arm und wischte mir zuerst über die Augen, dann über den Hals, um ihren Speichel wegzuwischen. Meine Augen wanderten durch den Raum, dessen weiche Grautöne jegliche Wärme verloren hatten. Sie war weg.

Erschöpft stand ich auf und wusste nicht, was ich tun sollte. Schutzsuchend verschränkte ich die Arme so fest, dass es wehtat. Ich dachte an die Angst, die ich ausgestanden, aber auch an das Verlangen, dass mich davor ergriffen hatte. Es war stark gewesen, berauschend. Sie hatte gesagt, sie könne sich nur die Willigen gefügig machen. Hatte sie mich

angelogen oder hatte ein Teil von mir doch gewollt, dass sie mich in den Sessel drückt und mir die Kehle aufreißt?

Die Sonnenstrahlen erreichten die Küche nicht mehr, aber es war immer noch warm. Die Wärme drang zwar nicht bis unter meine Haut, war aber trotzdem angenehm. Ich war am Leben. All meine Körperteile und -flüssigkeiten waren noch intakt. Es war ein guter Nachmittag.

Ich saß am aufgeräumten Ende von Ivys Tisch und las in dem zerfleddertsten der Bücher, die ich auf dem Speicher gefunden hatte. Dem Aussehen nach schien es noch aus der Zeit vor dem Bürgerkrieg zu stammen. Von einigen dieser Zaubersprüche hatte ich noch nie etwas gehört. Es war eine faszinierende Lektüre und ich musste zugeben, dass die Aussicht, einen oder zwei von ihnen auszuprobieren, mich mit einer gefährlichen Vorfreude erfüllte. Keiner der Sprüche wies auf die dunklen Künste hin, was mich extrem freute. Es war falsch und abartig, jemandem mithilfe von Magie Schaden zuzufügen, und verstieß gegen alles, woran ich glaubte. Und es war das Risiko nicht wert.

Jede Art der Magie fordert einen Preis in Form eines Todes, wenn auch in verschiedenen Abstufungen. Ich war voll und ganz eine Erdhexe. Meine Kraftquelle war die Erde, deren sanfte Energie durch die Pflanzen zugänglich wurde. Hitze, Weisheit oder Hexenblut konnten diese Energie verstärken. Da ich nur weiße Magie praktizierte, bezahlte ich den Preis, indem ich Pflanzen das Leben nahm. Damit konnte ich leben, denn Ich weigerte mich, die Tötung von Pflanzen

mit irgendeiner Moralvorstellung in Verbindung zu bringen. Sonst würde ich schon wahnsinnig werden, wenn ich nur den Rasen meiner Mutter mähte. Aber das hieß nicht, dass es keine schwarzen Erdhexen gab - es gab sie durchaus. Doch für schwarze Magie brauchte man widerliche Zutaten wie Körperteile oder Blutopfer. Schon das Sammeln der für einen schwarzen Spruch erforderlichen Materialien hielt die meisten weißen Erdhexen davon ab, die Seiten zu wechseln.

Die Hexen der Kraftlinienmagie waren da ganz anders. Sie bezogen ihre Kraft direkt aus der Quelle - rein und ungefiltert, durch lebende Geschöpfe. Auch diese Praktik verlangte den Tod, aber es war ein subtilerer Tod, ein Sterben der Seele - und nicht zwangsläufig ihrer eigenen. Doch der von weißen Kraftlinienhexen verursachte Seelentod war nicht so schlimm wie der, den die schwarzen Hexen nutzten. Es war vergleichbar mit dem Unterschied zwischen dem Schneiden von Gras und der Schlachtung einer Ziege in irgendeinem Kellerloch. Die Herstellung eines mächtigen Zauberspruchs aber, der verletzen oder töten sollte, hinterließ eine deutliche Wunde im tiefsten Kern des Selbst.

Die schwarzen Kraftlinienhexen konnten das umgehen, indem sie den Tribut auf eine andere Person umlenkten. Oft verbanden sie ihn mit dem Zauber und versetzten so dem Empfänger einen doppelten Schlag. Nur wenn diese Person einen vollkommen reinen Geist hatte oder über größere Macht verfügte, wurden die Kosten, wenn auch nicht der Zauber, wieder auf den Erzeuger übertragen. Hinzu kam, dass eine Verunreinigung der Seele, wie sie durch schwarze

Magie entstand, es den Dämonen angeblich erleichterte, einen ins Jenseits zu ziehen.

Wie es meinem Dad passiert ist. Ich war felsenfest davon überzeugt, dass er bis zum Ende eine weiße Hexe geblieben war. Er hätte eigentlich in der Lage sein müssen, den Weg zurück in die Realität zu finden, auch wenn er den nächsten Sonnenaufgang wohl nicht mehr erlebt hätte.

Ein leises Geräusch erregte meine Aufmerksamkeit. Ich schluckte, als ich Ivy in einem schwarzen Seidenmorgenmantel am Türrahmen lehnen sah. Die Erinnerung an letzte Nacht kam zurück und mir wurde schlecht. Unwillkürlich hob ich die Hand zum Nacken, griff aber dann nach meinem Ohrring, als wollte ich ihn zurechtrücken. Dabei gab ich vor, das vor mir liegende Buch zu studieren. »Morgen«, sagte ich vorsichtig.

»Wie spät ist es?«

Ich warf ihr einen prüfenden Blick zu. Ihr für gewöhnlich glattes Haar war zerzaust und vom Kopfkissen platt gedrückt. Sie hatte dunkle Ringe unter den Augen und ihr schmales Gesicht wirkte schlaff. Die Trägheit des frühen Nachmittags hatte ihre übliche Raubtierausstrahlung völlig neutralisiert. Sie hielt ein dünnes, in Leder gebundenes Buch in der Hand und ich fragte mich, ob sie eine ebenso schlaflose Nacht hinter sich hatte wie ich.

»Es ist fast zwei«, sagte ich misstrauisch. Mit dem Fuß schob ich ihr einen Stuhl am anderen Ende des Tisches zurecht, damit sie sich nicht neben mich setzte. Sie schien wieder in Ordnung zu sein, aber ich hatte keine Ahnung

mehr, wie ich mit ihr umgehen sollte. Ich trug nun mein Kruzifix - nicht, dass es sie hätte aufhalten können - und hatte ein Silbermesser in das Halfter an meinem Knöchel geschoben, das wohl auch nicht mehr bringen würde. Ein Schlaf-Amulett würde sie wohl ausschalten, aber die waren alle in meiner Tasche, die außer Reichweite auf einem Stuhl lag. Ich brauchte nur fünf Sekunden, um eins zu aktivieren.

Aber ehrlich gesagt sah sie im Moment nicht sehr bedrohlich aus.

»Ich habe Muffins gemacht. Es waren deine Lebensmittel. Ich hoffe, du hast nichts dagegen.«

Sie gab einen undefinierbaren Laut von sich, während sie zur Kaffeekanne schlurfte. Langsam goss sie sich eine Tasse der lauwarmen Brühe ein und lehnte sich gegen die Arbeitsplatte. Die Wunschmünze, die sie um den Hals getragen hatte, war verschwunden. Was hatte sie sich wohl gewünscht? Ich fragte mich, ob das etwas mit letzter Nacht zu tun hatte. »Du bist schon angezogen«, flüsterte Ivy und ließ sich in den Stuhl fallen, den ich vor ihren Computer geschoben hatte. »Wie lange bist du schon wach?«

»Seit zwölf.« *Lügnerin*. Ich hatte die ganze Nacht wachgelegen und lediglich so getan, als schliefe ich. Aber offiziell hatte mein Tag erst begonnen, als ich mich angezogen hatte. Sie scheinbar ignorierend, blätterte ich eine der vergilbten Seiten um. »Du hast deinen Wunsch genutzt, wie ich sehe«, murmelte ich vorsichtig. »Wofür?«

»Das geht dich nichts an«, sagte sie mit einem warnenden Unterton.

Ein unangenehmes Schweigen breitete sich aus und ich machte keinen Versuch, es zu brechen. Während der vergangenen Nacht wäre ich beinahe gegangen. Aber der sichere Tod, der mich ohne Ivys Schutz da draußen erwartete, wog schwerer als der mögliche Tod durch Ivy selbst. Vielleicht. Oder vielleicht wollte ich doch das Gefühl kennenlernen, wenn ihre Zähne langsam in meinen Hals eindrangen.

Nein, daran wollte ich nicht mal denken. Ivy hatte mir eine Heidenangst eingejagt, aber jetzt, im hellen Licht des Nachmittags, sah sie einfach nur menschlich aus. Harmlos. Sogar ein wenig mürrisch.

»Ich möchte, dass du das hier liest«, sagte sie. Als ich aufschaute, knallte sie das dünne Buch, das sie mit in die Küche gebracht hatte, auf den Tisch. Die Schrift auf dem Cover war unleserlich, da die Prägung fast völlig abgerieben war.

»Was ist das?« Ich berührte es nicht.

Sie sah zu Boden und benetzte sich die Lippen. »Es tut mir leid, was letzte Nacht passiert ist. Du wirst mir wahrscheinlich nicht glauben, aber es hat mich selbst erschreckt.«

»Sicher nicht so sehr, wie es mich erschreckt hat.« Nicht einmal das volle Jahr, das wir zusammengearbeitet hatten, hatte mich auf so etwas vorbereiten können. Ich hatte nur ihre professionelle Seite gesehen. Mir war es überhaupt nicht in den Sinn gekommen, dass sie sich außerhalb des Büros anders verhalten könnte. Ich streifte sie mit einem kurzen Blick und schaute dann weg. Sie sah wirklich vollkommen

menschlich aus. Toller Trick.

»Ich bin seit drei Jahren kein praktizierender Vampir mehr. Ich war darauf nicht vorbereitet... Ich habe nicht erkannt -« Sie hob den Blick und sah mich flehend an. »Du musst mir glauben, Rachel. Ich wollte nicht, dass das passiert. Aber du hast mir völlig falsche Signale gesendet. Und dann hast du Angst bekommen, und dann Panik, und dann wurde alles nur noch schlimmer.«

»Schlimmer?« Wut war besser als Furcht. »Du hast mir beinahe die Kehle aufgerissen!«

»Ich weiß«, erwiderte sie beschwörend, »es tut mir ja auch leid. Aber ich habe es ja dann nicht getan.«

Ich kämpfte gegen ein Zittern an, als ich mich an die Wärme ihres Speichels auf meinem Hals erinnerte.

Sie schob mir das Buch zu. »Ich weiß, dass wir eine Wiederholung von letzter Nacht vermeiden können. Ich will, dass das hier funktioniert, und es gibt keinen Grund, warum es nicht funktionieren sollte. Ich schulde dir etwas dafür, dass ich einen deiner Wünsche genommen habe. Und wenn du gehst, kann ich dich nicht vor vampirischen Auftragskillern schützen. Du willst doch nicht, dass sie dich umbringen, oder?«

Frustriert knirschte ich mit den Zähnen. Nein, ich wollte nicht von einem Vampir getötet werden. Besonders nicht einem, der sich währenddessen bei mir entschuldigte.

Unsere Blicke trafen sich über dem vollgestellten Tisch. In ihrem schwarzen Morgenmantel und den halb offenen Hausschuhen sah sie ungefähr so gefährlich aus wie ein

Schwamm. Ihr Bedürfnis nach Verzeihung war so tief und so offensichtlich, dass es schon fast schmerzte. Aber ich konnte es nicht. Noch nicht. Mit einem Finger zog ich den schmalen Band zu mir heran. »Was ist das für ein Buch?«

»Ein - äh - Dating-Guide?«

Ich zog meine Hand zurück, als hätte es mich gestochen.

»Ivy. Nein.«

»Warte«, sagte sie. »Das habe ich nicht so gemeint. Ich empfange widersprüchliche Signale von dir. Mein Kopf weiß, dass du es so nicht meinst, aber meine Instinkte...« Sie rieb sich die Stirn. »Es ist peinlich, aber Vampire, egal ob tot oder lebendig, werden von Instinkten geleitet, die hauptsächlich ausgelöst werden von... Gerüchen?«, erklärte sie entschuldigend. »Lies einfach die Abschnitte über sexuelle Reize und Anmachen, okay? Und lass das dann sein.«

Ich lehnte mich in meinem Stuhl zurück. Langsam zog ich das Buch näher heran und betrachtete den Einband, der das Alter des Werkes verriet. Sie hatte es Instinkt genannt, aber ich hielt Hunger für treffender. Es war nur die Erkenntnis, wie schwer es für sie gewesen sein musste, zuzugeben, dass sie von etwas so Gewöhnlichem wie einem Geruch derart beeinflusst werden konnte, die mich davon abhielt, ihr das Buch direkt ins Gesicht zu werfen. Ivy war so stolz auf ihre Selbstbeherrschung. Dass sie mir eine solche Schwäche gestanden hatte, zeigte mir deutlicher als hundert Entschuldigungen, wie leid es ihr tat. »Alles klar,« sagte ich und entlockte ihr damit ein erleichtertes Lächeln.

Sie nahm sich einen Muffin und zog die Abendausgabe

des *Cincinnati Enquirer* zu sich heran, die ich vor der Eingangstür gefunden hatte. Es lag noch immer eine gewisse Spannung in der Luft, aber es war ein Anfang. Ich wollte die Sicherheit der Kirche nicht verlassen, aber Ivys Schutz war ein zweischneidiges Schwert. Sie hatte ihren Blutdurst drei Jahre lang unterdrückt. Wenn sie jetzt rückfällig würde, wäre ich so gut wie tot.

»Abgeordneter Trenton Kalamack wirft LS. Nachlässigkeit vor bezüglich Tod seiner Sekretärin, las sie im Versuch, das Thema zu wechseln, vor.

»Aha.«

Ich legte ihr Buch auf den Stapel mit den Zauberbüchern, die ich später lesen wollte. Meine Finger fühlten sich schmutzig an und ich wischte sie an meiner Jeans ab. »Ist Geld nicht großartig? Da ist noch ein anderer Artikel, in dem berichtet wird, dass er von dem Verdacht des illegalen Brimstoneverkaufs freigesprochen wurde.«

Ivy antwortete nicht, sondern blätterte kauend, bis sie den Artikel gefunden hatte. »Hör dir das an«, sagte sie leise. »Er sagt: >Ich war schockiert, als ich von Mrs. Bates' Doppelleben erfuhr. Sie schien eine vorbildliche Angestellte zu sein. Selbstverständlich werde ich für die Ausbildung ihres Sohnes aufkommen.<« Ivy lachte bitter. »Typisch.« Sie blätterte weiter zu den Comics. »Also, wirst du heute Zauber zusammenbrauen?«

Ich schüttelte den Kopf. »Ich werde heute ins Archiv gehen, bevor sie für das Wochenende schließen. Das hier«, ich tippte mit dem Finger auf die Zeitung, »ist unbrauchbar. Ich

will wissen, was wirklich passiert ist.«

Ivy legte ihren Muffin auf den Tisch und sah mich fragend an.

»Wenn ich beweisen kann, dass Trent mit Brimstone dealt und ihn der I. S. ausliefere, werden sie die Sache mit meinem Vertrag vergessen. Sie haben einen Haftbefehl gegen ihn laufen.« *Und dann kann ich verflucht noch mal aus dieser Kirche abhauen,* ergänzte ich lautlos.

»Du willst beweisen, dass Trent mit Brimstone dealt?«, spottete Ivy. »Sie wissen noch nicht einmal sicher, ob er ein Mensch oder ein Inderlander ist. Sein Geld macht ihn glitschiger als Krötenspucke im Regen. Man kann sich mit Geld zwar keine Unschuld erkaufen, aber Schweigen.« Sie griff nach ihrem Muffin. Mit dem Morgenmantel und den schlampigen Haaren hätte sie auch gut eine meiner sporadischen Mitbewohnerinnen der letzten Jahre sein können. Das ging mir an die Nerven; seitdem die Sonne aufgegangen war, hatte sich alles verändert.

»Die sind gut.« Ivy hob ihren Muffin. »Vorschlag: Ich übernehme das Einkaufen, wenn du das Abendessen machst. Frühstück und Mittagessen kann ich mir selbst machen, aber ich koche nur sehr ungern.«

Halb verständnisvoll, halb zustimmend verzog ich das Gesicht. Die feineren kulinarischen Künste waren auch nicht mein Ding; aber dann dachte ich darüber nach. Es würde mich Zeit kosten, aber nicht einkaufen zu müssen, klang großartig. Selbst wenn Ivy es nur angeboten hatte, damit ich nicht mein Leben für eine Dose Bohnen aufs Spiel setzen

musste, war es fair. Ich würde sowieso für mich selbst kochen und Essen für zwei zu machen ist einfacher als für einen. »Sicher«, sagte ich langsam. »Wir können es ja mal ausprobieren.«

»Also abgemacht.«

Ich schaute auf meine Uhr: Es war zwanzig vor zwei. Mein Stuhl quietschte auf dem Linoleum, als ich aufstand und mir einen Muffin schnappte. »Ich bin dann mal weg. Ich muss mir ein Auto oder so was besorgen. Diese Bus-Geschichte ist furchtbar.«

Ivy breitete die Comics über das Durcheinander, das ihren Computer umgab. »Die LS. wird dich nicht einfach so da reinmarschieren lassen.«

»Sie müssen. Das sind öffentliche Akten. Und sie werden mich wohl kaum festnageln, wenn ich von einem Haufen Zeugen umgeben bin, deren Schweigen teuer erkauft werden müsste. Das beschneidet doch ihre Gewinne«, erklärte ich bitter.

Ivys hochgezogene Augenbrauen sagten deutlicher als Worte, dass sie nicht überzeugt war.

»Schau«, sagte ich, als ich meine Tasche vom Stuhl nahm und sie durchsah. »Ich werde einen Tarnzauber verwenden, okay? Und beim ersten Anzeichen von Ärger bin ich weg.«

Das Amulett, mit dem ich herumwedelte, schien sie einigermaßen zufriedenzustellen, aber als sie sich wieder ihren Comics zuwandte, murmelte sie trotzdem: »Nimmst du Jenks mit?«

Es war nicht wirklich eine Frage und ich schnitt eine

Grimasse. »Ja, sicher.« Ich wusste, dass er nichts anderes als ein Babysitter war, aber als ich meinen Kopf durch die Hintertür steckte und nach ihm rief, kam mir der Gedanke, dass es nett wäre, eine Begleitung zu haben. Selbst wenn es ein Pixie war.

8

Ich drückte mich tiefer in die Ecke meines Sitzes, damit mir niemand über die Schultern sehen konnte. Der Bus war gerammelt voll und ich wollte verhindern, dass irgendjemand mitbekam, was ich las.

»Falls Ihr Vampir-Liebhaber übersättigt ist und sich nicht in Stimmung bringen lässt, versuchen Sie doch, etwas von ihm oder ihr zu tragen. Es muss nichts Großes sein, ein Taschentuch oder eine Krawatte können schon ausreichen. Dem Geruch, der entsteht, wenn Ihr Schweiß sich mit seinem vermischt, kann auch der zurückhaltendste Vampir nicht widerstehen.«

Okay. Nie wieder Ivys Bademantel oder Nachthemd tragen.

»Oftmals bleibt schon bei der gemeinsamen Wäsche Ihrer Kleidung genügend Duft erhalten, um Ihrem Liebhaber zu zeigen, dass Sie sich um ihn bemühen.«

Gut. Getrennte Wäsche.

»Wenn Ihr Vampir-Liebhaber sich mitten in einem Gespräch an einen ruhigeren Ort zurückzieht, seien Sie

versichert, dass er oder sie damit keine Zurückweisung ausdrückt. Es ist eine Einladung. Nun können Sie alle Register ziehen. Ein wenig Essen oder ein paar Getränke werden den Kiefer entspannen und den Speichelfluss anregen. Seien Sie nicht schüchtern. Rotwein ist übrigens passe. Versuchen Sie es lieber mit einem Apfel oder etwas ähnlich Knackigem.«

Verdammt.

»Nicht alle Vampire verhalten sich gleich. Versuchen Sie herauszufinden, ob Ihr Liebhaber Bettgeflüster mag. Das Vorspiel kann unterschiedliche Formen annehmen: Ein Gespräch über frühere Beziehungen oder die Blutlinien wird ihn zugänglich machen und seinen Stolz anregen, es sei denn Ihr Liebhaber gehört zu einem zweitklassigen Haus.«

Verdammt, verdammt. Ich war ein Nutte. Ich war ein verdorbenes Vampir-Flittchen.

Mit geschlossenen Augen ließ ich den Kopf gegen die Lehne fallen; plötzlich kitzelte warmer Atem meinen Nacken. Ich schoss in die Höhe und drehte mich blitzschnell um. Meine Hand schoss vor und klatschte gegen die Handfläche eines attraktiven Mannes. Er lachte über das satte Geräusch und hob entschuldigend beide Hände. Aber es war sein leicht amüsierter, berechnender Blick, der mich stoppte.

»Haben Sie schon einmal Seite neunundvierzig ausprobiert?«, fragte er und legte die gekreuzten Arme auf meine Rückenlehne.

Ich starrte ihn ausdruckslos an und sein Lächeln wurde verführerisch. Er war fast schon zu schön; die regelmäßigen Züge verrieten kindlichen Eifer. Sein Blick wanderte zu dem

Buch in meiner Hand.

»Neunundvierzig«, wiederholte er, »Sie werden danach nie wieder dieselbe sein.«

Nervös schlug ich die entsprechende Seite auf. 0 - mein -Gott! Ivys Buch war illustriert. Aber dann zögerte ich und kniff verwirrt die Augen zusammen. War da noch eine dritte Person beteiligt? Und was zum Teufel war da an die Wand geschraubt?

»So rum«, sagte der Mann, griff über die Lehne hinweg und drehte das Buch. Sein Aftershave roch sauber und ein wenig nach Holz. Es war ebenso angenehm wie seine ruhige Stimme und die sanfte Hand, die mich unbeabsichtigt streifte. Er war der klassische Lakai eines Vampirs: gut gebaut, schwarz gekleidet und mit einem schon beängstigend starken Bedürfnis nach Akzeptanz. Nicht zu vergessen das fehlende Verständnis für den persönlichen Wohlfühlbereich.

Als er auf das Buch klopfte, riss ich mich von seinem Blick los. »Oh.« Plötzlich ergab alles einen Sinn. »Oh!« Ich errötete heftig und schlug das Buch zu. Es waren zwei Beteiligte. Drei, wenn man den mit dem... was auch immer das war, mitzählte.

»Und das haben Sie überlebt?« Ich wusste nicht, ob ich schockiert, angewidert oder beeindruckt sein sollte.

Sein Blick wurde beinahe ehrfürchtig. »Ja. Ich konnte meine Beine zwei Wochen lang nicht bewegen, aber es hat sich gelohnt.«

Mit klopfendem Herzen steckte ich das Buch in meine Tasche. Inzwischen erhob er sich mit einem charmanten

Lächeln und schlenderte nach vorne, um auszusteigen. Es war nicht zu übersehen, dass er humpelte. Ich wunderte mich, dass er überhaupt gehen konnte. Während er die Treppe hinunterstieg, sah er mich unverwandt an; schließlich zwang ich mich, die Augen abzuwenden.

Von Neugier gepackt, holte ich Ivys Buch wieder aus der Tasche, noch bevor die letzten Fahrgäste den Bus verlassen hatten. Mit klammen Fingern öffnete ich es. Ich ignorierte das Bild und las stattdessen das Kleingedruckte unter der fröhlichen Anleitung. Mir wurde übel.

Es war eine Warnung, dieser Art der Vereinigung nicht zuzustimmen, bevor man nicht mindestens dreimal gebissen worden war. Andernfalls bestand die Möglichkeit, dass sich nicht genügend Vampirspeichel im Kreislauf befand, der die Schmerzrezeptoren so weit ausschaltete, dass der Schmerz als Lust empfunden werden konnte. Es gab sogar Tipps gegen Ohnmachtsanfälle, wenn man tatsächlich zu wenig Vampirspeichel in sich trug und dem quälenden Schmerz ausgeliefert war. Offenbar verringerte sich der Genuss des Vampir-Liebhabers, wenn es zu einem Blutdruckabfall kam. Doch es gab keine Hinweise, wie man ihn oder sie aufhalten konnte.

Erneut fielen mir die Augen zu. Als ich sie, aufgeschreckt durch die einsteigenden Fahrgäste, wieder öffnete, sah ich den Mann auf dem Bürgersteig stehen. Er beobachtete mich. Dabei lächelte er, als sei ihm nie fachgerecht in die Leiste geschnitten und anschließend sein Blut in einer unheiligen Kommunion getrunken worden. Er hatte es genossen, oder

zumindest dachte er das.

Auf einmal hob er die Finger zum Pfadfindergruß, führte sie an die Lippen und hauchte mir einen Kuss zu. Als der Bus sich wieder in Bewegung setzte, ging er endlich weiter, wobei ihm sein langer Mantel gegen die Beine schlug.

Ich starrte noch immer aus dem Fenster. Hatte Ivy jemals bei so was mitgemacht? Vielleicht hatte sie aus Versehen jemanden getötet. Vielleicht war das der Grund, warum sie abstinent war. Vielleicht sollte ich sie fragen. Vielleicht sollte ich aber auch einfach meine Schnauze halten, damit ich nachts ruhig schlafen konnte.

Ich schloss das Buch und schob es ganz nach unten in meine Tasche. Dabei stieß ich auf ein Stück Papier mit einer Telefonnummer, das zwischen die Seiten geschoben worden war. Ich zerknüllte es und stopfte es zu dem Buch in die Tasche. In diesem Moment kam Jenks zurück, der mit dem Fahrer gesprochen hatte.

Er landete auf der Lehne meines Vordersitzes. Heute trug er Arbeitskleidung: alles schwarz, bis auf einen knallroten Gürtel. »Keine Zauber gegen dich, auch nicht von den neu Zugestiegenen«, verkündete er fröhlich. »Was wollte der Typ gerade?«

»Nichts.« Ich vertrieb die Erinnerung an dieses Bild aus meinem Kopf. Wo war Jenks letzte Nacht gewesen, als Ivy mich in ihren Klauen hatte? Das hätte ich gern gewusst. Normalerweise hätte ich ihn danach gefragt, aber ich hatte Angst, er könnte sagen, es sei meine eigene Schuld gewesen.

»Nein wirklich«, bohrte Jenks weiter. »Was hat er gewollt?«

Ich starrte ihn an. »Nein wirklich - nichts. Und jetzt vergiss es.« Ich war nur froh, dass der Tarnzauber schon wirkte. Ich hatte keine Lust, dass Mr. Neunundvierzig mich bei einer zukünftigen Begegnung auf der Straße wiedererkannte.

»Ist ja schon gut.« Jenks ließ sich auf meinem Ohrring nieder und begann zu summen: *Strangers In The Night*. Seufzend fand ich mich damit ab, nun den Rest des Tages von diesem Song verfolgt zu werden. Dann zog ich meinen Handspiegel aus der Tasche und tat so, als wollte ich mein Haar richten. Dabei achtete ich darauf, mindestens zweimal heftig gegen den Ohrring zu stoßen, auf dem Jenks saß.

Ich war nun brünett, mit einer großen Nase. Ein Gummiband hielt mein immer noch langes und immer noch krauses Haar in einem Pferdeschwanz zusammen - manche Dinge sind schwieriger wegzuzaubern als andere. Ich trug die Jeansjacke auf links gedreht, sodass ein blumiges Paisley-Muster zu sehen war, und als Krönung hatte ich eine lederne Harley Davidson Kappe auf dem Kopf. Sobald ich Ivy das nächste Mal sah, würde ich sie ihr mit einer aufrichtigen Entschuldigung zurückgeben und sie dann sicherlich nie wieder tragen. Wenn man all die Fettnäpfchen bedachte, in die ich letzte Nacht gesprungen war, war es kein Wunder, dass Ivy sich vergessen hatte.

Der Bus fuhr in den Schatten eines großen Gebäudes. Da ich an der nächsten Haltestelle raus musste, packte ich meine Klamotten zusammen und stand auf. »Ich muss mir dringend irgendein Fortbewegungsmittel beschaffen«, murmelte ich, als meine Stiefel den Gehweg berührten und ich einen

prüfenden Blick über die Straße warf. »Vielleicht ein Motorrad.« Ich stimmte meine Bewegungen so ab, dass ich beim Betreten des Archivgebäudes die gläserne Eingangstür nicht berührte.

Von meinem Ohrring kam ein Prusten. »Würde ich nicht machen«, riet Jenks. »An einem Mottorad kann man viel zu einfach rumschrauben. Bleib bei den öffentlichen Verkehrsmitteln.«

»Ich könnte es drinnen abstellen«, protestierte ich, während ich nervös die wenigen Leute im Foyer beobachtete.

»Du kannst so ein Ding doch noch nicht mal fahren, Sherlock«, meinte er voller Sarkasmus. »Übrigens, dein Stiefel ist offen.«

Ich sah hinunter. War er nicht. »Sehr witzig, Jenks.«

Der Pixie murmelte etwas Unverständliches. »Natürlich nicht«, sagte er ungeduldig. »Du sollst ja auch nur so tun, als ob du deinen Stiefel zuschnürst. Ich prüfe in der Zwischenzeit, ob das hier einigermaßen sicher ist.«

»Oh.« Gehorsam ging ich zu einem Stuhl in der Ecke und schnürte meinen Stiefel neu. Jenks schwebte unauffällig über den wenigen anwesenden Runnern und versuchte, gegen mich gerichtete Zauber aufzuspüren. Mein Timing war gut. Es war Samstag, deshalb war das Archiv nur wenige Stunden geöffnet; eine besondere Serviceleistung. Dennoch gab es ein paar Besucher: sie tauschten Informationen aus, brachten Akten auf den neusten Stand, machten sich Kopien oder versuchten einfach, durch die Wochenendschicht einen

guten Eindruck zu machen.

»Dem Geruch nach ist alles okay«, sagte Jenks bei seiner Rückkehr. »Ich denke nicht, dass sie hier mit dir gerechnet haben.«

»Gut.« Durch ein trügerisches Sicherheitsbewusstsein gestärkt, bewegte ich mich zielstrebig auf den Empfangstresen zu. Das Glück war auf meiner Seite: Megan hatte Dienst. Mein Lächeln schien sie ein wenig aus der Fassung zu bringen. Hektisch griff sie nach ihrer magisch verstärkten Brille, die es ihr ermöglichte, fast jede Tarnung zu durchschauen, und schob sie sich auf die Nase. Eine solche Ausrüstung war Standard bei fast allen I. S.-Rezeptionisten. Eine verschwommene Bewegung vor mir ließ mich innehalten.

»Kopf hoch, Frau!« Jenks' Warnung kam zu spät. Jemand streifte mich und ich konnte nur mit Mühe das Gleichgewicht halten, als sich ein Fuß zwischen meine Beine schob, um mich zu Fall zu bringen. Panisch drehte ich mich um und ging in die Hocke. Sobald ich mich so in Position gebracht hatte, beruhigte ich mich - jetzt war ich auf alles vorbereitet.

Es war Francis. *Was zum* Wandel *tut der hier?,* dachte ich, als ich mich wieder aufrichtete. Er hielt sich den Bauch vor Lachen. Wahrscheinlich hätte ich meine Tasche nicht mitbringen sollen. Aber ich hatte nicht erwartet, jemanden zu treffen, der mich trotz des Tarnzaubers erkennen würde.

»Netter Hut, Rachel«, wieherte er, während er am Kragen seines affigen Hemds herumfingerte. Es klang nach einer ätzenden Mischung aus Bravado und nachlassender Furcht

nach meinem Beinahe-Angriff. »Hey, ich habe im Büro eine Wette laufen. Könntest du vielleicht morgen sterben, irgendwann zwischen sieben und Mitternacht?«

»Warum versuchst du nicht selbst, mich zu kriegen?«, erwiderte ich mit einem höhnischen Grinsen. Entweder hatte der Mann keinen Stolz oder er merkte nicht, wie albern er aussah, mit seinem offenen Segelschuh und der magisch fabrizierten Föhnfrisur, die allerdings bereits in Auflösung begriffen war. Und wie konnte man so früh am Tag schon so einen dichten Stoppelbart haben? Der kam wohl aus der Sprühdose.

»Wenn ich dich selbst festnagele, verliere ich die Wette.« Er hatte zu seiner üblichen Arroganz zurückgefunden, die an mich jedoch völlig verschwendet war. »Leider habe ich keine Zeit für eine Plauderei mit einer toten Hexe. Ich habe einen Termin mit dem Abgeordneten Trenton Kalamack und muss noch einiges recherchieren. Du weißt schon -Recherche? Schon mal gemacht?« Er rümpfte seine dünne Nase. »Wohl eher nicht.«

»Geh und friss Tomaten, *Fancis.«*

Er warf einen Blick in den Korridor, der zum Archiv führte. »Oh, jetzt habe ich aber Angst. Wenn du es lebendig zurück in deine Kirche schaffen willst, solltest du jetzt abhauen. Denn falls Meg wegen dir noch keinen Alarm ausgelöst hat, werde ich es tun.«

»Hör auf, mir ein Ohr abzukauen, das nervt.«

»Ich seh' dich noch, kleine Rachel. Vielleicht in den Todesanzeigen?« Er lachte schrill.

Ich warf ihm einen vernichtenden Blick zu und er trug sich mit einer überschwänglichen Geste in die Anwesenheitsliste ein, die auf dem Tresen lag. Dann drehte er sich noch einmal um und flüsterte: »Lauf, Hexe. Lauf.« Damit zog er sein Handy hervor, drückte ein paar Tasten und stolzierte an den unbeleuchteten V.I.R-Büros vorbei in Richtung Archiv. Megan zuckte entschuldigend mit den Schultern, als sie ihm mit dem elektronischen Türöffner den Zugang gewährte.

Ich sammelte mich kurz, signalisierte Megan, noch einen Moment zu warten, und ließ mich dann in einen Stuhl sinken, um zur Tarnung in meiner Tasche zu wühlen. Jenks landete auf meinem Ohrring. »Lass uns gehen«, sagte er besorgt, »wir kommen heute Nacht noch mal her.«

Ich musste ihm zustimmen. Dass Denon mein Apartment verflucht hatte, war reine Schikane gewesen. Ein Killerkommando auf mich anzusetzen wäre zu teuer, das war ich nicht wert. Aber warum Risiken eingehen?

»Jenks, kannst du ins Archiv kommen, ohne von den Kameras erfasst zu werden?«

»Natürlich kann ich das, Frau. Wenn Pixies eines können, ist es herumschnüffeln. Ob ich an den Kameras vorbeikomme? Wer, glaubst du, ist für ihre Wartung zuständig? Ich werd's dir sagen - Pixies. Und kriegen wir dafür auch nur einen Funken Anerkennung? Nein. Nur der Penner von einem Handwerker, der mit seinem Fettarsch unten auf der Leiter sitzt, seinen Truck fährt, die Werkzeugkiste öffnet und sich Donuts reinzieht. Was tut der denn schon groß?«

»Ist ja großartig, Jenks. Jetzt halt die Klappe und hör zu.« Ich schaute kurz zu Megan hinüber. »Finde heraus, welche Akten sich Francis anschaut. Ich werde so lange wie möglich auf dich warten, aber wenn sich hier irgendeine Bedrohung ankündigt, haue ich ab. Du schaffst es doch von hier aus nach Hause, oder?«

Jenks' Flügel wehten mir eine Haarsträhne in den Nacken. »Klar, schaff ich schon. Soll ich ihn für dich anpixen, wenn ich schon mal da bin?«

»Ihn anpixen? Das kannst du? Ich dachte immer, das gäbe es nur im, äh... Märchen.«

Er schwebte vor mir in der Luft und platzte fast vor Selbstzufriedenheit. »Ich werde ihn in den Wahnsinn treiben. Das können Pixies nämlich am zweitbesten.« Er zögerte und grinste spitzbübisch. »Nein, eher am drittbesten.«

»Warum nicht?«, beendete ich seufzend die Diskussion, woraufhin er lautlos aufstieg, um zunächst die Kameras zu beobachten. Für einen Moment hing er bewegungslos in der Luft und wartete ihre Rotationsbewegung ab. Dann schoss er direkt unter die Decke und flog den langen Korridor hinunter zur Tür des Archivs. Wenn ich das Ganze nicht gespannt beobachtet hätte, hätte ich ihn überhaupt nicht wahrgenommen.

Ich nahm einen Stift aus meiner Tasche, schloss sie sorgfältig und ging zu Megan hinüber. Der massige Mahagonitresen trennte die Lobby vollständig von den nicht sichtbaren Büros im Hintergrund. Es war die letzte Bastion zwischen der Öffentlichkeit und den kleinlichen Arbeitstieren,

die hier die Akten verwalteten. Durch den offenen Durchgang hinter Megan war eine lachende Frauenstimme zu hören; samstags wurde nicht viel gearbeitet. »Hi, Meg«, sagte ich, als ich näher trat.

»Guten Tag, Ms. Morgan«, erwiderte sie betont laut und fummelte an ihrer Brille herum. Ihre Aufmerksamkeit war auf einen Punkt hinter meinem Rücken gerichtet und ich kämpfte gegen den plötzlichen Drang, mich umzudrehen. *Ms. Morgan?,* dachte ich. *Seit wann bin ich* Ms. Morgan? »Was gibt es, Meg?« Ich warf nun doch einen Blick über die Schulter, doch die Lobby war leer.

Sie wirkte verkrampft. »Gott sei Dank sind Sie noch am Leben«, flüsterte sie, das professionelle Lächeln noch immer an seinem Platz. »Was tun Sie hier? Sie sollten sich besser in irgendeinem Keller verstecken.« Bevor ich antworten konnte, legte sie den Kopf zur Seite wie ein Cockerspaniel und strahlte mich an wie die Blondine, die sie gern gewesen wäre. »Was kann ich heute für Sie tun, Ms. Morgan?«

Ich machte ein verblüfftes Gesicht und Megan deutete mit den Augen bedeutungsvoll über meine Schulter hinweg. »Die Kamera, Idiotin«, murmelte sie. »Die Kamera.«

Als mir klar wurde, was sie meinte, atmete ich auf. Im Moment bereitete mir Francis' Telefonanruf wesentlich mehr Kopfzerbrechen als die Kamera. Die Bänder wurden immer nur gesichtet, nachdem etwas geschehen war. Bis dahin würde es schon zu spät sein.

»Wir halten hier alle zu Ihnen«, flüsterte Megan. »Die Chancen stehen zweihundert zu eins, dass Sie bis zum Ende

der Woche durchhalten. Ich persönlich sehe sie bei einhundert zu eins.«

Ich fühlte mich krank. Ihr Blick glitt wieder über meine Schulter hinweg und sie erstarrte. »Sie sind hinter mir, nicht wahr?«, fragte ich und Megan zuckte zusammen. Ich seufzte und schob mir die Tasche auf den Rücken, damit sie mich nicht behinderte. Dann drehte ich mich langsam um.

Er trug einen sauberen schwarzen Anzug, ein gestärktes weißes Hemd und eine dünne, schwarze Krawatte. Seine Arme waren selbstbewusst hinter dem Rücken verschränkt und er machte keine Anstalten, die Sonnenbrille abzunehmen. Mir stieg ein leichter Moschusgeruch in die Nase, und nach dem weichen, roten Bart zu urteilen handelte es sich bei ihm wohl um einen Fuchsmenschen.

Ein weiterer Mann gesellte sich zu ihm und postierte sich zwischen mir und der Ausgangstür. Auch er behielt seine Sonnenbrille auf. Ich beobachtete die beiden und versuchte, sie einzuschätzen.

Irgendwo - vermutlich hinter mir - musste noch ein Dritter sein. Die Killer arbeiteten immer zu dritt. *Nicht mehr. Nicht weniger. Immer drei,* dachte ich nüchtern und spürte, wie sich mein Magen zusammenzog. Drei gegen einen war nicht fair. Ich sah zum Flur hinüber. »Wir sehen uns zu Hause, Jenks«, flüsterte ich, obwohl ich wusste, dass er mich nicht hören konnte.

Die beiden Schatten nahmen Haltung an; einer öffnete sein Jackett und zeigte sein Pistolenhalfter. Ich zögerte. In Gegenwart einer Zeugin würden sie mich wohl kaum einfach

kaltblütig abknallen. Denon mochte angepisst sein, aber er war nicht dumm. Sie warteten darauf, dass ich die Flucht ergriff.

Stattdessen stemmte ich die Hände in die Hüften und spreizte die Beine ein wenig, um einen besseren Stand zu haben. Haltung ist alles. »Ich nehme nicht an, dass wir darüber reden können, Jungs?«, sagte ich bissig, wenn auch mit klopfendem Herzen.

Der Typ, der sein Jackett geöffnet hatte, grinste. Seine Zähne waren klein und scharf und sein Handrücken mit einem feinen roten Flaum bedeckt. Ja, eindeutig ein Fuchsmensch. Großartig. Ich hatte zwar mein Messer dabei, hier ging es aber darum, möglichst viel Abstand zu halten, sodass ich es nicht einsetzen konnte.

Hinter mir schrie Megan wütend: »Nicht in meiner Lobby. Macht das draußen.«

Mein Puls raste. Wollte Megan mir helfen? *Vielleicht will sie einfach keine Flecken auf ihrem Teppich,* dachte ich, als ich elegant über den Tresen hechtete.

»Hier lang.« Megan zeigte auf den Türbogen, durch den man zu den hinteren Büros gelangte.

Mir blieb keine Zeit, ihr zu danken. Ich stürzte durch die Tür und fand mich in einem offenen Bürobereich wieder. Hinter mir erklangen gedämpfte Schläge und laute Flüche. Der Raum hatte die Größe einer Lagerhalle und war durch die üblichen 1,5 m hohen Trennwände unterteilt - es war ein Irrgarten biblischen Ausmaßes.

Lächelnd winkte ich den wenigen Leuten zu, die ich von

ihrer Arbeit aufgeschreckt hatte. Meine Tasche schlug gegen die Raumteiler, an denen ich vorbeirannte. Im Laufen versetzte ich dem Wasserspender einen Schubs und rief ein halbherziges »Sorry« über die Schulter, als er umfiel. Er ging nicht völlig zu Bruch, fiel aber auseinander. Das gurgelnde Geräusch des ausfließenden Wassers wurde bald von den bestürzten Schreien und dem Ruf nach einem Mopp übertönt.

Ich drehte mich kurz um. Einer der Schatten wurde von drei Büroangestellten aufgehalten, die versuchten, die schwere Flasche in den Griff zu bekommen. Er hielt seine Waffe bedeckt. So weit, so gut. Die Hintertür sprang mir ins Auge. Ich lief zur gegenüberliegenden Wand, riss die Tür auf und nahm einen tiefen Zug von der kühlen Luft, die mir entgegenschlug.

Ich wurde bereits erwartet. Sie legte ihre offenbar großkalibrige Waffe auf mich an.

»Scheiße!« Ich sprang zurück und knallte die Tür zu. Bevor sie ins Schloss fiel, klatschte etwas gegen die Abtrennung hinter mir und hinterließ einen gallertartigen Fleck. Mein Nacken brannte. Ich betastete ihn und schrie auf, als Ich eine münzgroße Blase entdeckte. Die Finger, mit denen Ich sie berührt hatte, brannten jetzt auch.

»Großartig«, flüsterte ich und wischte den farblosen Schleim mit dem Saum meiner Jacke ab. »Ich habe keine Zelt für so was.« Mit einem gezielten Tritt ließ ich die Türsperre einrasten und stürzte zurück in den Irrgarten. Sie benutzten keine zeitverzögerten Zauber mehr. Diese Sprüche wurden

fertig in Splat Balls geladen. Einfach klasse. Es war wahrscheinlich ein spontaner Verbrennungszauber. Hätte ich mehr als einen Spritzer abbekommen, wäre ich schon tot. Ein netter kleiner Haufen Asche auf dem Berberteppich. Das hätte Jenks niemals riechen können, nicht einmal, wenn er bei mir gewesen wäre.

Ich hätte es bevorzugt, von einer Kugel getötet zu werden, das war wenigstens romantisch. Aber es war schwieriger, dem Schöpfer eines tödlichen Zaubers auf die Spur zu kommen als dem Fabrikanten einer Kugel oder Waffe. Ganz zu schweigen davon, dass ein guter Zauber keine Spuren hinterließ. Oder im Fall eines direkten Feuerzaubers nicht einmal eine Leiche. Keine Leiche, kein Fall, kein Grund zur Aufregung.

»Da!«, schrie jemand. Ich hechtete unter einen Schreibtisch und landete mit voller Wucht auf dem Ellbogen, der sofort zu schmerzen anfing. Mein Nacken fühlte sich an, als stünde er in Flammen. Ich musste unbedingt etwas Salz auf die Wunde streuen und den Zauber neutralisieren, bevor er sich ausbreitete.

Ich schälte mich aus meiner Jacke, die voller Schleimspritzer war. Wenn ich sie nicht getragen hätte, hätte es mich voll erwischt. Ich schmiss sie in einen Mülleimer.

Dann zog ich ein Fläschchen mit Salzwasser aus meiner Tasche. Meine Finger brannten und die Schmerzen im Nacken wurden unerträglich. Meine Hände zitterten, darum biss ich den Plastikverschluss der Ampulle ab und kippte mir das Fläschchen mit angehaltenem Atem über die Finger und

ins Genick. Mit einem heftigen Ziehen und einer kleinen Schwefelwolke verlosch der Zauber und etwas Salzwasser tropfte auf den Boden. Einen glorreichen Moment lang genoss ich das Gefühl, wie der Schmerz nachließ, dann tupfte ich mir zitternd mit dem Ärmel das Genick trocken. Die Blase tat zwar noch weh, als ich sie vorsichtig berührte, aber das leichte Brennen des Salzwassers war nichts im Vergleich zu vorher. Ich blieb, wo ich war, und fühlte mich wie ein Idiot, während ich nach einer Fluchtmöglichkeit suchte. Ich war eine gute Hexe. Alle meine Amulette waren defensiv, nicht offensiv. Meine Aufgabe war es, Gegner vorübergehend auszuschalten und ruhigzustellen, bis ich sie unter Kontrolle hatte. Dabei war ich immer der Jäger gewesen, nie der Gejagte. Stirnrunzelnd musste ich feststellen, dass ich auf Situationen wie diese kein bisschen vorbereitet war.

Durch den Aufstand, den Megan veranstaltete, hatte ich eine Ahnung, wo sie sich alle befanden. Ich tastete noch einmal nach der Brandblase; sie hatte sich nicht ausgebreitet. Ich hatte Glück. Mir stockte der Atem, als ich ein paar Abteile weiter leise Schritte hörte. Ich wünschte plötzlich, ich würde nicht so stark schwitzen. Die Tiermenschen hatten exzellente Nasen, doch einen sehr einseitigen Verstand. Ich hatte es wahrscheinlich nur dem anhaltenden Schwefelgeruch zu verdanken, dass er mich noch nicht geschnappt hatte. Hier konnte ich nicht bleiben. Ein schwaches Klopfen an der Hintertür überzeugte mich endgültig, dass es an der Zeit war, zu gehen.

Mit vor Anstrengung dröhnendem Schädel spähte ich

vorsichtig über die Trennwände hinweg und entdeckte Schatten Nummer eins, wie er zwischen den Abteilen hindurchtapste, um Schatten Nummer drei reinzulassen. Geduckt bewegte ich mich in die entgegengesetzte Richtung. Ich verwettete mein Leben darauf, dass die Killer einen vor dem Vordereingang postiert hatten und ich ihm so nicht auf halbem Wege begegnen würde.

Dank Megans ununterbrochenem Gezeter über das verschüttete Wasser schaffte ich es bis zum Zugang zur Lobby, ohne bemerkt zu werden. Als ich einen Blick in die Halle warf, stellte ich fest, dass der Empfangstresen verlassen war. Der Boden war mit Papier übersäht, unter meinen Füften rollten heruntergefallene Stifte herum und Megans Tastatur baumelte an ihrem Kabel hin und her. Atemlos schlich ich zu dem hochklappbaren Durchgang im Tresen ohne meine Deckung zu verlassen, linste ich um den Schreibtisch. Mein Herz machte einen Sprung. Einer der Schatten zappelte vor der Tür herum, offenbar beleidigt, dass er zurückgelassen worden war. Aber ich hatte bessere Chancen, einem zu entkommen als zweien.

Francis' weinerliche Stimme tönte aus den Weiten des Archivs. »Hier? Denon hat sie hier auf sie angesetzt? Er muss wirklich angekotzt sein. Ich bin gleich zurück; das muss ich einfach sehen. Wird sicher spaßig.«

Seine Stimme kam näher. *Vielleicht will Francis ja einen kleinen Spaziergang mit mir machen,* dachte ich hoffnungsvoll. Bei Francis konnte man sich darauf verlassen, dass er neugierig *und* dumm war. Eine gefährliche

Kombination in unserem Metier. Das Adrenalin schoss mir ins Blut während ich wartete, bis er den Tresen passiert hatte und zum Schreibtisch kam.

»Was für ein Chaos«, stellte er fest. Das Durcheinander auf dem Boden nahm ihn so gefangen, dass er nicht bemerkte, wie ich hinter ihm auftauchte. Präzise wie ein Uhrwerk legte ich einen Arm um seinen Hals und drehte ihm gleichzeitig die Hände so brutal auf den Rücken, dass er beinahe den Boden unter den Füßen verlor.

»Au! Verdammt noch mal, Rachel!« Er war zu eingeschüchtert, um zu realisieren, wie leicht er mir seinen Ellbogen in den Bauch rammen und abhauen konnte. »Lass mich los! Das ist nicht witzig!«

Ich schluckte und versuchte verzweifelt, den Schatten an der Tür im Auge zu behalten, der seine Waffe gezogen hatte und auf mich zielte. »Nein, das ist es wirklich nicht, Schätzchen«, hauchte ich in Francis' Ohr. Mir war schmerzlich bewusst, wie nah wir dem Tod waren. Francis hingegen kapierte gar nichts, und der Gedanke daran, dass er irgendwelche Dummheiten machen könnte, jagte mir mehr Angst ein als die Waffe. Mein Puls raste und ich fühlte, wie mir die Knie weich wurden. »Halt still. Wenn er denkt, dass er mich erwischen kann, drückt er vielleicht ab.«

»Was geht mich das an?«, fauchte Francis.

»Siehst du hier noch jemanden außer dir, mir und der Knarre?«, fragte ich sanft. »Einen einzelnen Zeugen loszuwerden ist nicht so schwer, oder?«

Francis erstarrte. Ich hörte ein leises Stöhnen, als Megan

im Durchgang erschien. Im Hintergrund tauchten noch mehr Leute auf, die sich die Hälse verrenkten und laut flüsterten. Panik stieg in mir auf. Zu viele Leute. Zu viele Möglichkeiten, dass etwas schief laufen konnte. Ich fühlte mich besser, als der Schatten aus der Hocke hochkam und seine Pistole wegsteckte. Er ließ die Arme sinken und präsentierte seine Handflächen - eine geheuchelte Geste der Resignation. Mich vor so vielen Zeugen zu schnappen wäre zu kostspielig. Es war eine klassische Pattsituation.

Ich behielt Francis als unfreiwilligen Schutzschild vor mir. Fast geräuschlos schlichen inzwischen die beiden anderen Schatten aus dem Büroraum und drückten sich an die Rückwand von Megans Büro. Einer hatte seine Waffe gezogen; als er die Situation überblickte, steckte er sie weg.

»Okay, Francis. Es ist Zeit für deinen Nachmittagsspaziergang. Und schön langsam.«

»Leck mich, Rachel«, erwiderte er mit zitternder Stimme. Auf seiner Stirn hatte sich Schweiß gebildet, der ihm nun das Gesicht hinunterlief.

Wir schoben uns um den Schreibtisch herum, wobei ich Francis mit aller Kraft festhalten musste, da er auf den herumliegenden Stiften ins Rutschen kam. Der Tiermensch an der Tür machte uns bereitwillig Platz. Seine Einstellung war klar: Sie brauchten sich nicht zu beeilen, sie hatten Zeit. Unter ihren wachsamen Augen ging ich mit Francis rückwärts durch die Tür nach draußen.

»Lass mich gehen!«, forderte Francis und begann zu zappeln Die Passanten bildeten einen Halbkreis um uns

herum und vorbeifahrende Autofahrer hielten an, um uns zu bestaunen. Ich hasse Gaffer, aber jetzt waren sie vielleicht ein Vorteil. »Los, renn weg. Das kannst du doch am besten, Rachel«, höhnte Francis.

Ich verstärkte meinen Griff, bis er grunzte. »Da hast du recht Ich bin ein besserer Runner, als du je sein wirst.« Die Leute um uns herum begannen sich zu zerstreuen, als sie erkannten, dass das hier mehr war als Streit unter Liebenden »Du solltest vielleicht auch besser die Beine in die Hand nehmen«, sagte ich in der Hoffnung, dadurch die allgemeine Verwirrung noch zu steigern.

»Wovon zur Hölle redest du?« Der Gestank seines Schweißes übertraf nun sogar sein Aftershave.

Ich schlängelte mich durch die langsam fahrenden Autos und schleppte Francis über die Straße. Die drei Schatten waren aus dem Gebäude gekommen, um uns zu beobachten In gespannter Wachsamkeit standen sie an der Tur.

»Ich könnte mir gut vorstellen, dass sie dich für meinen Komplizen halten. Ich meine - bitte! Eine große starke Hexe wie du soll nicht in der Lage sein, einem schwachen Mädchen wie mir zu entkommen?« An seinem leisen Stöhnen erkannte ich, dass er verstanden hatte. »Guter Junge. Und jetzt lauf.«

Mit der belebten Straße zwischen mir und den Schatten ließ ich Francis stehen und rannte los. So gut es ging, versuchte ich, in der Menge Schutz zu suchen. Francis lief in die entgegengesetzte Richtung. Wenn ich genügend Vorsprung herausholen konnte, würden sie mir nicht nach

Hause folgen. Tiermenschen waren abergläubisch und würden niemals heiligen Boden entweihen. Ich wäre in Sicherheit- bis Denon etwas anderes auf mich ansetzte.

9

»Ich brauche irgendetwas anderes«, grübelte ich und blätterte durch die spröden, vergilbten Seiten, die nach Gardenien und Äther rochen. Ein Verborgenheitszauber wäre ideal, aber dafür benötigte man Farnsamen, und ich hatte weder die Zeit, genügend davon zu sammeln, noch war jetzt die richtige Jahreszeit dafür. Im Findlay Market gab es wahrscheinlich welchen, aber auch dafür fehlte mir die Zeit. »Werd vernünftig«, ermahnte ich mich, schloss das Buch und drückte meinen schmerzenden Rücken durch. »So was Kompliziertes kannst du sowieso nicht zusammenbrauen.«

Ivy hatte es sich mir gegenüber am Küchentisch bequem gemacht und füllte die Nachsendeaufträge aus, die sie besorgt hatte. Dabei biss sie geräuschvoll in ihre letzte Selleriestange. Das Mittagessen hatte nur aus Gemüse mit Dipp bestanden, da ich für alles andere zu viel zu tun gehabt hatte ihr schien es egal zu sein. Vielleicht würde sie später noch ausgehen und sich einen Snack holen. Morgen würde ich, falls ich dann noch am Leben war, ein richtiges Essen machen; vielleicht Pizza. Aber heute Abend war die Küche nicht mehr zur Nahrungszubereitung zu gebrauchen.

Ich war dabei, einige Zauber zu präparieren, und hatte ein

absolutes Chaos verbreitet. Gehackte Pflanzenteile, Dreck und grün verfärbte Schüsseln auf Kühlgittern bedeckten die Arbeitsplatten; im Spülbecken stapelten sich die schmutzigen Kupferkessel. Das Ganze erinnerte an eine Mischung aus Yodas Werkstatt und Jamie Olivers Küche. Aber nun hatte ich meine Erkennungsamulette, Schlafverstärker und sogar einige neue Tarnzauber, die mich diesmal älter statt jünger machten. Ich konnte eine gewisse Selbstzufriedenheit nicht unterdrücken, da es mir tatsächlich gelungen war, sie selbst herzustellen. Sobald ich einen Zauber gefunden hatte, der mich in das I. S.-Archiv brachte, würden Jenks und ich die Fliege machen.

Der Pixie war an diesem Nachmittag mit einem behäbigen, zotteligen Tiermenschen angekommen, besagtem Freund, der meinen Kram einlagerte. Ich kaufte das modrig riechende Feldbett, das er mitgebracht hatte, und dankte ihm für die wenigen nicht verfluchten Kleidungsstücke, die er hatte finden können: meinen Wintermantel und ein paar pinkfarbene Sweatshirts, die in einer Kiste ganz hinten im Schrank gelegen hatten. Nachdem ich ihn angewiesen hatte, sich erst mal nur auf meine Kleidung, die CDs und den Küchenbedarf zu konzentrieren, schlurfte er davon. Der Hunderter, den ich ihm in die Hand gedrückt hatte, stand wahrscheinlich in direktem Zusammenhang mit seinem Versprechen, zumindest die Klamotten bis zum nächsten Tag fertig zu haben.

Mit einem Seufzer schaute ich von meinem Buch hoch und starrte an Mr. Fish vorbei in den dunklen Garten hinaus.

Dann legte ich meine hohle Hand über die Blase an meinem Nacken und schob das Buch weg, um Platz für das nächste zu schaffen. Denon musste außer sich gewesen sein, um mir die Tiermenschen bei vollem Tageslicht auf den Hals zu hetzen, wo ihre Fähigkeiten deutlich eingeschränkt waren. Hätte sich das Ganze bei Nacht abgespielt, wäre ich jetzt wahrscheinlich tot - Neumond hin oder her. Diese Geldverschwendung war ein Zeichen dafür, dass Denon wegen Ivys Abschied wohl eine Menge Arger bekommen hatte.

Nachdem ich den Tiermenschen entkommen war, gönnte ich mir ein Taxi nach Hause. Ich rechtfertigte diesen Luxus zwar mit der Möglichkeit weiterer Attentäter im Bus, aber in Wirklichkeit wollte ich vermeiden, dass jemand mitbekam, wie fertig ich war. Als das Taxi ungefähr drei Blocks weit gekommen war, begann ich zu zittern und hörte erst wieder auf, nachdem ich so lange geduscht hatte, bis der Warmwasserboiler leer war. Zum ersten Mal war ich in diesem Spiel die Gejagte gewesen, und es gefiel mir überhaupt nicht. Aber fast genauso erschreckend war der Gedanke, dass ich möglicherweise einen schwarzen Spruch wirken und anwenden musste, um am Leben zu bleiben.

In meinem alten Job hatte ich oft genug Verdächtige einkassiert, die sogenannte »graue« Sprüche wirkten. Das waren Hexen, die einen an sich guten Zauber wie etwa einen Liebeszauber nahmen und so verdrehten, dass er üblen Zwecken diente. Aber auch diejenigen, die ernst zu nehmende schwarze Magie betrieben, gab es da draußen

-und auch sie hatte ich geschnappt: die Spezialisten für schwarzmagische Fallen, die dich einfach verschwinden ließen und für ein paar Dollar mehr sogar dafür sorgten, dass sich nicht einmal mehr deine engsten Verwandten an dich erinnern konnten. Eben die Inderlander, die Cincinnatis Untergrund beherrschten. Manchmal hatte ich nichts anderes tun können, als die hässliche Realität zu verschleiern, damit die Menschheit nicht erfuhr, wie schwierig es war, Inderlander zu kontrollieren, in deren Augen sie nichts anderes waren als Freiwild. Aber niemals zuvor war jemand so skrupellos gegen mich vorgegangen. Und ich hatte keine Ahnung, wie ich mich davor schützen und gleichzeitig mein Karma in Ordnung halten sollte.

Die letzten Stunden vor Sonnenuntergang hatte ich im Garten verbracht. Im Dreck zu wühlen und dabei ständig Pixiekinder zwischen den Füßen zu haben ist ein gutes Mittel, um einen klaren Kopf zu bekommen. Ich erkannte, dass ich tief in Jenks' Schuld stand - und zwar in mehr als einer Hinsicht. Erst als ich mit meinen Materialien für die Zauber und einer sonnenverbrannten Nase ins Haus zurückkehrte, fand ich heraus, was hinter dem fröhlichen Geschrei der Pixies steckte: Sie hatten nicht, wie angenommen, Verstecken gespielt, sondern Splat Balls abgefangen.

Die kleine Pyramide, die sie neben der Hintertür errichtet hatten, schockierte mich zutiefst. Jede dieser Kugeln stand für einen misslungenen Versuch, mich zu töten. Und ich hatte nichts davon bemerkt, nicht den Hauch einer Ahnung gehabt. Dieser Anblick machte mich so wütend, dass ich

meine Angst vergaß. Wenn sie das nächste Mal aufkreuzten, würde ich bereit sein. Das schwor ich mir.

Nach meinem Sturm auf die Küche war meine Tasche nun wieder gut gefüllt mit den üblichen Amuletten. Das Stück Rotholz aus der Arbeit hatte mich gerettet. Eigentlich kann jede Holzart Zauber aufnehmen, aber in Rotholz halten sie sich am längsten. Die Amulette, die ich nicht direkt in meine Tasche verfrachtet hatte, hingen an den für Tassen gedachten Haken in dem ansonsten leeren Küchenschrank. Es waren wirklich gute Sprüche, aber ich brauchte noch etwas Stärkeres. Mit einem Seufzer öffnete ich das nächste Buch.

»Verwandlung?«, fragte Ivy, legte dabei die Formulare zur Seite und zog das Keyboard näher zu sich heran. »Bist du so gut?«

Geistesabwesend versuchte ich, mit dem Daumennagel den Dreck von meinen Nägeln zu kratzen. »Notwendigkeit ist die Mutter der Courage.« Ich konzentrierte mich auf den Index - ich brauchte etwas Kleines, das sich vorzugsweise gut verteidigen können sollte.

Ivy wandte sich wieder dem Internet und ihrem Sellerie zu. Seit Sonnenuntergang behielt ich sie im Auge. Sie verhielt sich wie die ideale Mitbewohnerin und bemühte sich wirklich, ihr Vampirverhalten auf ein Minimum zu reduzieren. Die neuerliche Wäsche meiner Klamotten hatte wohl auch geholfen. Und sollte sie anfangen irgendwie verführerisch zu werden, würde ich sie bitten zu gehen.

»Hier ist was, eine Katze. Dafür brauche ich eine Unze Rosmarin, eine halbe Tasse Minze, einen Teelöffel vom

Extrakt der knolligen Schwalbenwurzel, geerntet nach dem ersten Frost... Na, das geht dann wohl nicht. Ich habe den Extrakt nicht hier und ich habe auch nicht vor, jetzt in ein Geschäft zu gehen.«

Ivy schien ein Kichern zu unterdrücken und ich blätterte wieder zum Index zurück. Keine Fledermaus. Es gab im Garten keine Esche, und dafür würde ich wahrscheinlich etwas von ihrer inneren Rinde brauchen. Außerdem hatte ich keine Lust, die halbe Nacht lang zu lernen, wie man fliegt und sich dabei auch noch mithilfe von Echolot orientiert. Für Vögel galt das Gleiche, und die meisten der hier aufgelisteten Arten waren sowieso tagaktiv. Ein Fisch war Huf ach nur blöd. Aber vielleicht...

»Eine Maus!« Ich blätterte zur entsprechenden Seite und prüfte die Zutatenliste: Nichts Exotisches erforderlich, ich hatte sogar fast alles, was ich brauchte, schon hier in der Küche. Ganz unten auf der Seite fand ich eine handschriftliche Bemerkung. Ich kniff die Augen zusammen, um die verblichene, maskuline Schrift zu entziffern: *Kann gefahrlos an jedes Nagetier angepasst werden*. Ich warf einen Blick auf die Uhr. Das war zu schaffen.

»Eine Maus?«, fragte Ivy erstaunt. »Du willst dich in eine Maus verwandeln?«

Ich stand auf, ging zu der stählernen Arbeitsplatte hinüber und stellte das geöffnete Buch auf. »Sicher. Ich habe alles vorrätig, bis auf das Mäusehaar.« Ich warf ihr einen fragenden Blick zu: »Meinst du, ich könnte mir etwas Gewölle von einer deiner Eulen holen? Ich muss die Milch durch

Mäusehaar abseihen.«

Ivy warf ihr langes, schwarzes Haar über die Schulter. Sie wirkte skeptisch. »Na klar. Ich hole dir welches.« Mit einem Kopfschütteln schloss sie die Internetseite, die sie gerade besucht hatte, und stand auf, wobei sie sich so ausgiebig streckte, dass ihre nackte Taille zu sehen war. Überrascht stellte ich fest, dass sie einen roten Edelstein im Bauchnabel trug. »Ich muss sie sowieso rauslassen.«

»Danke.« Ich konzentrierte mich wieder auf das Rezept, sammelte die Zutaten zusammen und legte sie auf der Arbeitsplatte zurecht. Als Ivy aus dem Glockenturm zurückkehrte, hatte ich schon alles fertig abgemessen. Jetzt musste ich es nur noch anrühren.

»Es ist ganz dein«, sagte Ivy, legte das Gewölle auf die Ablage und wusch sich danach die Hände.

»Danke.« Ich nahm eine Gabel und zog die verfilzte Masse auseinander, um drei Haare zwischen den winzigen Knochen hervorziehen zu können. Es war ekelhaft, aber ich rief mir ins Gedächtnis, dass die Masse schließlich nicht den ganzen Verdauungskreislauf der Eule durchlaufen hatte, sondern wieder hochgewürgt worden war.

Ich schnappte mir eine Handvoll Salz und wandte mich noch einmal an Ivy: »Ich werde jetzt einen Salzkreis ziehen. Versuch nicht, ihn zu überschreiten, okay?« Sie starrte mich nur an und ich fügte hinzu: »Es ist ein potenziell gefährlicher Zauberspruch. Ich möchte nicht, dass etwas zufällig in den Topf gerät. Du kannst in der Küche bleiben, aber meide den Salzkreis.«

Sie sah unsicher aus, nickte aber.

Es gefiel mir, sie mal verunsichert zu sehen, und ich machte den Kreis größer als sonst. Schließlich umschloss er die ganze Arbeitsplatte in der Raummitte mit dem gesamten Zubehör. Ivy schob sich auf eine der seitlichen Arbeitsflächen und sah mir gespannt zu. Sollte ich das hier noch öfter machen, wäre es eine Überlegung wert, die Kaution aufzugeben und einfach eine Rinne in das Linoleum zu schneiden, um das Salz hineinstreuen zu können. Was hat man schließlich von einer Kaution, wenn man durch einen Kitualfehler umkommt?

Mein Herzschlag beschleunigte sich. Es war schon eine Weile her, dass ich einen solchen Kreis gezogen hatte, und es machte mich nervös, dass Ivy mir dabei zusah. »Also gut, dann...« Ich holte langsam Luft und leerte mein Bewusstsein, während ich die Augen schloss. Ganz langsam erschloss sich mir mein zweites Gesicht.

Ich machte das nicht oft, da diese außerkörperlichen Erfahrungen furchtbar verwirrend waren. Ein Wind, der nicht aus dieser Realität stammte, spielte in meinem Haar. Der Geruch von versengtem Bernstein ließ mich die Nase rümpfen und im nächsten Moment schwanden die Mauern um mich herum, bis sie nur noch silberne Schatten waren. Ivy, noch vergänglicher als die Kirche, war verschwunden. Nur die Erde und die Pflanzen blieben erhalten und ihre Umrisse pulsierten im Einklang mit dem rötlichen Glühen, das nun die Luft erfüllte. So ungefähr musste es hier gewesen sein, bevor die Menschen diesen Ort entdeckten.

Als ich erkannte, dass die Grabsteine in beiden Welten existierten, weiß und dauerhaft wie der Mond, bekam ich eine Gänsehaut. Ich hielt die Augen weiter geschlossen, während ich mithilfe des zweiten Gesichts nach der nächsten Kraftlinie suchte. »Heilige Scheiße«, murmelte ich überrascht, als ich den rot glühenden Energiestrom entdeckte, der sich durch den Friedhof zog. »Wusstest du, dass zwischen den Gräbern im Garten eine Kraftlinie verläuft?«

»Ja.« Ivys leise Stimme schien aus dem Nichts zu kommen. Vorsichtig streckte ich meine geistigen Fühler aus und berührte den Strom. Ich erzitterte, als die Kraft in mich eindrang und brutal durch meinen Körper schoss, bis sich die Energie ausgeglichen hatte. Die Universität stand auf einer Kraftlinie, die so mächtig war, dass sie fast überall in Cincinnati angezapft werden konnte. Die meisten Städte wurden auf mindestens einem dieser Energieströme errichtet, Manhattan hatte sogar drei von nicht unbeachtlicher Größe. Die stärkste Kraftlinie an der Ostküste verlief aber durch eine Farm in der Nähe von Woodstock. Zufall? Wohl kaum.

Die Kraftlinie in unserem Garten war klein, aber sie war so nah und so selten benutzt worden, dass ich daraus mehr Energie ziehen konnte, als es mir je bei der großen an der Universität gelungen war. Obwohl mich keine reale Brise streifte, fröstelte ich durch den Wind, der aus dem Jenseits herüberwehte.

Die Berührung einer Kraftlinie war immer ein Rausch, wenn auch ein gefährlicher, den ich nicht sonderlich mochte. Die Kraft durchströmte mich wie Wasser und schien sich in mir

aufzustauen; ich konnte meine Augen nicht länger geschlossen halten und riss sie auf.

Die surreale, rote Vision des Jenseits schwand augenblicklich und wurde durch meine öde Küche ersetzt. Ich starrte Ivy an, die noch immer auf der Platte thronte. Nun konnte ich sie mit der Weisheit der Erde begutachten. Manchmal sieht eine Person dann völlig anders aus und ich war erleichtert, dass Ivy unverändert war. Ihre Aura war von einem Glitzern durchzogen. Sehr seltsam. Sie war offenbar auf der Suche nach irgendetwas.

»Warum hast du mir nie erzählt, dass wir hier eine Kraftlinie haben?«

Sie sah mich nicht an, sondern schlug nur mit einem Schulterzucken die Beine übereinander und katapultierte ihre Schuhe unter den Tisch.

»Hätte das einen Unterschied gemacht?«

Nein, es machte keinen Unterschied. Ich schloss noch einmal die Augen, um mein bereits nachlassendes zweites Gesicht zu stärken, während ich den Kreis schloss. Durch die berauschende Flut der verborgenen Energie fühlte ich mich unwohl. Mit der Kraft meines Willens verschob ich das schmale Band aus Salz von dieser Dimension ins Jenseits und es wurde durch einen identischen Ring der jenseitigen Realität ersetzt. Der Kreis schloss sich mit einem so heftigen Ruck, dass ich zusammenfuhr. »O Mann, vielleicht habe ich doch zu viel Salz genommen.« Ein Großteil der Energie, die ich aus dem Jenseits gezogen hatte, floss nun durch den Kreis. Die wenigen Überreste, die sich noch in meinem

Kreislauf befanden, zerrten an meinen Nerven. Sie würden immer stärker werden, bis ich den Kreis aufbrach und mich von der Kraftlinie abkoppelte.

Die Grenze zur jenseitigen Realität wirkte mit leichtem Druck auf mich ein, doch nichts konnte die verschlungenen Schichten der beiden Realitäten durchdringen. Das zweite Gesicht zeigte mir den schimmernden roten Strom, der vom Boden aufstieg und sich über meinem Kopf zu einer Kuppel formte. Unter mir würde sich noch so eine Sphäre bilden. Ich würde mir das später noch mal näher anschauen müssen, um sicherzugehen, dass ich keine Rohre oder Stromleitungen durchtrennt hatte, die den Kreis schwächen könnten, lalls etwas eindringen wollte.

Ivy beobachtete mich, als ich die Augen öffnete. Ich schenkte ihr ein freudloses Lächeln und wandte mich ab. Langsam schwand das zweite Gesicht, da es durch meine normale Wahrnehmung verdrängt wurde. »Alles gut verschlossen.« Ivys Aura schien sich aufzulösen.

»Versuch nicht, ihn zu überschreiten«, wiederholte ich, »es würde wehtun.«

Sie nickte ernst. »Du bist - hexenhafter.«

Ich lächelte zufrieden. Sollte der Vamp ruhig sehen, dass die Hexe auch beißen konnte. Dann nahm ich die kleinste der kupfernen Mischschalen, die nicht viel größer war als meine Handfläche, und stellte sie auf den brennenden Campingkocher, den Ivy mir besorgt hatte. Für die leichteren Zauber hatte ich den Ofen benutzt, aber die Gasleitung zu aktivieren hätte eine Schwächung des Kreises bedeutet.

»Wasser...«, murmelte ich, wobei ich den Messzylinder mit Quellwasser füllte und sorgfältig prüfte, ob die Menge stimmte. Die Schale zischte, als ich das Wasser hineingab, und ich nahm sie schnell von der Flamme. »Maus, Maus, Maus«, flüsterte ich vor mich hin, um nicht zu zeigen, wie nervös ich war. Das war der schwierigste Zauber, den ich je allein versucht hatte. Plötzlich rutschte Ivy von ihrem Sitz und stellte sich hinter mich, wobei sie gerade noch außerhalb des Kreises blieb. Sie kam mir dabei so nah, dass sich meine Nackenhaare aufstellten. Ich unterbrach die Arbeit und warf ihr einen unmissverständlichen Blick zu, woraufhin sie verlegen grinste und sich an den Tisch zurückzog.

»Ich habe gar nicht gewusst, dass du das Jenseits anzapfst«, sagte sie, als sie sich vor ihrem Monitor niederließ.

Ich sah kurz von dem Rezept auf. »Als Erdhexe mache ich das auch nicht sehr oft. Aber dieser Zauber wird mich physisch verändern und nicht nur die Illusion erschaffen, ich sei eine Maus. Wenn jetzt irgendetwas in die Schale gelangt, das da nicht reingehört, kann es sein, dass ich den Spruch nicht mehr lösen kann oder dass ich mich nur zum Teil verwandele... oder sonst was.«

Sie gab ein nichtssagendes Geräusch von sich während ich bereits das Mäusehaar in ein Sieb legte, um anschließend die Milch darüberzugießen.

Es gab einen eigenständigen Zweig der Hexenkunst, in dem man Kraftlinien anstelle von Zaubertränken benutzte. Ich hatte zwei Semester lang das Labor des Professors geputzt, nur um nicht mehr als den Grundkurs belegen zu

müssen. Damals erzählte ich allen, es läge daran, dass ich noch keinen Schutzgeist hätte - eine der Sicherheitsanforderungen -, aber in Wahrheit mochte ich diese Art der Magie ganz einfach nicht. Ich hatte einen guten Freund dadurch verloren, dass er Kraftlinien zu seinem Hauptfach machte und dann in eine üble Clique geriet. Außerdem war da noch der Zusammenhang mit dem Tod meines Vaters. Und dass die Kraftlinien Tore zum Jenseits darstellten, fand ich auch nicht gerade ermutigend.

Es wird behauptet, das Jenseits sei einmal ein Paradies gewesen, in dem die Elfen lebten und von dem aus sie immer wieder in unsere Realität gesprungen seien, um Menschenkinder zu rauben. Aber als die Dämonen die Macht übernahmen und alles verwüsteten, waren die Elfen gezwungen, in unserer Realität zu verweilen. Natürlich geschah das alles lange bevor Grimm seine Märchen schrieb. Das ist der Stoff der wirklich alten, ursprünglichen Geschichten beziehungsweise Geschichtsschreibung. Fast jeder dieser Texte endet mit dem Satz: »Und sie lebten glücklich und zufrieden im Jenseits.« So lautet der korrekte Satz. Grimm hat dann »im Jenseits« durch »bis ans Ende ihrer Tage« ersetzt, wahrscheinlich weil es besser klang. Der weit verbreitete Irrglaube, dass Hexen sich mit Dämonen verbünden, lässt sich wahrscheinlich auf den Gebrauch der Kraftlinien-Magie zurückführen. Ein Irrtum, der viele das Leben gekostet hat.

Ich aber war eine überzeugte Erdhexe und beschäftigte mich einzig und allein mit Amuletten, Zaubertränken und

Talismanen. Gestenreiche Beschwörungen hingegen gehörten zum Bereich der Kraftlinien-Magie. Da diese Hexen ihre Kräfte direkt aus den Energieströmen holten, war es eine rauere Art der Magie und meiner Meinung nach auch eine weniger schöne, da sie nicht so strukturiert und geordnet war wie die Erdmagie. Ihr einziger Vorteil war, dass sie mit dem richtigen Wort unmittelbar heraufbeschworen werden konnte. Doch dafür musste man ein kleines Stück des Jenseits in seinem Chi tragen, was wiederum ein gravierender Nachteil war. Mir war es egal, ob es Möglichkeiten gab, es von den Chakren zu isolieren. Ich war der festen Überzeugung, dass der dämonische Einfluss des Jenseits wie Dreck an der Seele klebte. Ich hatte einfach bei zu vielen Freunden mit ansehen müssen, wie sie ihre Fähigkeit, zwischen den maßgeblichen Seiten der Magie zu unterscheiden, verloren.

Und die Kraftlinienmagie eignete sich nun mal am besten zum Missbrauch. Es war schon schwierig genug, ein Amulett zu seinem Hersteller zurückzuverfolgen, aber herauszufinden, wer dein Auto mit Kraftlinien-Magie verflucht hatte, war ein Ding der Unmöglichkeit. Das bedeutete aber nicht, dass diese Hexen alle böse waren. Ihre Fähigkeiten waren in der Entertainment- und Sicherheitsbranche oder auch bei der Wetterkontrolle sehr gefragt. Aber bei dieser Nähe zum Jenseits und der unglaublichen Macht, die jederzeit verfügbar war, konnte man leicht seine moralischen Grundsätze vergessen.

Mein Karriereknick bei der LS. hatte möglicherweise auch

etwas mit meiner Weigerung zu tun, Kraftlinienmagie gegen die bösen Buben einzusetzen. Aber worin bestand der Unterschied, ob ich sie mit einem Amulett oder einer Beschwörung fing? Ich war sehr gut darin geworden, mit Erdmagie gegen Kraftlinienmagie vorzugehen, auch wenn man das meinem Einsatz-Festnahmen-Verhältnis nicht unbedingt ansah.

Die Erinnerung an die Splat Ball-Pyramide neben der Hintertür versetzte mir noch immer einen Stich, und so beeilte ich mich, die Milch über das Mäusehaar in die Schale zu gießen. Als die Mixtur endlich kochte, nahm ich mir einen Holzlöffel und begann, das Gebräu gleichmäßig umzurühren. Es war zwar nicht ratsam, bei der Zubereitung von Tränken Holzutensilien zu benutzen, aber meine Keramiklöffel waren immer noch verflucht und ein anderes Metall als Kupfer konnte zu einer Katastrophe führen. Holzlöffel hingegen tendierten dazu, den Zauber wie ein Amulett in sich aufzunehmen, was zu peinlichen Fehlern führen konnte. Aber wenn ich ihn hinterher lange genug in Salzwasser einweichte, konnte nichts schief gehen. Die Hände in die Hüften gestemmt, las ich mir noch einmal das Rezept durch und stellte den Timer ein. Der siedende Mix begann nach Moschus zu riechen und ich hoffte, dass das so richtig war.

»Du willst also als Maus im Archiv herumschnüffeln«, stellte Ivy fest, während sie auf ihrer Tastatur herumhackte. »Wie willst du dann die Aktenschränke öffnen?«

»Jenks meinte, er habe schon von allem Wesentlichen Kopien gemacht. Wir brauchen sie uns nur noch anzusehen.«

Ivys Stuhl quietschte, als sie sich zurücklehnte und die Beine übereinanderschlug. Schon die Art, wie sie den Kopf schief legte, schien zu sagen, dass sie uns beiden Winzlingen nicht einmal zutraute, ein paar Tasten zu drücken.

»Warum verwandelst du dich nicht einfach wieder in eine Hexe, sobald du drin bist?«

Ich schüttelte den Kopf, während ich das Rezept ein zweites Mal überprüfte. »Transformationen, die durch einen Zaubertrank ausgelöst werden, halten so lange an, bis man gründlich in Salzwasser badet. Wenn ich wollte, könnte ich mich mithilfe eines Amuletts verwandeln, in das Archiv einbrechen und dann das Amulett abnehmen, um als Mensch die Unterlagen zusammenzusuchen. Auf dem Rückweg müsste ich nur das Amulett wieder anlegen, um rauszukommen. Aber das werde ich nicht tun.«

»Warum nicht?«

Sie war plötzlich voller Fragen und ich sah von den Härchen einer Katzenpfötchenpflanze auf, die ich gerade in den Trank warf. »Hast du noch nie einen Verwandlungszauber benutzt? Ich dachte, ihr Vamps würdet sie ständig anwenden, um euch in Fledermäuse und so Zeugs zu verwandeln.«

Scheinbar verlegen sah Ivy zu Boden. »Einige schon.«

Ganz klar - Ivy hatte sich noch nie transformiert. Ich fragte mich, warum nicht, immerhin hatte sie das Geld dafür. »Amulette sind bei Transformationen einfach unpraktisch. Ich müsste mir das Amulett an den Körper binden oder es um meinen Hals tragen. Da meine Amulette aber alle größer sind

als eine Maus, wäre das wohl schwierig. Und was, wenn ich es verliere, während ich in einer Wand stecke? Einige Hexen sind daran gestorben, dass sie sich mit kleinen Extras zurückverwandelt haben - wie einer Wand oder einem Käfig.« Ich schüttelte mich und rührte das Gebräu einmal im Uhrzeigersinn um. »Außerdem«, fuhr ich leise fort, »werde ich nackt sein, wenn ich mich zurückverwandle.«

»Ha!«, lachte Ivy, »das ist also der wahre Grund. Rachel, du bist schüchtern!«

Was sollte ich darauf antworten? Peinlich berührt schloss ich das Buch und legte es unter die Arbeitsplatte zu dem Rest meiner neuen Bibliothek. Der Timer piepste und ich blies die Flamme aus. Es war nicht mehr viel Flüssigkeit übrig geblieben, sodass sie sicher schnell abkühlen würde.

Ich wischte mir die Hände an meiner Jeans ab und suchte in dem ganzen Durcheinander nach den Lanzetten. Nicht wenige Hexen hatten vor dem *Wandel* einen leichten Fall von Diabetes vorgetäuscht, um diese kleinen Schätze umsonst zu bekommen. Ich hasste sie, aber es war immer noch besser, als mit einem Messer eine Vene zu öffnen, wie man es in weniger aufgeklärten Zeiten getan hatte. Doch kurz bevor die Nadel meine Haut berührte, zögerte ich plötzlich. Ivy konnte nicht in den Kreis eindringen, aber ich hatte die Ereignisse der letzten Nacht noch zu deutlich vor Augen. Wenn ich es könnte, würde ich in einem Salzkreis schlafen. Aber eine längere Verbindung zum Jenseits würde mich in den Wahnsinn treiben, da ich keinen Schutzgeist hatte, der die mentalen Toxine der Kraftlinien aufnehmen konnte.

»Ich - äh - brauche drei Tropfen von meinem Blut, um den Prozess zu beschleunigen.«

»Wirklich?« Keine Spur von der zielgerichteten Konzentration, die das vampirische Jagdverhalten einläutete. Trotzdem - ich traute ihr nicht.

»Vielleicht solltest du besser rausgehen.«

Sie lachte. »Bei drei Tropfen aus einem Finger passiert gar nichts.«

Ich zögerte immer noch und hatte ein ungutes Gefühl in der Magengegend. Wie konnte ich sicher sein, dass Ivy ihre Grenzen kannte? Ihre Pupillen zogen sich zusammen und auf ihren bleichen Wangen erschienen rote Flecken. Wenn ich jetzt darauf bestünde, dass sie geht, wäre sie beleidigt. Außerdem sollte sie nicht sehen, wie sehr sie mich verunsicherte. Der Kreis war absolut sicher; er konnte einen Dämon aufhalten und ein Vampir war nichts dagegen.

Ich atmete tief ein und stach mir in den Finger. In ihren Augen blitzte es schwarz auf, aber danach geschah nichts mehr. Ich entspannte mich ein wenig und zählte die drei Tropfen in das Gebräu. Die braune, milchige Flüssigkeit veränderte sich nicht, aber ich konnte den Unterschied riechen. Mit geschlossenen Augen sog ich den Duft von Gras und Getreide tief in meine Lungen. Vor dem Gebrauch würde ich noch einmal drei Tropfen für jede Dosis brauchen, um sie zu aktivieren.

»Es riecht anders.«

»Was?« Erschrocken sprang ich auf und verfluchte mich gleichzeitig dafür. Ich hatte ganz vergessen, dass sie da war.

»Dein Blut riecht anders«, meinte Ivy. »Es riecht nach Holz. Würzig. Wie Schmutz, aber lebendiger Schmutz. Menschliches Blut oder Vampirblut riecht nicht so.«

Ich murmelte etwas Unverbindliches, während ich mit der Tatsache klarzukommen versuchte, dass sie über den halben Raum hinweg und durch eine Jenseitsbarriere hindurch drei Tropfen meines Blutes wahrnehmen konnte. Andererseits war es beruhigend, dass sie noch niemals eine Hexe ausgeblutet hatte.

»Würde das auch mit meinem Blut funktionieren?«, fragte sie interessiert.

Ich schüttelte den Kopf und rührte nervös in dem Gebräu herum. »Nein, es muss von einer Hexe oder einem Hexer sein. Es geht dabei nicht um das Blut, sondern um die darin enthaltenen Enzyme. Sie wirken als Katalysator.«

Sie nickte und schaltete ihren Computer auf Standby, um sich dann zurückzulehnen und mich zu beobachten. Ich verrieb das Blut auf meiner Fingerkuppe, bis es nicht mehr zu sehen war. Wie bei den meisten Rezepten reichte auch hier die Menge für sieben Anwendungen. Was ich heute nicht brauchte, konnte ich in Form eines Trankes aufbewahren. Natürlich konnte ich auch Amulette daraus machen; die wären sogar ein ganzes Jahr haltbar. Aber ich würde mich für nichts in der Welt mit einem Amulett verwandeln. Ivy verfolgte jede meiner Bewegungen, als ich das Gebräu sorgfältig auf die fingerlangen Phiolen verteilte und diese dann fest verschluss. Fertig. Ich musste nur noch den Kreis aufheben und meine Verbindung zum Jenseits unterbrechen.

Das Erste war einfach, das Zweite ein wenig schwieriger.

Ich lächelte Ivy kurz zu und schob meinen pinkfarbenen Plüschpantoffel in das Salz, sodass eine Lücke entstand. Das Hintergrunddröhnen des Jenseits nahm zu. Ich schnappte nach Luft, als die ganze Energie, die durch den Kreis geflossen war, nun durch meinen Körper strömte.

»Was ist los?« Ivy klang besorgt.

Ich konzentrierte mich auf meine Atmung, um nicht zu hyperventilieren. Mein Körper fühlte sich an wie ein Ballon, der jederzeit platzen konnte. Ohne den Blick vom Boden zu heben, bedeutete ich Ivy, Abstand zu halten. »Kreis gebrochen. Bleib weg. Noch nicht fertig.« Mir war schwindlig und die Realität drohte mir zu entgleiten.

Ich holte noch einmal tief Luft und begann, mich von der Kraftlinie zu lösen. In mir kämpfte die unbewusste Machtgier gegen das Wissen, was diese Macht mich kosten würde. Ich musste mich von der fremden Kraft befreien - sie vom Kopf bis zu den Zehenspitzen aus mir herauspressen, bis sie sich wieder in der Erde befand.

»Geht es dir gut?«

Keuchend sah ich zu Ivy hoch, die mich stützte, damit ich nicht zusammenbrach. Ich hatte nicht bemerkt, dass sie sich mir genähert hatte. Die Wärme ihrer Finger drang durch mein Shirt. »Ich hab zu viel Salz genommen; die Verbindung war zu stark. Mir - mir geht es gut. Lass mich los.«

Ihre Besorgnis verschwand schlagartig und die abrupte Art, mit der sie mich losließ, zeigte deutlich, wie sehr ich sie gekränkt hatte. Das Salz unter ihren Füßen knirschte laut, als

sie sich wieder in ihre Ecke zurückzog und sich setzte. Ich würde mich nicht bei ihr entschuldigen. Schließlich hatte ich nichts falsch gemacht. Ganz wohl fühlte ich mich trotzdem nicht in meiner Haut, als ich die Phiolen bis auf eine zu den Amuletten in den Schrank stellte. Beim Anblick meines Werks kehrte mein Stolz zurück: Ich hatte sie gemacht. Und auch wenn ich sie nicht verkaufen konnte, da die dafür nötigen Versicherungsprämien mehr als ein Jahresgehalt verschlingen würden; ich selbst konnte sie benutzen.

»Brauchst du heute Nacht Hilfe? Mir macht es nichts aus, dir den Rücken freizuhalten.«

»Nein«, platzte es aus mir heraus. Als ich Ivys Stirnrunzeln sah, versuchte ich, die Zurückweisung durch ein Lächeln zu mildern. Ich wäre gerne auf ihr Angebot eingegangen, aber ich konnte mich nicht dazu durchringen, ihr zu vertrauen. Außerdem machte ich mich nur sehr ungern von anderen abhängig. Mein Dad war gestorben, weil er darauf vertraut hatte, dass ihm jemand den Rücken freihielt. »Arbeite allein, Rachel«, hatte er mir geraten, als ich an seinem Krankenbett saß und seine zitternde Hand hielt, während sein Blut mit immer weniger Sauerstoff versorgt wurde. »Arbeite immer allein!«

»Wenn ich nicht einmal ein paar Schatten abschütteln kann, geschieht es mir ganz recht, wenn sie mich festnageln«, fügte ich ausweichend hinzu. Ich packte meine Klappschale, ein Fläschchen Salzwasser und eines von den neuen Tarnamuletten in meine Tasche.

»Willst du die Sprüche nicht vorher einmal ausprobieren?«,

fragte Ivy, als sie erkannte, dass ich mich im Aufbruch befand.

Ich strich mir nervös eine Haarsträhne aus dem Gesicht. »Es wird spät. Sie werden schon funktionieren.«

Sie schien von meiner Einstellung nicht gerade begeistert zu sein. »Wenn du bis zum Morgen nicht zurück bist, komme ich dich suchen.«

»Na schön.« Wenn ich bis zum Morgen nicht zurück war, war ich tot. Ich schnappte mir meinen langen Wintermantel von einem Stuhl und schlüpfte hinein. Dann lächelte ich Ivy noch einmal unbehaglich zu, bevor ich durch die Hintertür verschwand. Ich wollte auf Nummer sicher gehen und den Bus erst einen Block weiter nehmen, deshalb ging ich über den Friedhof.

Die Frühlingsluft war noch kalt und ich zitterte leicht, als ich die Fliegengittertür hinter mir zuzog. Dabei fiel mein Blick auf die gestapelten Splat Balls. Das Gefühl der Verwundbarkeit kehrte zurück und ich huschte in den Schatten der Eiche, um meinen Augen Zeit zu geben, sich an die Dunkelheit zu gewöhnen. Es war kurz nach Neumond, deshalb würde der Mond erst kurz vor der Morgendämmerung aufgehen. *Danke, lieber Gott, für solche kleinen Gefälligkeiten.*

»Hey, Ms. Rachel!« Ich hörte ein leises Summen, und während ich mich umdrehte, dachte ich für einen Moment, es wäre Jenks. Aber es war Jax, Jenks' ältester Sohn. Der halbwüchsige Pixie hatte mir den Nachmittag über Gesellschaft geleistet, wobei ich ihm mehr als einmal fast

etwas abgeschnitten hätte, wenn seine Neugier und seine »Dienstauffassung« ihn gefährlich nah an meine Schere brachten. Er hatte seinen Vater vertreten, während dieser ein Nickerchen machte.

»Hi, Jax. Ist dein Vater wach?«, fragte ich und bot ihm meine Hand zur Landung an.

»Ms. Rachel«, stieß er atemlos hervor, »sie warten auf Sie.«

Mein Herz setzte kurz aus. »Wie viele? Wo?«

»Drei.« Er glühte grünlich vor lauter Aufregung. »Sie sind vorne. Große Typen, also, ungefähr Ihre Größe. Stinken wie Füchse. Ich habe sie entdeckt, als der alte Keasley sie von seinem Bürgersteig verjagt hat. Ich hätte Ihnen das schon früher erzählt, aber sie sind nicht rübergekommen und außerdem haben wir ihnen ihre restlichen Splat Balls geklaut. Und Papa hat gesagt, wir sollen Sie nicht damit belästigen, solange sie nicht über die Mauer kommen.«

»Es ist okay, das hast du gut gemacht.« Als ich mich wieder in Bewegung setzte, stieg Jax von meiner Hand auf. »Ich wollte sowieso durch den Garten gehen und den Bus auf der anderen Seite des Blocks nehmen.« Ich orientierte mich kurz und klopfte dann sanft gegen den Baumstumpf, in dem Jenks hauste. »Jenks«, sagte ich leise und musste über den kaum hörbaren Wutschrei grinsen, der aus dem alten Baum ertönte. »Es gibt Arbeit.«

10

Die hübsche Frau, die mir gegenübersaß, stand auf, um auszusteigen. Doch dann blieb sie unvermittelt neben mir stehen, was mich dazu veranlasste, von Ivys Buch aufzublicken. »Tafel 6.1«, sagte sie, als ich sie fragend ansah, »da findet man alles, was man wissen muss.« Sie schloss die Augen und ein wohliger Schauer durchlief sie.

Es war mir zwar unangenehm, aber ich blätterte trotzdem zum hinteren Teil des Buches. »Heilige Scheiße«, flüsterte ich, als ich das Verzeichnis verschiedenster Accessoires und Anwendungsvorschläge gefunden hatte. Mein Gesicht rötete sich. Ich war sicherlich nicht prüde, aber da gab es Dinge... und dann noch mit einem Vampir? Vielleicht mit einem Hexenmeister. Wenn er wirklich zum Niederknien war. Und natürlich ohne das Blut. Und wirklich nur vielleicht.

Ich zuckte zusammen, als sie sich zu mir herunterbeugte und eine schwarze Visitenkarte zwischen die Seiten des Buches gleiten ließ.

»Falls du Unterstützung brauchst«, hauchte sie und lächelte verschwörerisch. »Neulinge sind immer der Star und bringen sie dazu, sich von ihrer besten Seite zu zeigen. Mir macht es nichts aus, in deiner ersten Nacht in deinem Schatten zu stehen. Und ich werde für dich da sein... hinterher. Manchmal vergessen sie das.« Für einen Moment sah ich Angst in ihren Augen.

Mir fiel die Kinnlade herunter und ich sah ihr sprachlos

hinterher, als sie aufstand und die Treppe hinabstieg.

Als Jenks sich näherte, schlug ich hastig das Buch zu. Er landete auf meinem Ohrring. »Was liest du da, Rachel? Du hast die Nase in dem Buch, seit wir in diesen Bus gestiegen sind.«

»Nichts«, erwiderte ich, noch immer fassungslos. »Diese Frau gerade... die war doch menschlich, oder?«

»Die auf dich eingeredet hat? Yeah. Dem Geruch nach ist sie ein Vampirlakai. Warum?«

»Nur so.« Ich verstaute das Buch in meiner Tasche. Nie wieder würde ich das Ding in der Öffentlichkeit lesen. Gott sei Dank hatten wir inzwischen meine Haltestelle erreicht.

Ohne Jenks' anhaltende Fragerei zu beachten, schlenderte ich durch die Fressmeile des Einkaufszentrums. Mein Mantel wehte mir um die Knöchel, als ich in das Gedränge der nächtlichen Einkäufer eintauchte. In einem der Waschräume beschwor ich das Amulett, das mich in eine ältere Dame verwandeln sollte. Falls mich jemand erkannt hatte, würde ihn das von der Spur abbringen. Sicherheitshalber tauchte ich noch einmal in der Menge unter, bevor ich mich auf den Weg zur LS. machte. So konnte ich auch noch ein wenig Zeit totschlagen, meinen Mut zusammennehmen und eine neue Kappe besorgen, nachdem ich Ivys heute verloren hatte. O ja, und Seife kaufen, um eventuelle Geruchsreste von ihr loszuwerden.

Ohne das übliche wehmütige Zögern passierte ich den Laden für Amulette. Die konnte ich jetzt schließlich alle selber machen. Außerdem rechneten eventuelle Verfolger

dort bestimmt mit mir. *Aber niemand rechnet damit, dass ich ein Paar Stiefel kaufe,* dachte ich, während ich vor einem Schaufenster stehen blieb. Die ledernen Vorhänge und das gedämpfte Licht machten deutlich, dass es sich um einen Vampladen handelte, auch wenn das Geschäft einen neutralen Namen führte.

Was soll's?, dachte ich. *Ich lebe mit einem Vamp zusammen.* Der Verkäufer konnte nicht schlimmer sein als Ivy und ich würde es ja wohl gerade noch schaffen, etwas zu kaufen, ohne mein Blut zurückzulassen. Jenks' Beschwerden ignorierend, ging ich hinein. Ich musste unwillkürlich an Tafel 6.1 denken, als ich den gut aussehenden Verkäufer bemerkte, der nach einem Blick durch seine modische Brille seine Kollegen verscheucht hatte, um sich mir selbst widmen zu können. Sein Namensschild gab ihn als »Valentine« aus, und ich genoss seine Aufmerksamkeit in vollen Zügen, als er mir bei der Auswahl der Stiefel half, meine Seidenstrümpfe bewunderte und mit seinen starken und kühlen Fingern über meine Füße strich. Jenks wartete so lange schmollend in einer Topfpflanze.

Gott hilf mir, aber Valentine war wirklich zum Anbeißen. Gutes Aussehen gehörte wohl zum Jobprofil eines Vamps, zusammen mit den schwarzen Klamotten und den subtilen Flirtkünsten. Und ein bisschen schauen war schließlich erlaubt; deswegen musste ich ja nicht gleich ihrem Club beitreten.

Aber als ich den Laden in meinen neuen, viel zu teuren Stiefeln verließ, wunderte ich mich über meine plötzliche

Neugier. Ivy hatte zugegeben, dass sie auf Gerüche ansprang. Vielleicht verströmten aber auch die Vamps Pheroinone, um die Ahnungslosen unterbewusst einzulullen und anzulocken. Dadurch wäre es viel einfacher, ihre Beute zu verführen. Ich hatte die Zeit mit Valentine wirklich genossen und war so entspannt mit ihm umgegangen, als wäre er ein alter Freund. Dabei hatte ich ihm alle Freiheiten, die er sich genommen hatte, verziehen, und das in einem Maße, wie ich es sonst nie tun würde. Ich schüttelte diesen unangenehmen Gedanken ab und konzentrierte mich wieder aufs Shoppen.

Als Nächstes musste ich zu *Big Cherry,* um Pizzasauce zu kaufen. Die Menschen boykottierten noch immer die Geschäfte, in denen Tomaten verkauft wurden - auch wenn das T4 Angel-Virus schon lange ausgestorben war. Deswegen konnte man sie nur in speziellen Geschäften bekommen, bei denen es keine Rolle spielte, ob die Hälfte der Weltbevölkerung sich weigerte, sie zu betreten.

Meine zunehmende Nervosität ließ mich an einem Süßwarenladen anhalten. Jeder weiß, dass Schokolade gut gegen Ängste ist, das ist wissenschaftlich belegt. Und für fünf glorreiche Minuten hörte sogar Jenks auf zu quasseln, um das Karamellbonbon zu verdrücken, das ich ihm kaufte.

Der Zwischenstopp im *Bath and Body* war ein Muss, schließlich konnte ich Ivys Shampoo und Seife nicht länger benutzen. Dieser Gedanke führte mich anschließend in eine Parfümerie. Mit Jenks' widerwilliger Hilfe fand ich einen neuen Duft, der die Spuren von Ivys Geruch überdecken würde. Er erinnerte ein wenig an Lavendel, obwohl Jenks

behauptete, ich miefe wie eine explodierte Blumenfabrik. Mir gefiel der Duft auch nicht besonders, aber wenn er mich vor Ivys Instinkten bewahrte, war ich bereit, ihn zu trinken oder sogar darin zu baden.

Zwei Stunden vor Sonnenaufgang war ich wieder unterwegs und steuerte auf das Archiv zu. Meine neuen Stiefel waren so leise, dass es mir fast so vorkam, als schwebte ich über den Bürgersteig. Valentine hatte recht gehabt. Ohne zu zögern bog ich in die menschenleere Straße ein. Mein Tarnzauber wirkte noch - was wohl auch die seltsamen Blicke in dem Schuhgeschäft erklärte -, aber wenn mich niemand sah, umso besser.

Die L.S. wählte ihre Gebäude sorgfältig aus. Fast alle Büros in dieser Straße folgten der menschlichen Zeitplanung und waren somit seit Freitagabend geschlossen. Zwei Straßen weiter rauschte der Verkehr vorbei, aber hier war es ruhig. Ich warf einen kurzen Blick über die Schulter, als ich in die Gasse zwischen dem Archivgebäude und dem benachbarten Hochhaus, das eine Versicherungsgesellschaft beherbergte, huschte. Mit klopfendem Herzen passierte ich den Notausgang, an dem sie mich beinahe erwischt hätten. Jetzt würde ich nicht einmal versuchen, hier einzusteigen.

»Siehst du irgendwo ein Abflussrohr, Jenks?«

»Ich schau mich mal um«, versprach er und begab sich auf einen kurzen Aufklärungsflug.

Ich folgte ihm langsam und ließ mich bald von einem leisen metallenen Klopfen leiten. Diesmal genoss ich den einsetzenden Adrenalinschub, als ich mich zwischen einen

Müllcontainer und eine Palette mit Kartons schob. Ich musste grinsen, als ich Jenks entdeckte, wie er auf einem gekrümmten Fallrohr saß und es mit seinen Absätzen bearbeitete. »Danke, Jenks«, flüsterte ich. Vorsichtig streifte ich meine Tasche ab und stellte sie auf den taufeuchten Beton.

»Kein Problem.« Nachdem er mich erfolgreich zu dem Rohr geführt hatte, machte er es sich nun auf einer Ecke des Müllcontainers bequem. »Bei der Liebe von Tink«, stöhnte er und hielt sich die Nase zu. »Weißt du, was hier drin ist?« Offenbar ermutigte ihn mein kurzer Blick, denn er fuhr angeregt fort: »Drei Tage alte Lasagne, fünf verschiedene Joghurtbecher, verbranntes Popcorn...«, er zögerte kurz, »...irgendwas Südamerikanisches, eine Million Bonhonpapiere, und irgendjemand hat hier einen unglaublichen Burritoverbrauch.«

»Jenks? Halt die Klappe.« Ein leises Reifengeräusch ließ mich erstarren, aber selbst mit der besten Nachtsicht war ich hier schwer zu entdecken. Und die Gasse stank so widerlich, dass ich mir um Tiermenschen keine Sorgen machen musste. Trotzdem wartete ich, bis alles wieder ruhig war, bevor ich ein Erkennungsamulett und eine Lanzette aus der Tasche zog. Ich zuckte kurz, als ich mir in den Finger stach und die obligatorischen drei Tropfen Blut auf das Amulett träufelte. Sie zogen sofort ein und die hölzerne Scheibe begann in einem matten Grün zu leuchten. Unwillkürlich atmete ich auf. Außer Jenks befand sich kein vernunftbegabtes Wesen im Umkreis von 30 Metern - wenn man Jenks überhaupt dazu

rechnen konnte. Auf jeden Fall war es hier sicher genug, um mich in eine Maus zu verwandeln.

»Hier, behalte das im Auge und sag mir Bescheid, wenn es rot wird«, wies ich Jenks an, während ich die Scheibe neben ihm auf den Rand des Müllcontainers legte.

»Wieso?«

»Tu es einfach.« Ich setzte mich auf einen Karton, schnürte meine neuen Stiefel auf, zog meine Socken aus und stellte einen nackten Fuß auf den Boden. Der Beton war kalt und feucht vom Regen der letzten Nacht und mir entschlüpfte ein angewidertes Stöhnen. Nach einem kurzen Blick ans Ende der Gasse versteckte ich meine Stiefel und den Wintermantel hinter einer Tonne mit geschreddertem Papier. Ich fühlte mich wie ein Brimstone-Junkie, als ich mich in die Gosse hockte und das Fläschchen mit dem Trank hervorzog. »Gut gemacht, Rachel«, flüsterte ich, als mir einfiel, dass ich die Reinigungsschale noch nicht vorbereitet hatte.

Ich war zwar davon überzeugt, dass Ivy wusste, was zu tun war, falls ich als Maus auftauchte, aber sie würde sich ewig über mich lustig machen. Schnell ließ ich das Salzwasser in die Schale laufen und verstaute die leere Flasche.

Dann beförderte ich den Verschluss der Phiole in den Müllcontainer und presste noch einmal drei Tropfen Blut aus meinem schmerzenden Finger. Aber die Beschwerden verschwanden schnell, als das Blut sich mit der Flüssigkeit verband und der angenehme Duft einer Sommerwiese in meine Nase stieg.

Nervös klopfte ich gegen das Glas der Phiole, um die

Flüssigkeit noch einmal zu mischen, wischte die Hand an meiner Hose ab und warf Jenks einen unruhigen Blick zu. Einen Zauber zu machen ist leicht. Daran zu glauben, dass man alles richtig gemacht hat, ist schon schwieriger. Wenn es darauf ankam, war dieser Mut das Einzige, was eine Hexe von einem einfachen Hexer unterschied. *Ich bin eine Hexe,* sprach ich mir selbst Mut zu, *ich habe das richtig gemacht. Ich werde eine Maus sein und ich werde mich zurückverwandeln, sobald ich mich mit Salzwasser gewaschen habe.*

»Versprichst du mir, dass du Ivy nichts davon erzählst, wenn das hier schiefläuft?«, fragte ich Jenks. Er grinste spitzbübisch und zog seine Mütze tiefer in die Stirn. »Was kriege ich dafür?«

»Ich werde deinen Baumstumpf nicht mit Ameisengift einsprühen.«

Er seufzte. »Tu es einfach. Ich wäre gerne zu Hause, bevor die Sonne aufgeht. Pixies schlafen nachts, falls du das noch nicht wusstest.«

Ich war zu nervös, um mir eine schlagfertige Antwort auszudenken. Das hier war meine erste Transformation. Ich hatte zwar den Kurs besucht, aber mein Stipendium hatte nicht ausgereicht, um einen professionellen Transformationszauber zu bezahlen. Und die Haftpflichtversicherung erlaubte es Studenten nicht, selbst gemachte Tränke auszuprobieren. Typisch.

Meine Finger umklammerten die Phiole und mein Puls raste. Das würde gleich schrecklich wehtun.

Schnell schloss ich meine Augen und stürzte das Zeug hinunter. Es war bitter und ich schluckte es, ohne Luft zu holen, wobei ich versuchte, nicht an die drei Mäusehaare zu denken. Igitt!

Dann setzten die Magenkrämpfe ein und ich krümmte mich vor Schmerzen. Ich keuchte, als ich das Gleichgewicht verlor. Der kalte Beton kam auf mich zu und ich streckte eine Hand aus, um den Sturz abzufangen. Sie war schwarz und pelzig. *Es funktioniert!,* dachte ich, gleichzeitig begeistert und verstört. Es war gar nicht so schlimm.

Dann durchdrang ein stechender Schmerz meine Wirbelsäule. Wie eine blaue Flamme zog er sich von meinem Schädel bis zum Steißbein. Ich schrie und geriet in Panik, als ein heiseres Quietschen mir fast das Trommelfell zerriss. In meinen Adern pulsierte flüssiges Feuer.

Ich glaubte ersticken zu müssen und wand mich vor Schmerzen. Plötzlich wurde mir schwarz vor Augen. Außer mir vor Angst schlug ich um mich, als ein Furcht einflößendes Kratzen ertönte. »Nein!« Die Schmerzen steigerten sich ins Unendliche, bis nichts mehr von mir übrig zu sein schien und sie mich einfach verschluckten.

II

»Rachel? Wach auf, Rachel! Ist alles in Ordnung?«

Eine warme, unbekannte Stimme zog mich aus der Bewusstlosigkeit. Ich streckte mich und merkte, dass sich meine

Muskulatur verändert hatte. Als ich die Augen auf-riss, bestand die Welt nur aus Grautönen. Jenks stand direkt vor mir, die Hände in die Hüften gestemmt. Er schien riesengroß zu sein. »Scheiße!«, fluchte ich, gab aber nur ein raues Quieken von mir. Ich war eine Maus. Ich war eine verdammte Maus!

Doch dann erinnerte ich mich an die Schmerzen der Verwandlung und mir wurde schlecht vor Angst; schließlich stand mir bei der Rückverwandlung noch mal dasselbe bevor. Es war kein Wunder, dass die Transformation eine aussterbende Kunst war. Es tat höllisch weh.

Als ich mich wieder einigermaßen beruhigt hatte, schlängelte ich mich unter den Klamotten hervor. Mein Herz schlug schneller als gewöhnlich und dieses verdammte Lavendelparfüm an meinen Sachen erstickte mich fast. Ich zog die Nase kraus und versuchte nicht zu würgen, als ich erkannte, dass ich den Alkohol riechen konnte, an den der Blumenduft gebunden war. Darunter konnte ich einen äschernen, weihrauch-ähnlichen Duft erkennen, den ich mit Ivy in Verbindung brachte. Ich fragte mich, ob die Nase eines Vampirs genauso sensibel war wie die einer Maus.

Da ich auf vier Füßen noch etwas unsicher war, hockte ich mich erst mal hin und betrachtete die Welt durch meine neuen Augen. Die schmale Gasse hatte die Größe einer Lagerhalle und der dunkle Himmel wirkte Furcht einflößend. Alles war grau oder weiß - ich war farbenblind. Der Verkehr auf der weit entfernten Straße war brüllend laut und der Gestank einfach unerträglich. Jenks hatte recht gehabt. Hier

stand wirklich einer auf Burritos.

Jetzt, wo ich ihr so ausgeliefert war, schien die Nacht kälter zu sein. Ich kehrte zu meiner Kleidung zurück und versuchte, meinen Schmuck zu verstecken. Beim nächsten Mal würde ich alles zu Hause lassen außer dem Knöchelhalfter und dem Messer. Schließlich wandte ich mich Jenks zu. *Wow, Baby!* Jenks war die Hölle mit Flügeln. Seine Flugfähigkeit brachte breite, durchtrainierte Schultern mit sich, die zusammen mit seinem flachen Bauch eine Wahnsinnsfigur ergaben. Das blonde Haar fiel ihm lässig in die Stirn und verlieh ihm eine unbekümmert-freche Ausstrahlung. Und dazu diese Flügel, die von einem funkelnden Netz aus Glitzerstaub überzogen waren. Aus dieser Perspektive konnte ich endlich verstehen, warum er mehr Kinder hatte als drei Paar Kaninchen zusammen.

Und seine Kleidung... sogar in Schwarz-Weiß war sie atemberaubend. Saum und Kragen seines Hemdes waren mit Ranken bestickt, die an Fingerhut und Farn erinnerten, und in das schwarze, also eigentlich rote, Halstuch waren Unmengen winziger Glitzersteine eingenäht.

»Hey, Zuckerschnecke«, sagte er fröhlich. Seine Stimme klang überraschend tief und voll in meinen Nagetierohren. »Es hat funktioniert. Wo hast du den Spruch für einen Nerz gefunden?«

»Nerz?« Statt meiner Frage ertönte ein Quieken. Ich riss mich von seinem Anblick los und betrachtete meine Hände. Die Daumen waren klein, aber meine Finger waren so wendig, dass das kaum eine Rolle spielte. An ihren Spitzen

befanden sich winzige, aber scharfe Krallen. Mit einer Tatze ertastete ich eine kurze, dreieckige Schnauze, und als ich mich umsah, blickte ich auf einen langen, weichen und eleganten Schwanz. Mein ganzer Körper war unglaublich geschmeidig - ich war noch nie so schlank gewesen. Ich hob eine Tatze und begutachtete meine hellen Pfoten mit den kleinen weißen Ballen. Es war schwer, meine jetzige Größe einzuschätzen, aber ich war um einiges größer als eine Maus; es war mehr die Statur eines Eichhörnchens.

Ein Nerz? Ich setzte mich auf und fuhr mir mit den Vordertatzen durch das dunkle Fell. Wie cool war das denn? Ich öffnete den Mund, um mit der Zunge die Zähne zu berühren. Fiese, scharfe Zähne. Wegen Katzen brauchte ich mir keine Sorgen zu machen, die waren kaum größer als ich. Ivys Eulen waren bessere Jäger, als ich gedacht hatte. Schlagartig vergaß ich meine Zähne und beobachtete den weiten Himmel. Eulen. Die waren immer noch ein Grund zur Sorge. Und alles andere, das größer war als ich. Wie konnte ein Nerz wohl in dieser Stadt überleben?

»Du siehst gut aus, Rachel.«

Mein Blick schnellte zu ihm hinüber. *Du auch, kleiner Mann!* Nur so aus Spaß fragte ich mich, ob es einen Spruch gab, mit dem man Menschen auf die Größe eines Pixies schrumpfen konnte. Wenn man von Jenks auf den Rest schließen konnte, wäre es sicher reizvoll, einen Urlaub als Pixie zu machen und durch Cincinnatis bessere Gärten zu ziehen. Mach mich zu Däumelinchen und ich bin ein glückliches Mädchen.

»Ich seh' dich dann auf dem Dach, okay?« Er grinste, als er meinen entrückten Blick bemerkte. Ich nickte und sah ihm hinterher, als er in der Höhe verschwand. *Vielleicht könnte ich einen Spruch finden, um Pixies größer zu machen*. Mein wehmütiges Seufzen war nicht mehr als ein merkwürdiges Fiepen und ich beeilte mich, zu dem Fallrohr hinüberzugelangen. Ich umging die Pfütze, die der Regen der letzen Nacht hinterlassen hatte, und kletterte hinein. Meine Tasthaare berührten das Rohr, während ich mich an den unkomplizierten Aufstieg machte. Meine Krallen waren so scharf, dass ich sogar auf dem glatten Metall Halt fand. Sie waren eine genauso potenziell gefährliche Waffe wie meine Zähne.

Keuchend erreichte ich das flache Dach. Geschmeidig schlüpfte ich aus dem Rohr und lief in den dunklen Schatten eines Luftschachts, wo ich von Jenks erwartet wurde. Günstigerweise war auch mein Gehör schärfer geworden, sonst hätte ich seine leisen Rufe gar nicht wahrgenommen. »Hier rüber, Rachel. Jemand hat das Gitter des Luftschachts aufgebogen.«

Mein seidiger Schwanz zuckte vor Aufregung, als ich die Lüftungsanlage erreichte. An einer Ecke des Gitters fehlten die Schrauben und zudem war es verbogen. Jenks hielt es für mich auf, sodass ich mich ziemlich problemlos hindurchquetschen konnte. Einmal drin, hockte ich mich ein wenig hin, damit sich meine Augen an die größere Dunkelheit gewöhnen konnten. Jenks war mir inzwischen gefolgt und sah sich um. Nach kurzer Zeit konnte ich ein

weiteres Drahtgitter erkennen, in dem sich ein Riss befand, den der Pixie geschickt zu einem dreieckigen Loch erweiterte. Offenbar hatten wir die inoffizielle Hintertür des I. S.-Archivs gefunden. Voller Zuversicht suchten Jenks und ich uns einen Weg durch die Luftschächte des Gebäudes. Jenks plapperte die ganze Zeit, doch seine Ausführungen darüber, wie leicht man sich hier verirren und dann eines qualvollen Hungertodes sterben konnte, waren nicht sonderlich hilfreich. Schnell wurde uns klar, dass dieser Irrgarten von Schächten regelmäßig benutzt wurde: In den steileren Abschnitten gab es eine dünne Halteleine und es hing ein alter, aber immer noch starker Tiergeruch in der Luft. Es gab nur eine Richtung, in die wir gehen konnten - nach unten -, und nachdem wir ein paarmal falsch abgebogen waren, fanden wir schließlich den bekannten, großen Raum des Aktenarchivs.

Wir spähten durch den Schlitz eines Luftschachts, der direkt über den Computerterminals lag. In dem sanften Lichtschein, der von den Kopierern ausging, zeigte sich keine Bewegung. Auf dem hässlichen roten Teppich standen Plastikstühle und Tische ohne erkennbare Ordnung herum, die Aktenschränke waren in die Wand eingelassen. Dort befanden sich nur die aktiven Akten, ein mickriger Anteil des ganzen Drecks, den die I. S. über die Inderlander und die Menschen, lebende wie tote, gesammelt hatte. Ein Großteil der Informationen wurde elektronisch gespeichert, aber wann immer eine Akte bearbeitet wurde, bewahrte man in den Schränken einen Ausdruck auf; zehn Jahre lang, wenn es

um einen Menschen ging, fünfzig bei einem Vampir.

»Bereit, Jenks?«, fragte ich und vergaß dabei, dass ich ja nur Fiepen konnte. Von dem Tisch bei der Tür drang der Geruch von altem Kaffee und Zucker zu mir herüber und mein Magen begann zu knurren. Ich legte mich hin und streckte meine Tatze durch das Gitter, um an den Entriegelungshebel zu gelangen. Bei dem Versuch, ihn umzulegen, schrammte ich mir den Ellbogen auf. Ganz plötzlich öffnete sich das Gitter und baumelte laut quietschend hin und her. Ich wartete geduckt im Schatten, bis sich mein Puls wieder beruhigt hatte, dann steckte ich meine Nase durch die Öffnung.

Doch als ich anschließend das bereitliegende Seil aus dem Schacht werfen wollte, hielt Jenks mich zurück. »Warte«, flüsterte er. »Lass mich erst die Kameras außer Gefecht setzen.« Er zögerte kurz, wobei seine Flügel immer dunkler wurden. »Du, äh, wirst doch niemandem was davon erzählen, oder? Das ist nämlich so ein spezielles Pixie-Ding, weißt du. Dadurch können wir, sagen wir mal, unauffällig herumkommen.« Er warf mir einen verlegenen Blick zu und ich beruhigte ihn mit einem Kopfschütteln.

»Danke.« Schon ließ er sich fallen und war einen Moment später bereits zurück. Betont lässig setzte er sich auf den Rand des Lochs und baumelte mit den Füßen.

»Alles klar, ich habe sie in eine Fünfzehnminutenschleife gelegt. Komm mit runter, ich werde dir zeigen, was sich Francis angeschaut hat.«

Ich drückte das Seil aus dem Schacht und begann mit dem

Abstieg, der mir durch meine Krallen sehr erleichtert wurde.

»Er hat netterweise von allem eine Kopie zu viel gemacht«, sagte Jenks und deutete auf den Papierkorb neben dem Kopierer. Er grinste, als ich die Tonne umschmiss und das Papier durchwühlte. »Ich habe den Kopierer von innen manipuliert. Und er konnte sich einfach nicht erklären, warum er plötzlich alles doppelt bekam. Der Praktikant, der dabei war, hat ihn für einen Vollidioten gehalten.«

Ich schaute hoch und brannte darauf zu sagen: »Francis *ist* ein Vollidiot.«

»Ich wusste, dass du den Angriff auch alleine überstehen würdest«, sagte Jenks, während er damit begann, die Zettel in einer langen Reihe auf dem Boden auszubreiten. »Aber es war echt übel für mich, hier zu sitzen und zu hören, wie du abhauen musst, ohne dass ich etwas tun konnte. Verlang das nicht noch mal von mir, klar?«

Er war plötzlich sehr ernst. Ich wusste nicht, was ich sagen sollte, also nickte ich. Jenks war eine größere Hilfe, als ich mir je hätte vorstellen können, und ich hatte ihm noch nicht einmal die entsprechende Anerkennung gezollt. Verlegen versuchte ich, die verstreuten Papiere in eine Reihenfolge zu bringen. Es war nicht viel Interessantes dabei, und je mehr ich las, desto mutloser wurde ich.

»Diesem Dokument zufolge«, sagte Jenks, der auf der ersten Seite gelandet war, »ist Trent das letzte lebende Mitglied seiner Familie. Seine Eltern starben beide unter Umständen, die ganz klar etwas mit Magie zu tun hatten. Beinahe das gesamte Hauspersonal stand unter Verdacht.

Aber nach drei Jahren haben das FIB und die I. S. schließlich aufgegeben und beschlossen, offiziell wegzuschauen.«

Ich überflog die Erklärung des I. S.-Ermittlers. Meine Tasthaare zuckten, als ich seinen Namen las: Leon Bairn. Derselbe Leon Bairn, der als Schmutzfleck auf dem Gehweg endete. Interessant.

»Seine Eltern verweigerten die Aussage über Verwandtschaftsbeziehungen zu Menschen oder Inderlandern«, sagte Jenks. »Genau wie Trent. Und von ihren Leichen ist nicht genug übrig geblieben, um eine Autopsie zu machen. Genau wie seine Eltern beschäftigt Trent sowohl Inderlander als auch Menschen. Alles außer Pixies und Fairies.«

Das war nicht überraschend. Warum sollte er einen Prozess wegen Diskriminierung riskieren?

»Ich weiß, was du denkst«, sagte Jenks. »Aber er legt sich auf nichts fest. Seine persönlichen Assistenten sind immer Hexer. Sein Kindermädchen war ein Mensch von hervorragendem Ruf. Und in Princeton lebte er mit einer Bande von Tiermenschen zusammen.« Jenks kratzte sich nachdenklich am Kopf. »Dennoch gehörte er keiner Verbindung an. Das wirst du zwar nicht in den Akten finden, aber man munkelt, dass er weder ein Tiermensch, noch ein Vamp, noch sonst was ist.« Ich zuckte mit den Achseln und er fuhr fort: »Trents Geruch ist seltsam. Ich habe mit einer Pixie gesprochen, die einen Hauch von ihm mitbekam, als sie der Backup von einem Runner war, der in Trents Stallungen gearbeitet hat. Sie sagt, sein Geruch sei schon irgendwie

menschlich, aber irgendwas Undefinierbares an ihm sagt: Inderlander.«

Ich dachte an den Zauber, mit dem ich heute Nacht mein Aussehen verändert hatte. Im Versuch, Jenks danach zu fragen, öffnete ich den Mund, klappte ihn dann aber wieder zu. Ich konnte ja nur quieken. Jenks grinste wissend und zog einen abgebrochenen Bleistift aus seiner Tasche. »Du musst es buchstabieren«, sagte er, während er das Alphabet auf einen der Zettel kritzelte.

Ich fletschte die Zähne, was ihn nur zum Lachen brachte. Aber ich hatte kaum eine andere Wahl. Ich huschte über die Seite, als wäre sie ein Ouija-Brett, und buchstabierte: »Amulett?«

Jenks zuckte mit den Achseln. »Vielleicht. Aber ein Pixie kann durch so etwas hindurchriechen. Genauso wie ich bei dir die Hexe unter dem Nerzgestank erkennen kann. Aber wenn er eine Tarnung benutzt, erklärt das die Hexer-Sekretärinnen. Je mehr Magie man benutzt, desto stärker riecht man.« Ich sah ihn fragend an. »Alle Hexen riechen ähnlich, aber diejenigen, die viel mit Magie hantieren, riechen stärker, irgendwie überirdischer. Du zum Beispiel stinkst nach frischem Zauber. Du hast dir heute Abend Energie aus dem Jenseits geholt, stimmt's?«

Verblüfft setzte ich mich auf mein Hinterteil. Er konnte das an meinem Geruch erkennen?

»Trent benutzt vielleicht eine andere Hexe, um seine Zauber für ihn zu aktivieren«, überlegte Jenks weiter. »Dann könnte er seinen Geruch mit einem Amulett überdecken. Das

Gleiche gilt für einen Tiermenschen oder einen Vamp.«

Einer plötzlichen Eingebung folgend buchstabierte ich: »Ivys Geruch?«

Jenks erhob sich in die Luft, noch bevor ich fertig war. Die Frage schien ihm unangenehm zu sein. »Ahm, also«, stammelte er, »Ivy stinkt. Entweder ist sie eine Gelegenheitstrinkerin, die vor einer Woche damit aufgehört hat, oder ein massiver Blutsauger, der vor einem Jahr ausgestiegen ist. Ich weiß es nicht. Sie liegt wohl irgendwo dazwischen - wahrscheinlich.«

Ich runzelte, soweit das bei einem Nerz möglich ist, die Stirn. Sie hatte behauptet, es seien drei Jahre. Sie musste sehr, sehr heftig drauf gewesen sein. Na super.

Ich warf einen Blick auf die Wanduhr: Die Zeit lief uns davon. Ungeduldig wandte ich mich wieder Trents magerer Akte zu. Der I. S. zufolge lebte und arbeitete er auf einem großen Anwesen außerhalb der Stadt. Er züchtete dort Rennpferde, aber das meiste Geld verdiente er mit der Landwirtschaft: Orangen- und Pecannuss-Haine im Süden, Erdbeerplantagen an der Küste, Weizen im Mittleren Westen. Ihm gehörte sogar eine Insel vor der Ostküste, auf der Tee angebaut wurde. Das alles wusste ich bereits, es gehörte zum Standardrepertoire der Zeitungen.

Trent wuchs als Einzelkind auf. Er verlor seine Mutter, als rr zehn war, und seinen Vater während seines ersten Semesters auf dem College. Seine Eltern hatten noch zwei weitere Kinder, die aber schon als Kleinkinder starben. Der zuständige Arzt weigerte sich, die Akten ohne einen

Gerichtsbeschluss herauszugeben, und kurz nach der ersten Anfrage brannte sein Büro ab. Tragischerweise hatte er an diesem Abend länger gearbeitet und schaffte es nicht mehr, das brennende Gebäude zu verlassen. *Die Kalamacks gehen auf Nummer sicher,* dachte ich trocken.

Ich stand auf und fletschte frustriert die Zähne. Hiervon konnte ich nichts gebrauchen. Ich hatte das Gefühl, dass die FIB-Akten, wenn ich sie wie durch ein Wunder hätte beschaffen können, noch nutzloser gewesen wären. Da hatte sich jemand sehr viel Mühe gemacht sicherzustellen, dass so wenig wie möglich über die Kalamacks bekannt wurde.

»Sorry«, sagte Jenks. »Ich weiß, dass du dir viel von den Akten erhofft hast.«

Ich zuckte mit den Schultern und begann damit, die Papiere wieder in den Mülleimer zu schleppen. Ich würde nicht in der Lage sein, den Korb wieder aufzurichten, aber wenigstens würde es so aussehen, als sei er einfach nur umgefallen und nicht systematisch durchsucht worden.

»Willst du Francis bei der Befragung zum Tod der Sekretärin begleiten? Sie ist für Montagmittag angesetzt.«

Mittag also, dachte ich ironisch. Was für eine angenehme Zeit - nicht zu früh für die meisten Inderlander und vollkommen normal für Menschen. Vielleicht sollte ich mich wirklich an Francis' Fersen heften und ihm ein wenig unter die Arme greifen. Meine Nagetierlippen verzogen sich zu einem hinterhältigen Grinsen. Francis würde das bestimmt nichts ausmachen. Und es war vielleicht meine einzige Chance, etwas über Trent auszugraben. Ihn als Brimstone-

Dealer festzunageln würde reichen, um mich endlich aus meinem Vertrag rauszukaufen.

Jenks flog auf den Rand des Papierkorbes und schlug krampfhaft mit den Flügeln, um das Gleichgewicht zu halten. »Nimmst du mich mit? Dann kann ich mir Trents Geruch vornehmen. Ich wette, ich finde heraus, was er ist.«

Meine Schnurhaare zitterten angestrengt, während ich darüber nachdachte. Es wäre nicht schlecht, ein zweites Paar Augen dabei zu haben. Ich könnte bei Francis mitfahren, wenn auch nicht als Nerz. Er würde wahrscheinlich wie ein Mädchen kreischen und Dinge nach mir werfen, wenn er mich auf seinem Rücksitz fände. »Reden später«, buchstabierte ich. »Erst nach Hause.«

Jenks grinste durchtrieben. »Bevor wir gehen... willst du deine Akte sehen?«

Ich schüttelte den Kopf. Ich hatte meine Akte schon viel zu oft gesehen. »Nein«, schrieb ich, »ich will sie zerfetzen.«

12

»Ich muss mir unbedingt ein Auto besorgen«, flüsterte ich und sprang die Bustreppe hinunter. Im letzten Moment zog ich den Mantel aus der sich schließenden Tür und hielt die Luft an, als der Dieselmotor aufheulte und sich der Bus entfernte. »Und zwar schnell«, fügte ich hinzu und zog die Tasche näher an meinen Körper.

Ich hatte schon seit Tagen nicht mehr richtig geschlafen,

das getrocknete Salz auf meinem Körper juckte wie wahnsinnig und ich schien mich keine fünf Minuten bewegen zu können, ohne irgendwie an die Blase in meinem Nacken zu kommen. Jenks hingegen war mies gelaunt, weil sein Karamellrausch langsam nachließ. Um es kurz zu sagen - wir gaben ein ausgezeichnetes Paar ab.

Die ersten Anzeichen der Morgendämmerung erhellten den Himmel im Osten und ließen sein helles Blau fast transparent erscheinen. Die Vögel füllten mit ihrem Gesang die Stille, die über den Straßen lag. Um diese Zeit war es noch kühl, und ich war froh, einen Mantel anzuhaben. Bis Sonnenaufgang würde vermutlich noch eine Stunde vergehen. Vier Uhr morgens im Juli war die goldene Stunde, in der brave Vampire sich schon zur Ruhe begeben und schlaue Menschen noch nicht die Nase aus der Tür gestreckt hatten, um sich die Morgenzeitung zu holen.

»Ich bin so was von reif fürs Bett«, flüsterte ich.

»Guten Abend, Ms. Morgan«, erklang eine dunkle Stimme. Ich drehte mich blitzschnell um und ließ mich in die Hocke fallen. Von meinem Ohrring erklang ein kurzes, sarkastisches Gelächter.

»Es ist der Nachbar«, sagte Jenks schließlich trocken. »Du meine Güte, Rachel. Wenigstens das solltest du mir zutrauen.«

Mit klopfendem Herzen stand ich langsam auf. Ich fühlte mich so alt, wie ich laut meines Tarnzaubers sein sollte. Warum war er nicht im Bett?

»Wohl eher >Guten Morgen<«, erwiderte ich und ging auf

Keasleys Tor zu. Er saß unbeweglich in seinem Schaukelstuhl, das Gesicht im Schatten.

»Kleiner Einkaufsbummel?« Er wackelte mit dem Fuß, um zu zeigen, dass er meine neuen Stiefel bemerkt hatte.

Müde lehnte ich mich auf das Gartentor, das mit einer Kette gesichert war. »Möchten Sie Schokolade?« Er signalisierte mir, reinzukommen.

Jenks summte sorgenvoll. »Ein Splat Ball reicht weiter als mein Geruchssinn, Rachel.«

»Er ist ein einsamer, alter Mann«, flüsterte ich, während ich das Tor öffnete. »Er möchte einfach ein bisschen Schokolade. Außerdem sehe ich aus wie eine alte Vettel. Jeder, der uns beobachtet, wird mich für sein Date halten.« Ich ließ das Tor leise hinter mir zufallen und sah, wie Keasley sein Lächeln hinter einem Gähnen zu verstecken versuchte. Jenks entfuhr ein dramatischer Seufzer.

Ich stellte meine Tasche auf die Veranda und setzte mich auf die oberste Stufe. Dabei zog ich eine Papiertasche aus meinem Mantel und reichte sie Keasley.

»Ah...« Sein Blick viel auf das Firmenlogo von *Horse And Rider*. »Für manche Dinge lohnt es sich, sein Leben zu riskieren.« Wie ich es erwartet hatte, nahm er sich ein Stück Bitterschokolade. In der Ferne bellte ein Hund. Kauend blickte er über mich hinweg auf die verlassene Straße.

»Du warst im Einkaufszentrum.«

Ich zuckte mit den Schultern. »Und auch an einigen anderen Orten.«

Jenks' Flügel vibrierten in meinem Nacken. »Rachel...«

»Entspann dich, Jenks«, erwiderte ich genervt.

Der alte Mann aber erhob sich mühsam. »Nein, er hat schon recht. Es ist spät.«

Keasleys unverständliche Anspielungen und Jenks' Instinkte begannen mich zu verunsichern. Als der Hund erneut bellte, sprang ich auf. Der Splat Ball-Haufen vor meiner Tür fiel mir wieder ein. Vielleicht hätte ich doch über den Friedhof reingehen sollen, Tarnung hin oder her.

Keasley ging mit angestrengten Bewegungen zu seiner Tür. »Pass auf dich auf, Ms. Morgan. Wenn sie einmal gemerkt haben, dass du ihnen entwischen kannst, werden sie ihre Taktik ändern.« Er öffnete die Tür, ging hinein und schloss geräuschlos die Fliegengittertür hinter sich. »Vielen Dank für die Schokolade.«

»Gern geschehen«, flüsterte ich, als ich mich abwandte. Ich wusste, dass er mich hören konnte.

»Unheimlicher alter Mann«, sagte Jenks und brachte meinen Ohrring zum Schwingen, als ich über die Straße ging und auf das Motorrad zusteuerte, das vor der Kirche geparkt war. Das frühe Licht spiegelte sich auf dem Chrom. Offenbar hatte Ivy ihr Bike abgeholt.

»Vielleicht darf ich es ja mal benutzen«, grübelte ich laut. Im Vorbeigehen betrachtete ich es bewundernd: Es war eine schwarze, glänzende Nightwing, ausgestattet mit Goldapplikationen und feinstem Leder. Fantastisch! Neidisch strich ich mit meiner Hand über den Sitz und hinterließ eine Spur in dem Tau, der sich während der Nacht angesammelt hatte.

»Rachel, runter!«

Ich ließ mich fallen und landete mit den Handinnenflächen auf dem Bürgersteig. Etwas fegte über meinen Kopf hinweg; wäre ich stehen geblieben, hätte es mich getroffen. Adrenalin schoss durch meinen Körper und mein Herz schlug so heftig, dass es wehtat. Ich rollte zur Seite und brachte das Motorrad zwischen mich und das Dickicht auf der gegenüberliegenden Straßenseite. Dann hielt ich den Atem an, aber in den Büschen regte sich nichts. Schließlich zog ich meine Tasche heran und wühlte hektisch darin herum.

»Bleib unten«, zischte Jenks. Seine Flügel glühten violett vor Anspannung.

Der Stich der Lanzette ging mir durch und durch, aber ich schaffte es, den Schlafzauber in nur viereinhalb Sekunden zu aktivieren - ein neuer Rekord. Nicht, dass mir das etwas helfen würde, solange wer auch immer es war in den Büschen versteckt blieb. Vielleicht konnte ich den Zauber nach ihm werfen. Falls die I. S. sich diese Angriffe zur Gewohnheit machen sollte, wäre ein Splat-Gewehr eine gute Investition. Obwohl ich mehr der »Tritt ihnen gegenüber und schlag sie in die Fresse«-Typ war. Sich wie ein Heckenschütze in den Büschen zu verstecken war schäbig, aber wenn du in Rom bist...

Ich packte das Amulett an der Kordel, damit es sich nicht auf mich auswirken konnte, und wartete.

»Steck's weg«, meinte Jenks und entspannte sich, als wir plötzlich von einem Schwarm hin und her flitzender Pixie-kinder umgeben waren. Sie wirbelten über uns hinweg und

sprachen dabei so schnell und hoch, dass ich kein Wort verstehen konnte. »Sie sind weg«, fügte er hinzu. »Es tut mir leid. Ich wusste, dass sie da sind, aber -«

»Du wusstest, dass sie da sind?«, schrie ich. Mit schmerzendem Nacken schaute ich zu ihm hoch. Der Hund begann wieder zu bellen und ich senkte die Stimme, als ich fortfuhr: »Was zum Teufel hast du dir dabei gedacht?«

Er grinste. »Ich musste sie aus der Reserve locken.«

Stocksauer rappelte ich mich auf. »Na toll. Vielen Dank auch. Vielleicht lässt du es mich beim nächsten Mal wissen, wenn ich den Köder spielen soll.« Ich schüttelte meinen langen Mantel aus und stellte angeekelt fest, dass ich die Schokolade zerquetscht hatte.

»Aber Rachel«, quengelte er, »wenn ich es dir vorher gesagt hätte, hättest du nicht überzeugend reagiert und die Fairies hätten einfach abgewartet, bis meine Wachsamkeit nachlässt.«

Damit hatte er mich eiskalt erwischt. »Fairies?« Denon musste vollkommen außer sich sein. Fairies waren unglaublich teuer. Aber vielleicht hatten sie ihm wegen des Froschzwischenfalls einen Rabatt gegeben.

»Sie sind weg. Ich würde aber an deiner Stelle nicht allzu lange hier draußen bleiben. Ich habe gehört, dass die Tiermenschen es noch einmal versuchen wollen.«

Er nahm sein rotes Halstuch ab und reichte es seinem Sohn. »Jax, du und deine Schwestern können ihr Katapult haben.«

»Danke, Papa!« Der kleine Pixie konnte sich kaum halten

vor Freude. Er band sich das rote Tuch um die Hüfte und flitzte mit sechs anderen aus der Gruppe über die Straße.

»Seid vorsichtig«, rief ihnen Jenks nach, »es könnte vermint sein.«

Jetzt also auch noch Fairies, dachte ich, als ich über die ruhige Straße blickte. Scheiße.

Jenks' restliche Kinder drängten sich um ihn und redeten alle gleichzeitig auf ihn ein, während sie versuchten, ihn wegzuziehen.

»Ivy hat Besuch«, meinte er noch, während er langsam in die Höhe stieg. »Ich hab ihn gecheckt, er ist o.k. Hast du was dagegen, wenn ich für heute Schluss mache?«

»Mach ruhig.« Ich betrachtete noch einmal das Motorrad; es war also gar nicht Ivys. »Und, äh, danke.«

Sie stiegen auf wie ein Schwärm Glühwürmchen. Knapp hinter ihnen flogen Jax und seine Schwestern, die sich mit einem Katapult abmühten, das ebenso klein war wie sie. Mit surrenden Flügeln und viel Geschrei verschwanden sie hinter der Kirche und ließen mich in der trostlosen Ruhe der morgendlichen Straße zurück.

Ich drehte mich um und schleppte mich die steinernen Stufen hinauf. Bevor ich hineinging, schaute ich noch einmal über die Straße und sah, wie vor dem einzigen erleuchteten Fenster ein Vorhang wieder in Position fiel. *Die Show ist vorbei. Geh schlafen, Keasley.* Ich zog die schwere Tür auf, schlich hinein und schob den geölten Riegel an seinen Platz. Schlagartig fühlte ich mich besser, obwohl ich wusste, dass die Attentäter der L.S.; wohl kaum die Vordertür benutzen

würden. *Fairies? Denon muss fuchsteufelswild sein.*

Mit einem erschöpften Seufzer lehnte ich mich gegen das dicke Fachwerkholz und versuchte, nicht an den nächsten Morgen zu denken. Ich wollte einfach nur noch duschen und dann ins Bett. Als ich langsam durch den leeren Altarraum in die Küche schlich, hörte ich aus dem Wohnzimmer sanfte Jazzklänge, die sich mit Ivys lauter und wütender Stimme vermischten.

»Verdammt noch mal, Kist. Wenn du nicht sofort deinen Arsch aus dem Sessel erhebst, werde ich dich auf die Sonne katapultieren.«

»Ach, komm runter, Tamwood. Ich werde gar nichts machen.« Ich kannte die Stimme nicht. Sie war männlich und tief, aber mit einem weinerlichen Unterton. Sie klang so, als ob der Unbekannte so ziemlich jedem möglichen Laster frönen würde. Um Zeit zu gewinnen, reinigte ich erst mal meine benutzten Amulette in dem Topf mit Salzwasser, der neben dem Kühlschrank stand. Sie waren immer noch brauchbar, aber ich war nicht so dumm, aktive Amulette einfach so rumliegen zu lassen.

Die Musik verstummte abrupt. »Raus«, sagte Ivy bedrohlich sanft, »sofort.«

»Ivy?«, rief ich laut, da mich die Neugier gepackt hatte. Immerhin hatte Jenks gesagt, der Besucher sei okay. Ich ließ meine Tasche auf der Arbeitsplatte liegen und ging ins Wohnzimmer. Meine Erschöpfung verwandelte sich in Wut. Wir hatten nie darüber gesprochen, aber ich hatte angenommen, dass wir möglichst in Deckung bleiben

wollten, bis mein Kopfgeld vom Tisch wäre.

»Oh, oh«, spottete der unbekannte Kist, »sie ist zurück.«

»Benimm dich«, drohte ihm Ivy, als ich den Raum betrat. »Oder ich zieh dir das Fell über die Ohren.«

»Ist das ein Versprechen?«

Ich schaffte es drei Schritte weit in den Raum, bevor ich abrupt innehielt.

Meine Wut wurde von meinem Überlebensinstinkt vertrieben. Ein in Leder gekleideter Vamp lümmelte in Ivys Sessel und fühlte sich offenbar ganz wie zu Hause. Er hatte die Füße in den makellosen Stiefeln auf den Kaffeetisch gelegt, doch Ivy schob sie gerade angewidert weg. Sie bewegte sich schneller, als ich es jemals zuvor gesehen hatte. Zwei Schritte von ihm entfernt blieb sie stehen, das Becken aggressiv vorgeschoben und die Arme vor der Brust verschränkt. Das Ticken der Kaminuhr schien lauter als sonst.

Kist konnte kein toter Vampir sein, denn er befand sich auf geweihtem Boden und es war kurz vor Sonnenaufgang. Aber verdammt noch mal - er war nah dran. Mit übertriebener Langsamkeit ließ er seine Füße auf den Boden sinken und warf mir einen gleichgültigen Blick zu, der mich bis ins Mark traf und wie eine nasse Decke an mir zu kleben schien. Und ja, er war schön. Gefährlich schön. Mir schoss Tafel 6.1 durch den Kopf und ich musste schlucken. Sein Dreitagebart verlieh ihm einen wilden Touch. Als er sich aufrichtete, warf er mit einer anmutigen Kopfbewegung sein blondes Haar zurück. Wahrscheinlich arbeitete er an dieser Bewegung schon seit Jahren. Seine Lederjacke war offen und gab den Blick auf ein

schwarzes Baumwollshirt frei, das sich an seinen muskulösen Oberkörper schmiegte. Zwei funkelnde Stecker zierten das eine Ohr, an dem anderen waren nur ein Ohrring und eine lang verheilte Wunde zu sehen. Das war die einzige sichtbare Narbe an seinem Körper. Ich fragte mich plötzlich, ob ich weitere ertasten könnte, wenn ich mit meinen Fingern über seinen Hals strich.

Mit klopfendem Herzen zwang ich meinen Blick in eine andere Richtung und schwor mir, ihn nicht mehr anzusehen. Selbst Ivy konnte mir nicht so eine Angst einflößen. Er war ein reines Instinktwesen, das nur seinen Launen folgte.

»Ahh«, flüsterte Kist, »sie ist süß. Du hättest mir sagen sollen, dass sie so ein Engel ist.« Er holte tief Luft, als ob er den Geruch der Nacht an seinem Gaumen spüren wollte. »Und sie riecht nach dir, Ivy Schatz.« Er senkte die Stimme, als er hinzufügte: »Ist das nicht entzückend?«

Zitternd zog ich meinen Mantel enger um mich und wich bis zur Türschwelle zurück.

»Rachel, das ist Kisten. Er will gerade gehen. Nicht wahr, Kist?«

Er verstand das ganz richtig als eine rhetorische Frage und mir stockte der Atem, als er mit animalischer Geschmeidigkeit aus dem Sessel aufstand. Anschließend streckte er sich genüsslich, wodurch jeder einzelne seiner umwerfenden Muskeln zur Geltung kam. Ich konnte meine Augen nicht von ihm losreißen. Als er sich schließlich wieder entspannte, trafen sich unsere Blicke. Seine Augen waren braun. Er erkannte, dass ich ihn beobachtet hatte, und

verzog die Lippen zu einem sanften Lächeln. Seine Zähne waren genauso scharf wie Ivys. Also war er kein Ghoul, sondern ein vollwertiger lebender Vampir. Ich beendete hastig den Blickkontakt, obwohl ich wusste, dass lebende Vamps nur die Willigen verführen konnten. »Du stehst auf Vampire, kleine Hexe?«

Seine Stimme war wie ein Windhauch über dem Wasser und so fesselnd, dass mir die Knie weich wurden. »Du darfst mich nicht anrühren.« Ich war nicht in der Lage, seinem Blick auszuweichen. »Ich habe keine Papiere unterschrieben.«

»Nein?«, flüsterte er. Sein arroganter Blick wurde spöttisch, als er mit lautlosen Schritten auf mich zukam. Mit klopfendem Herzen starrte ich auf den Boden und griff hinter mich, um mich am Türrahmen festzuhalten. Er war stärker als ich... und schneller. Aber ein Knie in den Weichteilen würde ihn genauso ausschalten wie jeden anderen Mann.

»Die Justiz wird das nicht kümmern«, hauchte er, als er mich erreicht hatte, »du bist schließlich schon tot.«

Meine Augen weiteten sich, als er seinen Arm nach mir ausstreckte. Sein Geruch überkam mich, der moderige Hauch schwarzer Erde, und ich ging einen Schritt auf ihn zu. Sanft fuhr er mit seiner Hand über mein Kinn. Die Berührung brachte mich so aus dem Konzept, dass ich stolperte, woraufhin er mich am Ellbogen packte und an seine Brust zog. Sehnsucht nach all den verheißungsvollen Versprechen, die er mir zu machen schien, zog durch mein Blut. Ich lehnte mich an ihn und wartete. Schließlich öffneten sich seine

Lippen und er flüsterte mir Worte zu, die ich nicht verstand. Schöne, dunkle Worte.

»Kist!«, schrie Ivy und wir zuckten beide zusammen. In seinen Augen blitzte Wut auf, verschwand dann jedoch wieder. In Sekundenschnelle kehrte meine Willenskraft zurück. Ich versuchte, mich loszureißen, doch er hielt mich fest. Es roch nach Blut. »Lass mich los«, forderte ich und wurde beinahe panisch, als er nicht reagierte. »Lass los!«

Er zog seine Hand zurück und wandte sich Ivy zu, ohne mich weiter zu beachten. Zitternd fiel ich gegen den Türrahmen, war aber nicht in der Lage, zu gehen. Erst musste ich wissen, dass er fort war.

Kist stand vollkommen ruhig vor der wütenden Ivy.

»Ivy, Liebes«, schmeichelte er, »warum quälst du dich so? Sie ist von deinem Geruch überzogen, aber ihr Blut riecht noch immer rein. Wie kannst du da widerstehen? Sie will es doch. Sie schreit geradezu danach. Beim ersten Mal wird sie vielleicht ein bisschen rumzicken, aber am Ende wird sie dir dafür danken.«

Scheinbar verschämt biss er sich sanft auf die Lippe. Blut floss und wurde von einer aufreizend langsamen Zunge aufgefangen. Mir wurde bewusst, wie laut ich atmete, und ich hielt die Luft an.

Ivy rastete nun völlig aus. Ihre Augen wurden zu schwarzen Löchern und die Spannung im Raum steigerte sich dramatisch. Selbst die Grillen im Garten zirpten schneller. Langsam und vorsichtig lehnte sich Kist zu Ivy hinüber. »Wenn du sie nicht einführen willst, dann gib sie

mir.« Seine Vorfreude war nicht zu überhören. »Ich werde sie dir auch bestimmt zurückgeben.« Seine Lippen öffneten sich und entblößten seine funkelnden Fangzähne. »Großes Pfadfinderehrenwort.«

Ivy rang nach Luft. In ihrem Gesicht verbanden sich Lust und Hass zu einer surrealen Mischung. Mit der Faszination des Grauens beobachtete ich, wie sie gegen ihren Hunger ankämpfte, bis er langsam verebbte und nur noch Hass übrig blieb. »Verschwinde«, sagte sie heiser.

Kist atmete tief ein, und als er ausatmete, löste sich die Anspannung. Jetzt konnte auch ich wieder atmen, während mein Blick zwischen den beiden hin- und herflog. Es war vorbei. Ivy hatte gewonnen. Ich war - in Sicherheit?

»Das ist einfach nur dumm, Tamwood.« Betont lässig rückte Kist seine Lederjacke zurecht. »Eine Verschwendung der Dunkelheit, für etwas, das gar nicht existiert.«

Mit abrupten Schritten ging Ivy zur Hintertür und mir lief der Schweiß den Rücken hinunter, als mich der Windhauch ihrer Bewegung streifte. Die kalte Morgenluft strömte zu uns herein und vertrieb die Dunkelheit, mit der sich der Kaum gefüllt zu haben schien. »Sie gehört mir«, sagte Ivy, als ob ich gar nicht dawäre. »Sie steht unter meinem Schutz. Was ich mit ihr tue oder nicht tue, ist allein meine Sache. Sag Piscary, wenn ich noch einmal einen von seinen Schattcn auch nur in der Nähe meiner Kirche erwische, dann gehe ich davon aus, dass er Anspruch erhebt auf etwas, das mir gehört. Frag ihn, ob er einen Krieg mit mir will, Kist. Frag ihn das.«

Kist ging zwischen uns beiden hindurch und drehte sich auf der Türschwelle noch einmal um. »Du kannst deine Lust auf sie nicht ewig verbergen.« Ivy presste die Lippen zusammen. »Und sobald sie das mitkriegt, wird sie vor dir weglaufen, und dann ist sie Freiwild.« Von einer Sekunde auf die andere sackte er in sich zusammen und sein Gesicht wurde jungenhaft. »Komm zurück«, bat er sie voll sinnlicher Unschuld. »Ich soll dir ausrichten, dass du deinen alten Platz zurückhaben kannst, wenn du uns nur ein bisschen entgegenkommst. Sie ist doch nur eine Hexe. Du weißt noch nicht mal, ob sie -«

»Raus!« Ivy deutete in Richtung der aufgehenden Sonne.

Kist trat durch die Tür. »Ein Angebot abzulehnen, schafft bittere Feinde.«

»Ein Angebot, das in Wirklichkeit keines ist, beschämt denjenigen, der es macht.«

Schulterzuckend zog er eine Ledermütze aus seiner Gesäßtasche und setzte sie auf. Dann sah er mich an und sein Blick wurde hungrig. »Auf Wiedersehen, Liebes«, flüsterte er, und ich schauderte, als ob er mit seiner Hand meine Wange berührt hätte. Ich war mir nicht sicher, ob aus Abscheu oder Verlangen. Dann war er fort.

Ivy knallte die Tür hinter ihm zu, bewegte sich mit unverändert beklemmender Anmut durch das Wohnzimmer und ließ sich in einen Sessel fallen. Wut verdunkelte ihr Gesicht. *Heilige Scheiße. Ich lebe mit einem Vampir zusammen.* Abstinent oder nicht, sie war ein Vamp. Was hatte Kist gesagt? Dass Ivy ihre Zeit vergeudete und dass ich

abhauen würde, sobald ich ihren Hunger erkannte? Dass ich ihr gehörte? *Scheiße*.

Ich bewegte mich langsam rückwärts aus dem Raum, erstarrte jedoch zu Eis, als Ivy aufblickte. Die Wut in ihrem Gesicht verwandelte sich in Besorgnis, als sie sah, wie verängstigt ich war.

Mir schnürte sich die Kehle zu und ich wandte mich ab, um in den Flur zu gehen.

»Rachel, warte!« Ihre Stimme klang flehend. »Das mit Kist tut mir leid. Ich habe ihn nicht eingeladen, er ist einfach so aufgetaucht.«

Ich ging weiter. Wenn sie mich jetzt berührte, würde ich vor Anspannung explodieren. War das der Grund, warum Ivy mit mir zusammen ausgestiegen war? Sie konnte mich nicht legal jagen, aber wie Kist schon sagte, in meinem Fall wäre es der Justiz egal.

»Rachel...«

Als ich mich umdrehte, stand sie direkt hinter mir, wich aber überirdisch schnell drei Schritte zurück, als sie meinen Gesichtsausdruck sah. Ihre Hände waren in einer beschwichtigenden Geste erhoben und sie sah ernsthaft besorgt aus. Mein Herz schlug inzwischen so heftig, dass ich Kopfschmerzen bekam. »Was willst du?« Fast wünschte ich mir, sie würde lügen und mir sagen, das sei alles ein Missverständnis gewesen. Draußen waren die Geräusche von Kists Bike zu hören. Ich starrte sie an, während sich das Motorengeräusch langsam entfernte.

»Nichts.« Ihre braunen Augen blickten ernst. »Hör nicht

auf Kist. Er spielt nur mit dir. Er flirtet mit allem, was er nicht haben kann.«

»Genau!«, schrie ich, um das Zittern zu unterdrücken. »Ich gehöre ja dir. Das hast du doch gesagt, dass ich dir gehöre. Ich gehöre niemandem, Ivy! Bleib zur Hölle weg von mir!«

»Das hast du gehört?«

»Natürlich habe ich das gehört!« Die Wut besiegte meine Angst und ich machte einen Schritt auf sie zu. »Ist das dein wahres Ich?« Ich deutete in Richtung Wohnzimmer. »Bist du wie dieses - dieses Tier? Bist du das? Jagst du mich, Ivy? Geht es dir nur darum, deinen Magen mit meinem Blut zu füllen? Schmeckt es vielleicht besser, wenn man sie betrügt? Tut es das?«

»Nein!«, schrie sie voller Verzweiflung. »Rachel, ich -«

»Du hast mich angelogen! Er hat mich gefügig gemacht. Du hast gesagt, ein lebender Vampir kann das nur, wenn man es zulässt. Und das habe ich zur Hölle nicht getan!«

Sie sagte nichts, sondern stand einfach bewegungslos im Türrahmen. Ich konnte ihren schweren Atem hören und nahm einen süß-sauren Geruch von Asche und Rotholz wahr: Die gefährliche Mischung unserer Körpergerüche. Ihre angespannte Reglosigkeit traf mich wie ein Schock. Mit trockenem Mund trat ich zurück, als mir bewusst wurde, dass ich gerade einen Vampir anschrie. Der Adrenalinrausch war vorbei, jetzt war mir schlecht und ich fror.

»Du hast mich angelogen«, flüsterte ich und zog mich in die Küche zurück. Sie hatte mich angelogen. Dad hatte recht gehabt: Traue niemandem. Ich würde meine Sachen packen

und gehen.

Ivys Schritte hinter mir waren übermäßig laut. Offenbar trat sie bewusst fester auf, um sich bemerkbar zu machen. Aber ich war zu wütend, um darauf zu reagieren.

»Was tust du da?«, fragte sie, als ich einen Schrank öffnete und eine Handvoll Amulette herausnahm, um sie in meine Tasche zu packen.

»Ich gehe.«

»Das kannst du nicht! Du hast Kist doch gehört, sie warten auf dich!«

»Ich lasse mich lieber von Feinden umbringen, die ich kenne, als von jemandem kaltmachen, während ich ahnungslos in meinem Bett liege.« Das war wohl das Dümmste, was ich jemals gesagt hatte. Und es ergab noch nicht mal einen Sinn.

Ich blieb ruckartig stehen, als sie vor mir auftauchte und die Schranktür schloss. »Geh mir aus dem Weg«, drohte ich leise und hoffte dabei, dass sie nicht merkte, wie zittrig meine Stimme klang.

Inzwischen wirkte sie ernsthaft bestürzt. Sie sah wieder absolut menschlich aus, und genau das ängstigte mich zu Tode. Immer wenn ich glaubte, sie zu verstehen, machte sie so etwas.

Mit meinen Amuletten und der Lanzette außer Reichweite war ich hilflos. Sie konnte mich durch den Raum schleudern und mir am Ofen den Kopf zu Brei schlagen. Sie konnte mir die Beine brechen, damit ich nicht weglaufen konnte. Sie konnte mich auch einfach an einen Stuhl fesseln und mich

beißen. Aber sie stand einfach nur da. Ihr perfektes, blasses Gesicht war schmerzerfüllt. »Ich kann es erklären«, bat sie leise.

Ich versuchte, das Zittern in den Griff zu kriegen, und sah sie an. »Was willst du von mir?«, flüsterte ich.

»Ich habe dich nicht angelogen«, erklärte sie, ohne auf meine Frage einzugehen. »Kist ist Piscarys auserwählter Nachkomme. Die meiste Zeit ist Kist einfach Kist, aber Piscary kann -« Sie zögerte. Ich starrte sie an, jederzeit bereit, die Flucht zu ergreifen. Aber wenn ich mich bewegte, würde sie sich auch bewegen. »Piscary ist älter als Dreck. Und er ist mächtig genug, Kist dazu zu benutzen, an Orte zu kommen, zu denen er selbst keinen Zugang mehr hat.«

»Er ist also ein Dienstbote«, stieß ich hervor, »ein elender Lakai für einen toten Vamp. Macht am Tag seine Einkäufe und besorgt Papa Piscary seine menschlichen Snacks für zwischendurch.«

Ivy zuckte zusammen, nahm aber eine etwas entspanntere Haltung ein; sie stand jedoch immer noch zwischen mir und meinen Amuletten. »Es ist eine große Ehre, wenn man von einem Vampir wie Piscary als Nachfolger erwählt wird. Und es ist nicht vollkommen einseitig. Aufgrund seiner Stellung hat Kist mehr Macht, als ein lebender Vamp haben sollte. Deswegen konnte er dich gefügig machen. Aber, Rachel«, fügte sie hastig hinzu, als ich ein hilfloses Gerausch von mir gab, »ich hätte dich ihm niemals überlassen.« *Und darüber soll ich mich jetzt freuen? Dass du mich nicht mit jemandem teilen willst?* Mein Puls hatte sich normalisiert und ich ließ

mich auf einen Stuhl sinken, da ich mir nicht sicher war, ob meine Beine mich noch lange tragen würden. Ich fragte mich, wie viel von meiner Schwäche ich der ausgestandenen Aufregung zu verdanken hatte und wie viel sich auf Ivys beruhigende Pheromone zurückführen ließ, mit denen sie die Luft vollpumpte. *Scheiße, scheiße, scheiße!* Das war alles zu viel für mich, besonders wenn Piscary involviert war.

Piscary galt als der älteste Vampir von Cincinnati. Er machte keinen Ärger und hatte seine wenigen Leute gut im Griff. Dabei nutzte er das System für seine Zwecke, kümmerte sich genauestens um den Papierkram und stellte sicher, dass jeder Fang, den seine Leute machten, auch legal war. Aber er war weitaus mehr als der einfache Restaurantbesitzer, der er zu sein vorgab. Die I. S. praktizierte bezüglich des Meistervampirs eine Politik des Stillschweigens. Er war einer der bereits erwähnten Puppenspieler hinter den Kulissen. Und solange er seine Steuern bezahlte und seine Alkohollizenz erneuerte, gab es nichts, was man gegen ihn tun konnte - oder jemanden, der es wollte. Aber wenn ein Vampir so harmlos wirkte, bedeutete das nur, dass er schlauer war als die meisten.

Ivy stand noch immer vor mir und hatte die Arme verschränkt, als müsste sie sich selbst beruhigen. O Gott. Was machte ich hier eigentlich?

»Was bedeutet dir Piscary?«, fragte ich unsicher.

»Nichts.« Ich machte ein verächtliches Geräusch. »Wirklich. Er ist ein Freund der Familie.«

»Onkel Piscary, was?«

»Tatsächlich bist du näher dran, als du denkst. Piscary hat im 18. Jahrhundert die Vampirblutlinie meiner Mutter gegründet.«

»Und hat euch seitdem schön langsam ausgesaugt.«

»So ist das nicht.« Sie klang verletzt. »Piscary hat mich nie angerührt. Er war immer wie ein zweiter Vater für mich.«

»Vielleicht lässt er das Blut reifen wie einen guten Wein?«

In einer ungewöhnlichen Zurschaustellung von Sorge fuhr sich Ivy durchs Haar. »So ist es nicht, ehrlich.«

»Großartig.« Ich sank in mich zusammen und stützte die Ellbogen auf den Tisch. Nun musste ich mir auch noch um auserwählte Nachkommen Gedanken machen, die durch die Kraft ihres Meisters in meine Kirche eindringen konnten. Warum hatte sie mir das nicht früher gesagt? Ich hatte keine Lust, dieses verdammte Spiel mitzuspielen, wenn sich die Regeln ständig änderten.

»Was willst du von mir?«, fragte ich erneut, obwohl ich mich vor der Antwort fürchtete; vielleicht musste ich doch noch gehen, wenn ich sie gehört hatte.

»Nichts.«

»Lügnerin.« Als ich vom Tisch aufsah, war sie verschwunden.

Vollkommen erschöpft starrte ich auf die leere Arbeitsplatte und die kahlen Wände. Ich hasste es, wenn sie das tat. Mr. Fish auf dem Fensterbrett wand sich in seinem Glas. Kr mochte es auch nicht.

Widerwillig legte ich die Amulette zurück. Meine Gedanken kreisten um den Angriff der Fairies vor meiner

Haustür, die Splat Balls der Tiermenschen, die auf meiner Veranda aufgestapelt waren, und vor allem um Kists Drohung, dass die Vamps nur darauf warteten, dass ich Ivys Schutz verlleß. Ich saß in der Falle - und Ivy wusste das.

13

Ich klopfte gegen das Beifahrerfenster von Francis' Wagen, um Jenks auf mich aufmerksam zu machen. »Wie spät ist es?«, flüsterte ich leise, da auf diesem Parkdeck sogar ein Wispern laut hallte. Die Kameras nahmen mich auf, aber die Bänder wurden nur gesichtet, wenn jemand einen Einbruch meldete.

Jenks flog von der Sonnenblende und betätigte den elektrischen Fensterheber. »Viertel nach elf«, sagte er, als sich die Scheibe senkte. »Meinst du, sie haben das Interview mit Kalamack verschoben?«

Ich schüttelte den Kopf und warf einen Blick über die Autodächer hinweg zu den Fahrstuhltüren. »Nein, aber wenn ich seinetwegen zu spät komme, werde ich sauer.« Ich zupfte am Saum meines Rocks. Zu meiner großen Erleichterung war Jenks' Freund gestern mit meinen Klamotten und dem Schmuck gekommen. Meine gesamte Kleidung befand sich nun sorgfältig gestapelt und aufgehängt in meinem Wandschrank. Es tat gut, sie da zu sehen. Der Tiermensch hatte die Sachen sogar gewaschen und alles ordentlich zusammengelegt. Ich überlegte bereits, wie viel er wohl

dafür verlangen würde, jede Woche meine Wäsche zu machen.

Etwas zum Anziehen zu finden, das sowohl konservativ als auch provozierend war, hatte sich als schwieriger erwiesen als gedacht. Ich hatte mich schließlich für einen kurzen roten Rock, eine farblose Strumpfhose und eine weiße Bluse entschieden, deren Knöpfe ich je nach Bedarf öffnen und schließen konnte. Die Creolen waren zu klein, um Jenks als Sitz zu dienen, worüber sich der Pixie eine halbe Stunde lang lauthals beschwert hatte. Mit meinem hochgesteckten Haar und den schicken modischen Stöckelschuhen sah ich aus wie eine kesse Studentin. Der Tarnzauber unterstützte diesen Eindruck: Ich war wieder eine großnasige Brünette, nur dass ich diesmal stark nach Lavendel roch. Francis würde wissen, wer ich war, aber das lag auch in meiner Absicht.

Nervös kratzte ich mir den Dreck unter den Nägeln weg und machte mir im Geist eine Notiz, sie neu zu lackieren. Der alte Lack war verschwunden, als ich mich in den Nerz verwandelt hatte. »Sehe ich so gut aus?«, fragte ich Jenks und zupfte an meinem Kragen herum.

»Yeah, ausgezeichnet.«

»Du hast noch nicht mal hingeschaut«, beschwerte ich mich. Die Klingel des Fahrstuhls läutete. »Vielleicht ist er das. Ist der Zaubertrank bereit?«

»Ich brauche den Verschluss nur noch anzustupsen, schon ist er voll davon.« Jenks ließ das Fenster hochfahren und flitzte in sein Versteck. Ich hatte eine Phiole Gute-Nacht-Trank zwischen der Decke des Innenraums und der

Sonnenblende eingeklemmt. Francis sollte allerdings denken, dass es sich um etwas wesentlich Schlimmeres handelte. Es sollte ihm als Anreiz dienen, mir seinen Platz bei der Unterredung mit Kalamack zu überlassen. Einen ausgewachsenen Mann zu entführen, Schlappschwanz oder nicht, war eine schwierige Angelegenheit. Es war kaum möglich, ihn k. o. zu schlagen und dann in den Kofferraum zu verfrachten. Und ihn einfach irgendwo bewusstlos liegen zu lassen wo er entdeckt werden könnte, war viel zu riskant.

Jenks und ich waren deshalb bereits seit einer Stunde auf dem Parkdeck und hatten ein paar kleine, aber effektive Änderungen an Francis' Sportwagen vorgenommen. Der Pixie hatte in kürzester Zeit die Alarmanlage überbrückt und die Schlösser an der Fahrertür und an den Fenstern geknackt. Und während ich nun vor dem Wagen auf Francis wartete, lag meine Tasche bereits unter dem Beifahrersitz. Francis hatte sich ein wirkliches Prachtauto gegönnt: ein rotes Kabrio mit Ledersitzen. Der Wagen verfügte über eine individuell regulierbare Klimaanlage und abtönbare Scheiben - das wusste ich, weil ich sie ausprobiert hatte. Es gab sogar ein eingebautes Mobiltelefon, dessen Batterien sich nun in meiner Tasche befanden. Auf dem Nummernschild stand »Pleite«. Das abartige Teil hatte so viel Elektronik an Bord, dass ihm nur noch die Startfreigabe fehlte, um sich in die Lüfte zu erheben. Und es roch immer noch nach Neuwagen. *Bestechung,* dachte ich in einem Anflug von Neid, *oder Schweigegeld?*

Das Licht über dem Fahrstuhl erlosch, und in der

Hoffnung, dass es Francis war, duckte ich mich hinter einen Pfeiler. Ich wollte auf keinen Fall zu spät kommen. Wie üblich beschleunigte sich mein Puls und ein Lächeln huschte über mein Gesicht, als ich Francis' schnelle Schritte erkannte. Ich hörte, wie er mit den Schlüsseln klimperte und ein erstauntes »Häh« von sich gab, als das Auto beim Abschalten der Alarmanlage nicht mit dem gewohnten Signalton reagierte. Meine Fingerspitzen prickelten vor Erwartung; das würde ein Spaß werden.

Die Fahrertür öffnete sich mit einem Quietschen und ich sprang hinter dem Pfeiler hervor zur Beifahrertür. Gleichzeitig mit Francis rutschte ich in den Sitz und schlug die Tür zu.

»Was zur Hölle«, rief Francis, der erst jetzt bemerkte, dass er Gesellschaft bekommen hatte. Er blinzelte verwirrt und strich sich mit einer schnellen Handbewegung das dünne Haar aus der Stirn.

»Rachel«, bemerkte er schließlich, mit völlig unangebrachter Selbstsicherheit, »du bist so was von tot.«

Er versuchte die Tür zu erreichen, doch ich hielt ihn davon ab, indem ich mir sein Handgelenk schnappte und zu Jenks hochdeutete. Der Pixie grinste und seine Flügel glühten vor Vorfreude, als er auf die Phiole klopfte. Francis erbleichte. »Erwischt«, flüsterte ich, ließ ihn los und verriegelte die Türen von innen. »Du bist festgenommen.«

»W-Was soll das hier werden?«, stotterte er.

Ich lächelte. »Ich übernehme deine Unterredung mit Kalamack. Du hast dich soeben freiwillig gemeldet, mein

Chauffeur zu sein.«

Er richtete sich auf und zeigte erstaunlicherweise ein wenig Rückgrat. »Du kannst dich mal *wandeln«,* stieß er hervor, wobei er Jenks und den Zaubertrank nicht aus den Augen ließ. »Als ob du mit schwarzer Magie rumspielen und irgendwas Tödliches brauen würdest. Ich werde dich jetzt endlich festnehmen.«

Jenks machte ein angeekeltes Geräusch und begann, die Phiole zu kippen. »Noch nicht, Jenks«, rief ich, warf mich über den Sitz und landete fast auf Francis' Schoß. Schnell schob ich meinen rechten Arm gegen seinen dünnen Hals und griff gleichzeitig nach der Kopfstütze, um ihn in dieser Position festzuhalten. Er umklammerte krampfhaft meinen Arm, konnte in dem engen Raum aber wenig ausrichten. Sein kratziges Polyester Jackett scheuerte gegen meinen Arm und sein Angstschweiß roch noch widerlicher als mein Lavendelparfum. »Idiot«, zischte ich in Francis' Ohr, »weißt du überhaupt, was da über deinen Eiern baumelt? Es könnte irreversibel sein... willst du das Risiko wirklich eingehen?«

Er schüttelte seinen knallroten Kopf. Trotz des Schaltknüppels, der sich in meine Hüfte bohrte, schob ich mich noch näher an ihn heran. »Du würdest nichts Tödliches wirken«, quiekte er trotzig.

»Komm schon, Rachel«, drängte Jenks von der Sonnenblende aus, »lass mich ihn verfluchen. Ich kann dir beibringen, wie man mit Gangschaltung fährt.«

Francis' Finger gruben sich tiefer in meinen Arm, doch ich nutzte den Schmerz lediglich dazu, ihn noch fester in den

Sitz zu drücken.

»Wanze!«, schrie Francis. »Du bist ein...« Seine Worte erstickten, als ich den Druck auf seine Kehle weiter verstärkte.

»Wanze?«, kreischte Jenks aufgebracht zurück, »du stinkender Schweißsack. Ich produziere Fürze, die besser riechen als du. Hältst dich wohl für was Besseres? Du glaubst wohl, du scheißt Eistüten, was? Nenn du mich noch einmal eine Wanze... Rachel, lass mich ihn fertigmachen!«

»Nein«, sagte ich, auch wenn meine Abneigung gegen Francis gerade in Hass umschlug. »Ich bin mir sicher, dass Francis und ich zu einer Einigung kommen werden. Alles, was ich will, ist eine Fahrt zu Trents Anwesen und diese Unterredung mit ihm. Francis wird keinen Ärger bekommen. Er ist doch ein Opfer, nicht wahr?« Ich lächelte Jenks grimmig an, war mir aber nicht sicher, ob ich ihn nach so einer Beleidigung wirklich noch davon abhalten konnte, Francis eine Dosis zu verabreichen. »Und du wirst ihm hinterher keine verpassen, hörst du, Jenks? Man bringt den Esel nicht um, nachdem er das Feld gepflügt hat; vielleicht braucht man ihn noch im nächsten Frühjahr.« Ich lehnte mich zu Francis hinüber und hauchte in sein Ohr: »Oder, Schätzchen?«

Er nickte, so gut er konnte, und ich lockerte meinen Griff, bevor ich ihn schließlich ganz losließ. Sein Blick blieb auf Jenks fixiert.

»Wenn du meinen Partner angreifst, fällt die Phiole. Wenn du zu schnell fährst, fällt die Phiole. Wenn du irgendwie

versuchst, Aufmerksamkeit zu erregen -«

»Zerschlage ich das Ding auf deinem Kopf«, unterbrach mich Jenks, seine sonst so unbeschwerte Stimme scharf. »Wenn du mich noch einmal nervst, werde ich dir einen Spruch verpassen, klar?« Er lachte und klang dabei wie ein bösartiges Windspiel. »Kapiert, *Francine?«*

Francis schielte vor Angst. Er setzte sich in Position, wobei er zunächst den Kragen seines einfachen weißen Hemds richtete und die Ärmel seines Jacketts hochzog, bevor er nach dem Lenkrad griff. Ich dankte Gott dafür, dass Francis sein Hawaiihemd anlässlich des Gesprächs mit Trent Kalamack zu Hause gelassen hatte.

Mit verkniffenem Gesicht steckte er den Schlüssel ins Zündschloss und startete den Wagen. Musik plärrte aus den Lautsprechern und ich zuckte zusammen. Die verdrossene Art, in der Francis das Lenkrad herumriss und mit der Gangschaltung hantierte, machte deutlich, dass er noch nicht aufgegeben hatte, sondern lediglich mitspielte, bis er einen Ausweg fand. Mir war das egal. Ich musste ihn nur aus der Stadt rauskriegen. Sobald wir in Sicherheit waren, würde Francis ein kleines Schläfchen machen.

»Damit wirst du nicht durchkommen.« Seine Drohung klang wie ein Zitat aus einem schlechten Film, aber er hielt brav seinen Parkausweis vor die automatische Schranke. Wir fuhren in den Sonnenschein hinaus und reihten uns in den späten Morgenverkehr ein. Untermalt wurde das Ganze von Don Henleys *Boys Of Summer,* das aus den Boxen dröhnte. Wenn ich nicht so angespannt gewesen wäre, hätte ich es

sogar genossen.

»Willst du nicht noch ein wenig mehr Parfüm auflegen, Rachel?« Ein höhnisches Grinsen verzog sein schmales Gesicht. »Oder trägst du es, um den Gestank deiner Hauswanze zu überdecken?«

»Stopf ihm das Maul!«, schrie Jenks, »sonst mach ich es.«

Mir wurde das Ganze langsam zu blöd. »Wenn du willst, kannst du ihn anpixen, Jenks«, erwiderte ich, während ich die Musik leiser machte. »Pass nur auf, dass er nichts von dem Trank abbekommt.«

Jenks grinste und verpasste Francis eine Ladung Pixiestaub, die sich über ihn verteilte, ohne dass er sie sehen konnte. Ich hingegen sah den Staub deutlich, da er von der einfallenden Sonne reflektiert wurde. Prompt kratzte sich Francis hinter dem Ohr.

»Wie lange, bis es richtig wirkt?«, fragte ich Jenks.

»Ungefähr zwanzig Minuten.«

Jenks hatte gut geschätzt. Als wir die Hochhäuser hinter uns gelassen, die Vororte passiert und ländliche Gefilde erreicht hatten, hatte auch Francis eins und eins zusammengezählt. Er konnte nicht mehr still sitzen. Seine Bemerkungen wurden immer ätzender und sein Kratzen immer intensiver, bis ich das Klebeband aus der Tasche holte und drohte, ihm damit den Mund zuzukleben. Seine Haut war inzwischen mit roten Blasen bedeckt, die eine klare Flüssigkeit absonderten. Es sah aus wie ein schwerer Fall von Giftsumach. Als wir in die tiefste Provinz kamen, kratzte er sich so stark, dass er kaum noch den Wagen auf der Straße

halten konnte. Ich hatte ihm aufmerksam zugesehen: Es schien gar nicht so schwer zu sein, mit einer Gangschaltung klarzukommen.

»Du Wanze«, fauchte Francis schließlich. »Das hast du doch am Samstag schon mal mit mir gemacht, oder?«

»Jetzt werde ich ihn verfluchen«, sagte Jenks; seine schrille Stimme bereitete mir Kopfschmerzen.

Genervt wandte ich mich an Francis: »Okay, Schätzchen, fahr rechts ran.«

Er blinzelte. »Was?«

Idiot, dachte ich. »Was glaubst du, wie lange ich Jenks davon abhalten kann, dir eine zu verpassen, wenn du ihn die ganze Zeit beleidigst? Also, fahr rüber.« Francis' Blick glitt nervös zwischen der Straße und mir hin und her. Wir waren während der letzen fünf Meilen keinem anderen Wagen mehr begegnet. »Ich sagte, *fahr rechts ran,* brüllte ich und er schlitterte in einer Kieswolke auf den unbefestigten Randstreifen. Kurzerhand stellte ich den Motor ab und riss den Schlüssel aus der Zündung. Wir kamen so abrupt zum Stehen, dass mein Kopf gegen die Windschutzscheibe schlug. »Raus.« Ich entriegelte die Türen.

»Was, hier?« Francis war ein echtes Stadtkind. Er dachte wohl, ich würde ihn zu Fuß nach Hause schicken. Die Idee war verführerisch, aber ich konnte nicht riskieren, dass ihn jemand mitnahm oder dass er ein Telefon fand. Erstaunlich bereitwillig stieg er aus. Mir wurde klar, warum, als er sich wieder zu kratzen begann.

Ich öffnete den Kofferraum und Francis' Gesicht erstarrte.

»Auf keinen Fall«, sagte er und hob abwehrend seine dünnen Ärmchen. »Ich steig da nicht rein.«

Ich befühlte seelenruhig die neue Beule auf meiner Stirn. »Du steigst da jetzt rein oder ich werde dir zeigen, wie ich >Nerz< buchstabiere, und danach ein Paar Ohrenschützer aus dir machen.« Man konnte förmlich sehen, wie er darüber nachdachte und sich seine Fluchtchancen ausrechnete. Ich wünschte mir fast, er würde es versuchen. Es wäre so ein gutes Gefühl, ihn noch einmal zu schlagen. Immerhin waren seit dem letzten Mal fast zwei Tage vergangen. Irgendwie würde ich ihn schon in den Kofferraum kriegen.

»Lauf doch«, sagte Jenks, während er mit der Phiole über seinem Kopf kreiste. »Na los! Trau dich, Stinksack.«

Francis erkannte, dass er verloren hatte, und sackte in sich zusammen. »Das würde dir gefallen, oder, du Wanze?«, fragte er mit einem schmierigen Grinsen, quetschte sich aber dann in den engen Kofferraum. Er wehrte sich nicht einmal, als ich seine Hände mit dem Klebeband vor seinem Körper fesselte. Wir wussten beide, dass er sich mit genügend Zeit von den Fesseln befreien konnte. Doch sein überheblicher Gesichtsausdruck schwand, als Jenks mit der Phiole auf meiner ausgestreckten Hand landete.

»Du hast gesagt, du machst es nicht!«, stammelte er. »Du hast gesagt, es verwandelt mich in einen Nerz!«

»Ich habe gelogen. Beide Male.«

Francis warf mir einen mörderischen Blick zu. »Das vergesse ich dir nie«, zischte er. Irgendwie wirkten seine Segelschuhe und die Schlaghose jetzt noch lächerlicher als

sonst. ».letzt werde ich dich persönlich zur Strecke bringen.«

»Na, das will ich doch hoffen.« Lächelnd schüttete ich ihm den Inhalt der Phiole über den Kopf. »Schlaf gut.«

Er öffnete seinen Mund, um noch etwas zu sagen, aber sobald ihn die duftende Flüssigkeit berührte, erschlafften seine Gesichtszüge. Fasziniert beobachtete ich, wie er einschlief, umgeben von dem Duft nach Lorbeer und Flieder. Schließlich schlug ich den Kofferraum zu und hakte die Sache damit ab.

Dann setzte ich mich unbehaglich hinter das Lenkrad und stellte mir den Sitz und die Spiegel richtig ein. Ich hatte bis jetzt noch nie einen Wagen mit Gangschaltung gefahren, aber wenn Francis das konnte, dann konnte ich das verdammt noch mal auch.

»Leg zuerst den Gang ein«, sagte Jenks, der sich auf den Innenspiegel gesetzt hatte und mir durch Gesten zu vermitteln versuchte, was zu tun war. »Dann gib mehr Gas, als du glaubst, dass du brauchst, und lass die Kupplung kommen.«

Behutsam legte ich den Schaltknüppel um und ließ den Wagen an.

»Na?«, frotzelte Jenks, »wir warten...«

Ich drückte auf das Gaspedal und ließ die Kupplung kommen. Der Wagen machte einen Satz nach hinten und knallte gegen einen Baum. Erschrocken hob ich die Füße von den Pedalen und der Motor erstarb. Mit weit aufgerissenen Augen starrte ich Jenks an, der sich kaputtlachte. »Das war der Rückwärtsgang, Hexe«, kicherte er und flitzte aus dem

Fenster.

Im Rückspiegel konnte ich beobachten, wie er um das Heck des Autos flog und den Schaden begutachtete. »Wie schlimm ist es?«, fragte ich ihn, als er zurückkam.

»Es ist okay«, verkündete er zu meiner Erleichterung. »In ein paar Monaten wird keiner mehr sehen, wo er getroffen wurde. Aber der Wagen ist Schrott. Du hast eine Rückleuchte zertrümmert.«

»Oh«, meinte ich nur, als ich realisierte, dass er zunächst den Baum und nicht das Auto gemeint hatte. Mit zitternden Händen legte ich diesmal den richtigen Gang ein, kontrollierte anschließend noch einmal die Stellung des Schaltknüppels und ließ den Wagen erneut an. Dann holte ich noch einmal tief Luft und wir machten uns schlingernd auf den Weg.

14

Es stellte sich heraus, dass Jenks ein ganz passabler Lehrer war. Er rief mir voller Enthusiasmus Ratschläge durch das Fenster zu, während ich das Anfahren übte, bis ich schließlich den Dreh raushatte. Mein frisch erworbenes Selbstvertrauen löste sich allerdings in Luft auf, als ich in Kalamacks Einfahrt abbog und am Pförtnerhaus die Geschwindigkeit verringerte. Es war ein flaches, Furcht einflößendes Gebäude, in etwa so groß wie ein kleines Gefängnis. Geschmackvolle Pflanzenarrangements und niedrige Mäuerchen verbargen

ein Sicherheitssystem, das es unmöglich machte, sich unbemerkt auf dem Gelände zu bewegen.

»Und wie wolltest du daran vorbeikommen?«, fragte Jenks, als er in sein Versteck hinter der Sonnenblende flitzte.

»Kein Problem«, erwiderte ich, obwohl sich meine Gedanken überschlugen. Immer wieder tauchte der betäubte Francis im Kofferraum vor mir auf. Ich brachte den Wagen vor der weißen Schranke zum Stehen und schenkte der Wache ein strahlendes Lächeln. Das Amulett, das der Pförtner bei sich trug, leuchtete stetig in einem angenehmen Grün. El war ein Zauberspruch-Kontrollinstrument, wenn auch ein wesentlich billigeres als die Holzrahmenbrillen, mit denen man Amulette eindeutig identifizieren konnte. Ich hatte sorgfältig darauf geachtet, die Magieintensität meines Tarnzaubers unter dem Level eines üblichen Kosmetikzaubers zu halten. Solange sein Amulett grün blieb, würde er davon ausgehen, dass ich einen normalen Make-up-Zauber benutzte, keine Tarnung.

»Ich bin Francine«, sagte ich spontan und legte ein mädchenhaftes Quietschen in meine Stimme. Dabei lächelte ich so hirnlos, als ob ich mir die ganze Nacht lang Brimstone reingepfiffen hätte. »Ich habe einen Termin mit Mr. Kalamack!?« Der Dummchenrolle entsprechend, spielte ich mit einer losen Haarsträhne. Ich war zwar heute eine Brünette, aber das würde wohl trotzdem ziehen. »Bin ich zu spät?«, fragte ich und versuchte, meinen Finger aus dem Knoten zu befreien, in den sich die Strähne verwandelt hatte. »Ich dachte nicht, dass ich so lange brauchen würde. Er wohnt ja

wirklich weit draußen.«

Der Pförtner blieb ungerührt. Entweder hatte ich meine Ausstrahlung verloren oder ich hätte doch noch einen weiteren Knopf an meiner Bluse aufmachen sollen. Oder vielleicht stand er auf Männer? Er warf einen Blick auf sein Klemmbrett, dann auf mich.

»Ich bin von der LS.«, verkündete ich halb schmollend, halb genervt, »wollen Sie meinen Ausweis sehen?« Ich wühlte in meiner Tasche nach der nicht existierenden Dienstmarke.

»Ihr Name steht nicht auf der Liste, Madam«, erwiderte er gleichgültig.

Mit einem entrüsteten Seufzer sank ich zurück in den Sitz. »Hat der Typ aus dem Sekretariat mich wieder als Francis angemeldet? Dieser Mistkerl!« Ich schlug mit der Hand auf das Lenkrad. »Er macht das ständig, seit ich ihm einmal ein Date verweigert habe. Ich meine, wirklich, er hatte noch nicht mal einen Wagen! Er wollte mit mir mit dem Bus ins Kino fahren. Also echt«, quengelte ich, »sehe ich so aus, als würde ich Bus fahren?«

»Einen Moment bitte, Madam.« Er nahm den Telefonhörer ab und sprach hinein. Ich schickte ein kurzes Stoßgebet zum Himmel und versuchte, mein dämliches Grinsen aufrechtzuerhalten, während ich wartete. Der Pförtner nickte einmal, offenbar unbewusst, wirkte aber immer noch so unbeweglich wie ein Felsbrocken, als er sich mir wieder zuwandte.

»Die Einfahrt hoch«, wies er mich an, »bis zum dritten

Gebäude auf der rechten Seite. Sie können auf dem Besucherparkplatz direkt vor der Eingangstreppe parken.«

»Vielen Dank«, flötete ich fröhlich und fuhr ruckartig an, sobald sich die weiße Schranke hob. Im Rückspiegel beobachtete ich den Pförtner, wie er in sein Häuschen zurückging. »Das war kinderleicht«, murmelte ich.

»Rauszukommen wird schwieriger sein«, erwiderte Jenks trocken.

Die Einfahrt zog sich ungefähr drei Meilen durch einen verwunschenen Wald. Ich wurde zunehmend bedrückt, während ich zwischen den stummen Wächtern hindurchfuhr. Trotz des überwältigenden Eindrucks von hohem Alter bekam ich das Gefühl, dass hier alles sorgfältig geplant worden war, bis hin zu den Überraschungen wie einem Wasserfall, der plötzlich hinter einer Kurve auftauchte. Irgendwie enttäuscht fuhr ich weiter, bis der künstliche Wald von ausgedehntem Weideland abgelöst wurde. Eine zweite, wesentlich stärker befahrene Straße mündete in meinen Weg. Offenbar war ich durch eine Art Hintereingang gekommen. Ich folgte dem Verkehr und nahm schließlich eine Abzweigung, die mit »Besucherparkplatz« gekennzeichnet war. Als ich um eine Kurve bog, tauchte endlich das Kalamack-Anwesen vor mir auf.

Das Gebäude war eine Festung, erbaut in einem architektonischen Mix aus modernem Bürogebäude und traditioneller Eleganz, mit Glastüren und Putten auf den Regenrinnen. Der graue Stein wurde durch die alten Bäume und prachtvollen Blumenrabatten optisch aufgehellt. An das

dreistöckige Haupthaus schlossen sich einige niedrigere Gebäude an. Ich stellte den Wagen auf einem der Parkplätze ab, wobei mir nicht entging, dass die schnittige Karosse neben mir Francis' Schlitten wie ein Spielzeug aus einer Cornflakespackung aussehen ließ.

Ich warf Francis' Schlüsselbund in meine Tasche und beobachtete den Gärtner, der die Büsche rund um den Parkplatz beschnitt. »Willst du immer noch, dass wir uns aufteilen?« Mit einem tiefen Atemzug schaute ich in den Rückspiegel und löste vorsichtig den Knoten, den ich in mein Haar gemacht hatte. »Ich habe kein gutes Gefühl dabei, nach der Geschichte am Pförtnerhaus.«

Jenks flitzte auf den Schaltknüppel und nahm seine übliche Peter-Pan-Pose ein. »Deine Besprechung dauert die regulären vierzig Minuten? Ich brauche nur zwanzig. Falls ich nicht da bin, wenn du fertig bist, warte ungefähr eine Meile hinter dem Pförtnerhaus auf mich. Ich werde dich schon einholen.«

»Alles klar.« Ich beobachtete noch immer den Gärtner: Er trug Schuhe anstelle von Stiefeln. Und sie waren sauber. Welcher Gärtner hatte schon saubere Schuhe? »Sei einfach vorsichtig«, bat ich und nickte dem kleinen Mann höflich zu. »Irgendwas hier riecht komisch.«

Jenks kicherte. »Wenn ich es nicht mehr schaffe, einen Gärtner auszutricksen, werde ich besser Bäcker!«

»Gut, dann wünsch mir Glück.« Ich öffnete ihm das Fenster einen Spalt weit und stieg aus. Selbstbewusst stöckelte ich um Francis' Wagen herum, um mir den Schaden noch einmal

anzuschauen. Wie Jenks gesagt hatte, war eins der Rücklichter zerbrochen und eine üble Beule verunstaltete das Heck. Schuldbewusst wandte ich mich ab, holte noch einmal tief Luft und ging dann zielstrebig auf die Doppeltüren zu.

Als ich mich näherte, kam ein Mann aus einer Nische hervor. Erschrocken blieb ich stehen. Er war so groß, dass man ihn mit einem Blick nicht ganz erfassen konnte, und so dünn, dass er mich an einen europäischen Flüchtling aus der *Nach-Wandel-Zeit* erinnerte. Steif, korrekt und arrogant. Der Mann hatte sogar eine Hakennase, und ein ständiges Stirnrunzeln schien in seinem faltigen Gesicht festzementiert zu sein. Sein pechschwarzes Haar war nur an den Schläfen von Grau durchzogen. Die unauffälligen grauen Hosen und das weiße Hemd saßen tadellos. Unwillkürlich richtete ich den Kragen meiner Bluse. »Ms. Francine Percy?« Sein Lächeln war hohl und seine Stimme hatte einen leicht sarkastischen Ton.

»Ja, guten Tag«, antwortete ich und gab dem Mann absichtlich einen schlaffen Händedruck. Seine Abneigung war ihm deutlich anzusehen. »Ich habe für heute Mittag eine Verabredung mit Mr. Kalamack.«

»Ich bin Jonathan, Mr. Kalamacks Publicityberater.« Abgesehen von seiner überkorrekten Aussprache hatte der Mann keinen Akzent. »Wenn Sie mir bitte folgen wollen? Mr. Kalamack wird Sie in seinem privaten Büro empfangen.«

Er musste blinzeln, seine Augen tränten plötzlich; wahrscheinlich von meinem Parfüm. Vielleicht hatte ich es damit etwas übertrieben, aber ich wollte nun mal auf keinen

Fall Ivys Instinkte wecken.

Jonathan öffnete die Tür und ließ mir den Vortritt. Überrascht stellte ich fest, dass das Gebäude innen wesentlich heller wirkte als außen. Ich hatte eine Privatresidenz erwartet, aber das hier war etwas völlig anderes: Der Eingangsbereich sah aus wie das Hauptquartier eines beliebigen Großkonzerns, im üblichen Glas- und Marmordesign. Weiße Säulen stützten die weit entfernte Decke, und vor den beiden Treppenaufgängen, die in den zweiten und dritten Stock führten, prunkte ein eindrucksvoller Mahagonitisch, der im einfallenden Licht schimmerte. Entweder gab es hier raffinierte Oberlichter, oder Trent gab ein Vermögen für Tageslichtglühbirnen aus. Ein weicher, grün gesprenkelter Teppich verschluckte jedes Echo. Gedämpfte Unterhaltungen und ein steter Menschenstrom zeigten, dass hier intensiv gearbeitet wurde.

»Hier entlang, Ms. Percy«, sagte mein Begleiter ruhig. Ich löste meinen Blick von den mannshohen eingetopften Zitrusbäumen und folgte Jonathan an dem Empfangstisch vorbei und durch einige Korridore. Je weiter wir kamen, desto niedriger wurden die Decken und desto gedämpfter war das Licht. Auch die Farben und Stoffe waren hier wärmer und wohnlicher. Kaum wahrnehmbar erfüllte der beruhigende Klang von plätscherndem Wasser die Räumlichkeiten. Seitdem wir den Eingangsbereich verlassen hatten, war uns niemand mehr begegnet, und ich fühlte ein leichtes Unbehagen.

Wir hatten den öffentlichen Bereich verlassen und

befanden uns nun in den Privaträumen. Was das wohl zu bedeuten hatte? Ich wurde endgültig nervös, als Jonathan stehen blieb und einen Finger an sein Ohr legte.

»Entschuldigen Sie mich«, murmelte er und trat ein paar Schritte zur Seite. Als er die Hand ans Ohr hob, bemerkte ich ein Mikrofon an seiner Armbanduhr. Beunruhigt versuchte ich zu verstehen, was er in das Mikro murmelte, und er drehte sich um, damit ich nicht von seinen Lippen lesen konnte.

»Ja, Sa'han«, flüsterte er respektvoll.

Ich hielt den Atem an, um kein Wort zu verpassen.

»Bei mir«, sagte er. »Man hat mir gesagt, Sie seien interessiert, und so habe ich mir erlaubt, sie zur hinteren Veranda zu bringen.« Jonathan bewegte sich unruhig von einem Fuß auf den anderen, dann warf er mir von der Seite einen ungläubigen Blick zu. »Sie?«

Ich war mir nicht sicher, ob ich das als Kompliment oder Beleidigung verstehen sollte, also tat ich beschäftigt, indem ich meine Seidenstrümpfe zurechtzog und eine weitere Strähne aus meinem Haarknoten löste. Dabei fragte ich mich, ob sie eventuell den Kofferraum untersucht hatten. Mein Puls beschleunigte sich, als mir klar wurde, wie schnell das alles über mir zusammenbrechen konnte.

Seine Augen weiteten sich. »Sa'han«, sagt er alarmiert, »bitte verzeihen Sie. Der Pförtner sagte -« Er brach ab und ich konnte beobachten, wie er sich versteifte, wohl aufgrund einer Zurechtweisung. »Ja, Sa'han«, sagte er und neigte den Kopf in einer unbewussten Geste der Unterwürfigkeit. »Das

vordere Büro.«

Als er sich zu mir umdrehte, schien sich der große Mann wieder zu sammeln. Ich warf ihm ein strahlendes Lächeln zu, doch er starrte mich mit seinen blauen Augen so ausdruckslos an, als sei ich ein ungezogener Welpe auf einem neuen Teppich. »Wenn Sie bitte in diese Richtung zurückgehen möchten?«, bat er tonlos.

Während ich Jonathans unauffälligen Anweisungen folgte und so zum Eingangsbereich zurückkehrte, fühlte ich mich mehr als Gefangene denn als Gast. Er blieb die ganze Zeit direkt hinter mir. Das Ganze gefiel mir überhaupt nicht. Dass ich mich neben ihm winzig fühlte und meine Schritte das einzige Geräusch in den Gängen waren, verbesserte die Situation auch nicht gerade. Langsam wichen die weichen Farben und Wandverkleidungen wieder den Bürowänden und der allgemeinen Geschäftigkeit.

Noch immer drei Schritte hinter mir dirigierte mich Jonathan in einen kleinen Korridor, der direkt von der Lobby abzweigte und in dem sich zahlreiche Büros mit Milchglastüren befanden. Die meisten waren offen, sodass man die arbeitenden Angestellten sehen konnte. Jonathan führte mich jedoch zu einem Büro am Ende des Flurs. Es schien fast so, als zögere er, bevor er die schwere Holztür öffnete. »Warten Sie bitte hier«, sagte er mit dem Hauch einer Drohung in seiner sonst so geschäftsmäßigen Stimme. »Mr. Kalamack wird gleich zu Ihnen kommen. Falls Sie etwas benötigen, finden Sie mich am Schreibtisch der Sekretärin.«

Er zeigte auf einen auffällig leeren Tisch, der in einer

zurückgesetzten Nische stand. Ich dachte an Ms. Yolin Bates und wie sie vor drei Tagen kalt und starr bei der I. S. eingeliefert worden war. Mein Lächeln wurde immer angestrengter. »Vielen Dank, Jon«, flötete ich. »Sie waren ganz reizend.«

»Mein Name ist Jonathan.« Energisch schloss er die Tür hinter mir, ich hörte jedoch kein Schloss einrasten.

Ich drehte mich um und ließ den Blick durch das Büro schweifen. Es wirkte alles ganz normal - eben das Büro eines stinkreichen Oberbosses. In der Wand neben seinem Schreibtisch war ein Pult mit elektronischem Equipment eingebaut, an dem sich so viele Schalter und Knöpfe befanden, dass ein Tonstudio daneben ärmlich wirkte. An der gegenüberliegenden Wand befand sich ein großes Fenster, durch das die Sonne auf den weichen Teppich schien. Ich wusste, dass weder das Fenster noch das Sonnenlicht echt sein konnten, dafür befand ich mich zu tief im Gebäude. Es schrie geradezu nach einer genaueren Untersuchung.

Ich stellte meine Tasche auf einen Stuhl vor dem Schreibtisch und näherte mich dem »Fenster«. Die Hände in die Hüften gestützt, betrachtete ich eine Aufnahme von Fohlen, die sich um Fallobst stritten. Kritisch hob ich die Augenbrauen; die Illusion war nicht stimmig. Es war Mittag, und die Sonne stand noch nicht tief genug, um so lange Schatten zu werfen.

Diesen Fehler entdeckt zu haben verschaffte mir ein Gefühl von Befriedigung, und ich richtete meine Aufmerksamkeit auf das freistehende Aquarium, das sich an

der Rückwand hinter dem Schreibtisch befand. Seesterne, Neon Demoiselles, Zitronenflossen-Doktorfische und sogar Seepferdchen lebten in friedlicher Koexistenz und schienen nicht zu ahnen, dass sich der Ozean fünfhundert Meilen weiter östlich befand. Automatisch musste ich an Mr. Fish denken, der wahrscheinlich zufrieden in seiner Glaskugel herumschwamm. Ich runzelte die Stirn; nicht aus Neid, sondern weil ich mich über die Launenhaftigkeit des Glücks ärgerte.

Auf Trents Schreibtisch stand das übliche Zeug herum, bis hin zu einem kleinen Springbrunnen, in dem das Wasser über einen schwarzen Stein plätscherte. Sein Bildschirmschoner bestand aus einer beweglichen Zahlenreihe: zwanzig, fünf, eins. Eine ziemlich rätselhafte Botschaft. In einer Ecke des Raums hing eine unübersehbare Kamera unter der Decke, deren rotes Lämpchen auf mich gerichtet war. Ich wurde also beobachtet.

Meine Gedanken kehrten zu Jonathans Gespräch mit dem mysteriösen Sa'han zurück. Offensichtlich war meine Tarnung als Francine aufgeflogen. Aber wenn sie mich hätten festnehmen wollen, wäre das schon geschehen. Anscheinend hatte ich etwas, das Mr. Kalamack wollte. *Mein Schweigen?* Das sollte ich wohl besser herausfinden.

Grinsend winkte ich in die Kamera und ließ mich hinter Trents Schreibtisch nieder. Ich stellte mir den Aufruhr vor, den ich verursachte, während ich damit begann, herumzustöbern. Der Terminkalender kam zuerst dran, da er schon so einladend auf dem Tisch lag. Der Eintrag zu dem Gespräch

mit Francis war durchgestrichen und ein Fragezeichen daneben geschrieben worden. Ich zuckte kurz zusammen und blätterte zurück bis zu dem Tag, an dem Trents Sekretärin mit dem Brimstone gefasst worden war. Dort stand nichts Außergewöhnliches. Die Anmerkung »Huntingtons nach Urlich« fiel mir ins Auge. Schmuggelte er Menschen aus dem Land? Das wäre ja nicht gerade spektakulär.

In der obersten Schublade fand ich nichts Ungewöhnliches: Bleistifte, Kugelschreiber, Notizblöcke und ein grauer Prüfstein. Ich fragte mich, was ihn wohl ausreichend beunruhigte, um so etwas griffbereit zu haben. Die seitlichen Schubladen enthielten farbig gekennzeichnete Akten über seine geschäftlichen Interessen außerhalb des Anwesens. Während ich darauf wartete, dass mich jemand aufhielt, blätterte ich darin herum und erfuhr, dass seine Pecannuss-Plantage durch späten Frost beeinträchtigt worden war, die Erdbeerzucht an der Küste diesen Verlust aber ausglich. Überrascht, dass immer noch niemand hereingekommen war, knallte ich die Schublade zu. Vielleicht wollten sie herausfinden, wonach ich suchte. Das hätte ich allerdings auch gern gewusst.

Trent hatte offenbar ein Faible für Ahornzucker und Vor-*Wandel-Whiskey,* wie ich aus dem Vorrat schloss, den ich in der untersten Schublade fand. Ich war kurz davor, die fast vierzig Jahre alte Flasche anzubrechen und das Zeug zu probieren, ließ es aber bleiben, da das meine Beobachter wohl schneller hervorlocken würde als alles andere.

In der nächsten Schublade fand ich sorgsam geordnete CDs. *Bingo!,* dachte ich, während ich die Lade weiter aufzog.

»Alzheimer«, flüsterte ich, und ging das handgeschriebene Register durch: »Mukoviszidose, Krebs, Krebs...«

Insgesamt trugen acht CDs die Aufschrift »Krebs«. Depressionen, Diabetes... ich suchte weiter, bis ich Huntington gefunden hatte. Mit einem Blick auf den Kalender schloss ich die Schublade. *Ahhhh*...

Ich lehnte mich in Trents komfortablem Chefsessel zurück und zog den Terminkalender auf meinen Schoß. Beginnend mit Januar blätterte ich ihn langsam durch. Ungefähr jeden fünften Tag ging eine Lieferung raus. Mein Atem beschleunigte sich, als ich ein Muster erkannte. Huntington wurde jeden Monat am gleichen Tag verschickt. Ich blätterte hin und her. Alle Lieferungen wurden monatlich zu festen Terminen verschickt, im Abstand von nur wenigen Tagen. Aufgeregt betrachtete ich die Schublade mit den CDs. Ich war mir sicher, dass ich irgendwas auf der Spur war. Schließlich schob ich eine der CDs in den Computer und spielte ungeduldig mit der Maus herum. Verdammt, passwortgeschützt.

Plötzlich hörte ich das leise Geräusch eines Riegels. Schnell sprang ich auf und drückte die Auswurftaste des CD-Laufwerks.

»Guten Tag, Ms. Morgan.«

Es war Trent Kalamack. Ich versuchte, nicht rot zu werden, während ich mir die kleine Disc in die Hosentasche steckte. »Pardon?«, erwiderte ich und stürzte mich wieder in die Rolle

des Dummchens. Sie wussten, wer ich war. (iroße Überraschung.

Trent schloss den untersten Knopf seines grauen Leinenjacketts und zog dann die Tür hinter sich zu. Ein entwaffnendes Lächeln zeigte sich in seinem glatt rasierten Gesicht und ließ ihn jünger erscheinen, als er war.

Sein Haar war so hellblond, wie man es sonst nur bei Kindern sah. Passend dazu war er angenehm gebräunt, so als ob er sich gerne mal eine Auszeit am Pool gönnte. Für den Reichtum, der ihm nachgesagt wurde, sah er viel zu umgänglich aus. Geld *und* gutes Aussehen - das war nicht fair!

»Oder bevorzugen Sie »Francine Percy<?«, fragte Trent und begutachtete mich über das Drahtgestell seiner Brille hinweg.

In einem verzweifelten Versuch, nonchalant zu wirken, schob ich mir eine Locke hinters Ohr. »Eigentlich - nicht.« Ich musste wohl noch irgendein As im Ärmel haben, sonst hätte er sich nicht persönlich mit mir abgegeben.

Scheinbar nachdenklich bewegte sich Trent um den Schreibtisch und zwang mich so, mich auf die andere Seite zurückzuziehen. Als er sich setzte, hielt er seine dunkelblaue Krawatte ordentlich in Position. Dann blickte er hoch und stellte mit charmanter Überraschung fest, dass ich noch immer stand.

»Bitte setzen Sie sich doch.« Sein kurzes Lächeln entblößte kleine, ebenmäßige Zähne. Er richtete eine Fernbedienung auf die Kamera. Als das rote Licht erlosch, legte er sie wieder

weg.

Ich stand noch immer, da ich seiner gelassenen Billigung der Situation nicht traute. Die Alarmglocken in meinem Kopf schrillten und mein Magen verkrampfte sich. Das *Fortune*-Magazin hatte ihn im letzten Jahr als einen der begehrenswertesten Junggesellen vorgestellt. Das Titelbild hatte Trent gezeigt, wie er lässig an einer Tür lehnte, auf der in goldenen Buchstaben der Name seiner Firma stand. Sein anziehendes Lächeln war voller Selbstvertrauen gewesen, gleichzeitig aber auch irgendwie geheimnisvoll.

Manche Frauen standen auf so ein Lächeln. Mich machte es eher vorsichtig. Und genau so ein Lächeln schenkte er mir nun, als er vor mir saß, das Kinn in die Hand gestützt.

Ich sah, wie sich das kurz geschnittene Haar an seinen Schläfen bewegte und dachte, dass diese sorgfältig gestylt en Haare unglaublich weich sein mussten, wenn selbst der leichte Luftzug des Ventilators sie anheben konnte.

Trent presste kurz seine Lippen zusammen, als er merkte, dass ich auf seine Haare konzentriert war. Dann lächelte er wieder. »Ich muss mich für den Irrtum an der Pforte und das Malheur mit Jon entschuldigen. Ich hatte Sie frühestens in einer Woche erwartet.«

Mir wurden die Knie weich, also setzte ich mich. *Er hatte mich erwartet?* »Ich weiß nicht, was Sie meinen«, sagte ich kühn, erleichtert, dass meine Stimme nicht schwankte.

Der Mann griff in aller Ruhe nach einem Bleistift, aber als Ich meine Füße bewegte, blickte er mir direkt in die Augen. Für einen Moment kam es mir fast so vor, als sei er noch

angespannter als ich. Peinlich genau radierte er das Fragezeichen hinter Francis' Namen aus und schrieb meinen hin. Als er den Bleistift zur Seite legte, fuhr er sich mit einer Hand über den Kopf, um sein Haar wieder in Form zu bringen.

»Ich bin ein vielbeschäftigter Mann, Ms. Morgan«, begann.. er; seine Stimme war wirklich angenehm. »Ich halte es für kosteneffektiver, Führungskräfte anderer Firmen abzuwerben, als neue Leute aufzubauen. Und wenn ich auch niemals behaupten würde, mit der I. S. konkurrieren zu können, so habe ich doch festgestellt, dass ihre Trainingsmethoden und die dort geförderten Fähigkeiten sich mit den Bedürfnissen meines Konzerns decken. Ehrlich gesagt wäre es mir lieber gewesen, wenn Sie, bevor ich Sie eingestellt hätte, Ihren Scharfsinn unter Beweis gestellt hätten, indem Sie die I. S.-Morddrohung überleben. Aber vielleicht ist es auch ausreichend, dass Sie es fast bis auf meine Terrasse geschafft haben.«

Ich schlug die Beine übereinander und hob ironisch eine Augenbraue. »Bieten Sie mir gerade einen Job an, Mr. Kalamack? Vielleicht als Ihre neue Sekretärin, um Ihre Briefe zu tippen und Ihnen Kaffee zu bringen?«

»Himmel, nein.« Er ignorierte meinen Sarkasmus. »Für einen Bürojob riechen Sie viel zu stark nach Magie, auch wenn Sie versuchen, das mit - hmmm - Parfüm zu überdecken.«

Ich lief rot an, wich seinem fragenden Blick aber nicht aus.

»Nein«, fuhr Trent sachlich fort, »Sie sind viel zu

interessant für den Job einer Sekretärin, selbst für den meiner Sekretärin. Sie haben nicht nur bei der I. S. aufgehört, Sie verspotten sie auch noch, indem Sie in aller Öffentlichkeit einkaufen gehen und dann in ihr Archiv einbrechen, um Ihre Akte zu vernichten. Und schließlich setzen Sie einen Runner außer Gefecht und sperren ihn in seinem eigenen Wagen ein.« Sein Lachen klang beherrscht und kultiviert. »Das gefällt mir. Aber noch besser ist Ihr ständiges Streben, sich zu verbessern, Ihren Horizont zu erweitern und sich neue Fähigkeiten anzueignen. Die Bereitschaft, auch das scheinbar Unmögliche auszuprobieren, ist eine Eigenschaft, die ich meinen Angestellten beizubringen versuche. Obwohl der Versuch, dieses gewisse Buch in einem Bus zu lesen, sicherlich eine... Fehleinschätzung war.« In einem Anflug von schwarzem Humor fügte er hinzu: »Es sei denn, Ihr Interesse an Vampiren ist tiefer gehend, Ms. Morgan?«

Langsam begann ich mich zu fragen, ob meine Amulette ausreichten, um hier wieder rauszukommen. Wie hatte Trent das alles herausgefunden, wenn es noch nicht einmal der I. S. gelang, mich richtig zu überwachen? Als mir klar wurde, wie tief ich im Pixiestaub steckte, zwang ich mich, ruhig zu bleiben. Was hatte ich mir bloß dabei gedacht, hier einfach so reinzuspazieren? Die Sekretärin des Mannes war tot. Er dealte mit Brimstone, und es spielte keine Rolle, wie spendabel er bei Benefizveranstaltungen war, oder ob er mit dem Mann der Bürgermeisterin Golf spielte. Er war zu clever, um sich damit zufriedenzugeben, ein Drittel der Geschäftswelt von Cincinnati zu beherrschen. Seine

verborgenen Interessen waren eng mit der Unterwelt verwoben, und ich war mir sehr sicher, dass er daran auch nichts ändern wollte.

Trent lehnte sich konzentriert vor und ich wusste, dass es nun vorbei war mit dem Geplauder. »Sagen Sie mir, Ms. Morgan - was wollen Sie von mir?«, fragte er schließlich sanft.

Ich blieb stumm.

Er deutete auf den Schreibtisch. »Was haben Sie hier gesucht?«

»Kaugummi?«, fragte ich lediglich, woraufhin er seufzte.

»Um weitere Zeitverschwendung zu vermeiden, halte ich es für angebracht, dass wir ehrlich zueinander sind.« Er nahm seine Lesebrille ab und legte sie beiseite. »Zumindest soweit es nötig ist. Sagen Sie mir, warum Sie Ihr Leben riskiert haben, um mich zu sehen. Sie haben mein Wort, dass die Aufzeichnungen über Ihren heutigen Besuch, sagen wir mal, verloren gehen werden. Ich will nur wissen, wo ich stehe. Was habe ich getan, um so viel Aufmerksamkeit von Ihnen zu bekommen?«

»Ich kann gehen?«, hakte ich nach, woraufhin er sich in seinem Stuhl zurücklehnte und bestätigend nickte. Seine Augen hatten einen Grünton, wie ich ihn nie zuvor gesehen hatte; es war keine Spur von Blau darin.

»Jeder Mensch will irgendetwas, Ms. Morgan.« Seine Worte waren präzise und fließend zugleich. »Was wollen Sie?«

Sein Versprechen, mich gehen zu lassen, ließ meinen Puls

noch weiter ansteigen. Ich folgte seinem Blick auf meine Hände und den Dreck unter meinen Fingernägeln. »Sie«, sagte ich. »Ich will Beweise, dass Sie Ihre Sekretärin umgebracht haben und dass Sie mit Brimstone dealen.«

»Oh«, sagte er mit einem schmerzlichen Seufzen. »Sie wollen sich Ihre Freiheit erkaufen. Das hätte ich mir eigentlich denken können. Ms. Morgan, Sie sind eine komplexere Persönlichkeit, als ich dachte.« Er nickte nachdenklich. »Mich der I. S. auszuliefern würde Ihnen sicherlich Ihre Unabhängigkeit einbringen. Aber Sie müssen verstehen, dass ich das nicht zulassen kann.« Er verwandelte sich wieder in den abgebrühten Geschäftsmann, als er fortfuhr: »Ich bin in der Position, Ihnen etwas anbieten zu können, das gleichwertig ist mit Freiheit, vielleicht sogar besser. Ich kann dafür sorgen, dass Ihr Vertrag mit der I. S. abbezahlt wird. Ein Darlehen, wenn Sie so wollen. Sie können es während Ihrer Tätigkeit für mich abarbeiten. Ich kann Sie in einem anständigen Betrieb unterbringen, vielleicht sogar mit Ihrer eigenen kleinen Belegschaft.«

Mir wurde abwechselnd heiß und kalt. Er wollte mich kaufen. Ohne meine zunehmende Wut zu bemerken, öffnete Trent eine Akte aus seinem Posteingang. Dann holte er eine holzumrandete Brille aus einer seiner Innentaschen und setzte sie auf seine schmale Nase. Ich schnitt eine Grimasse, als er hinter meine Tarnung blickte. Mit einem undefinierbaren Geräusch wandte er sich schließlich der Akte zu.

»Fahren Sie gerne ans Meer?«, fragte er beiläufig, während

ich noch mit der Frage beschäftigt war, warum er vorgab, eine Lesebrille zu brauchen. »Ich spiele mit dem Gedanken, meine Macadamia-Plantagen in der Südsee zu erweitern. Sie könnten sogar die Farben für das Hauptgebäude aussuchen.«

»Ach, *wandeln* Sie sich, Trent.« Scheinbar überrascht sah er mich erneut über den Brillenrand hinweg an. Dadurch sah er irgendwie charmant aus. Ich zwang mich dazu, diesen Gedanken zu verdrängen. »Wenn ich nach einer fremden Pfeife tanzen wollte, wäre ich bei der I. S. geblieben. Sie bauen auf diesen Inseln Brimstone an. Ganz abgesehen davon wäre ich so nah am Meer keine Hexe mehr, ich wäre nicht stärker als ein Mensch. Ich würde da nicht mal mehr einen Liebeszauber zustande bringen.«

»Sonne«, sagte er lockend, als er seine Brille weglegte. »Warmer Sand, flexible Arbeitszeiten.« Er schloss die Akte und legte eine Hand darauf. »Sie können Ihre neue Freundin mitnehmen. Ivy, richtig? Ein Tamwood-Vampir, kein schlechter Fang.« Er lächelte trocken.

Inzwischen kochte ich vor Wut. Er hielt mich für käuflich. Und das Schlimmste war, dass ich tatsächlich in Versuchung war, darauf einzugehen, was mich nur noch wütender machte.

»Seien Sie realistisch«, fuhr er fort, während er mit hypnotischer Geschicklichkeit mit dem Bleistift spielte. »Sie sind einfallsreich, vielleicht sogar wirklich begabt. Aber niemand entkommt der I. S. auf Dauer. Zumindest nicht ohne Hilfe.«

»Ich habe einen besseren Vorschlag«, sagte ich mit

erzwungener Ruhe; ich konnte ja sowieso nicht gehen, bevor er mich entließ. »Ich werde Sie mitten in der Stadt an einen Pranger stellen. Ich werde beweisen, dass Sie am Tod Ihrer Sekretärin beteiligt waren und dass Sie mit Brimstone dealen. Ich habe meinen Job aufgegeben, Mr. Kalamack, nicht meine Moral.«

Sein Gesicht blieb weiterhin entspannt, aber die schnelle Bewegung, mit der er den Stift zurück in seinen Becher beförderte, verriet seine Wut. »Seien Sie versichert, dass ich mein Wort halten werde. Ich halte immer mein Wort, egal ob Versprechen oder Drohung.« Seine Stimme schien sich auf dem Boden auszubreiten wie eine klebrige Flüssigkeit, und ich kämpfte gegen den idiotischen Drang an, meine Füße anzuheben. »Das ist für einen Geschäftsmann unerlässlich, sonst bleibt er nicht lange im Geschäft.«

Ich schluckte und fragte mich, was zur Hölle er war. Er hatte die Anmut, die Stimme, die Schnelligkeit und die Selbstsicherheit eines Vampirs. Und so sehr ich diesen Mann auch verabscheute, ich konnte mich seiner Anziehungskraft nicht ganz entziehen, die mehr auf seiner persönlichen Stärke beruhte als auf erotischen Spielchen. Aber er war kein lebender Vampir. Obwohl er an der Oberfläche warm und umgänglich war, verfügte er doch über eine charakterliche Tiefe, die den Vampiren fehlte. Er hielt sein Umfeld auf Distanz und ließ niemanden nah genug an sich heran, um ihn wirklich zu verführen. Nein, er war kein Vampir, aber vielleicht... ein menschlicher Nachkomme?

Trent blinzelte irritiert. Er sah, dass mich etwas

beschäftigte, und konnte nicht einordnen, was es war. »Ja, Ms. Morgan?«, murmelte er und wirkte zum ersten Mal leicht beunruhigt.

»Ihre Haare stehen schon wieder ab.« Obwohl mir das Herz bis zum Hals schlug, konnte ich es mir nicht verkneifen, ihn ein bisschen zu ärgern. Das schien ihn sprachlos zu machen.

Ich sprang auf, als sich die Tür öffnete und Jonathan hereinkam. Er wirkte wie ein Beschützer, der von seinem eigenen Schützling aufs Kreuz gelegt worden ist. In seiner Hand entdeckte ich eine große Glaskugel, in der Jenks saß. Verängstigt stand ich da und umklammerte meine Tasche.

Trent erhob sich und fuhr sich glättend mit der Hand durchs Haar. »Vielen Dank, Jon. Wärst du so freundlich, Ms. Morgan und ihren Gefährten nach draußen zu begleiten?«

Jenks war so sauer, dass seine Flügel schwarz leuchteten. Seine Worte waren durch das Glas nicht zu verstehen, aber seine Gesten waren unmissverständlich.

»Meine CD, Ms. Morgan?«

Ich drehte mich um und schnappte nach Luft, als ich bemerkte, dass Trent seinen Schreibtisch verlassen hatte und nun direkt hinter mir stand. »Ihre was?«, stammelte ich.

Er hatte die Hand fordernd ausgestreckt. Sie war weich und man sah deutlich, dass er noch nie mit den Händen gearbeitet hatte. Trotzdem war sie kräftig. Ein schlichter Goldring zierte seinen Ringfinger. Mit einem Mal fiel mir auf, dass er nur ein paar Zentimeter größer war als ich. »Meine CD?«, wiederholte er, und ich schluckte.

Verkrampft zog ich sie mit zwei Fingern aus meiner Tasche und gab sie ihm. In diesem Moment passierte etwas mit ihm. Es war so flüchtig wie ein Schatten und so unauffällig wie eine Schneeflocke unter Tausenden, aber es war da. Plötzlich wusste ich, dass es nicht der Brimstone war, der Trent beunruhigte. Es war irgendetwas auf dieser Disc.

Ich erinnerte mich an die nahtlos aneinandergereihten CDs und es kostete mich meine ganze Selbstbeherrschung, weiter in seine Augen zu sehen und nicht auf die verdächtige Schublade. Gott, hilf mir. Dieser Mann dealte nicht nur mit Brimstone, sondern auch mit Biodrogen. Der Mann war ein verdammter Biodrogenboss. Mein Herz hämmerte und mein Mund wurde trocken. Brimstone-Dealing bedeutete eine Haftstrafe. Aber für den Handel mit Biodrogen wurde man gepfählt, verbrannt und danach in alle Himmelsrichtungen verstreut. Und er wollte, dass ich für ihn arbeitete.

»Sie haben ein unerwartetes Planungsvermögen bewiesen, Ms. Morgan«, unterbrach Trent meine rasenden Gedanken. »Vampirische Auftragskiller werden Sie nicht angreifen, solange Sie unter dem Schutz einer Tamwood stehen. Als Schutz vor den Fairies haben Sie einen Pixie-Clan engagiert, und Sie leben in einer Kirche, um sich die Tiermenschen vom Leib zu halten. Das ist so genial in seiner Einfachheit. Lassen Sie mich wissen, wenn Sie Ihre Meinung ändern und doch für mich arbeiten wollen. Sie könnten hier Zufriedenheit finden - und Anerkennung. Das ist etwas, womit die I. S. sehr nachlässig war.«

Ich versuchte unbeteiligt auszusehen und konzentrierte

mich darauf, meine Stimme ruhig zu halten. Ich hatte gar nichts geplant. Das war alles Ivy gewesen, und ich war mir über ihre Motive nicht im Klaren. »Bei allem Respekt, Mr. Kalamack, *wandeln* Sie sich.«

Jonathan erstarrte, aber Trent nickte bloß und ging zu seinem Schreibtisch zurück.

Eine schwere Hand landete auf meiner Schulter. Instinktiv griff ich zu und ging in die Hocke, um den Angreifer über meine Schulter zu Boden zu schleudern. Jonathan prallte mit einem überraschten Grunzen auf. Bevor ich mir der Bewegung bewusst war, kniete ich schon in seinem Genick. Erschrocken stand ich auf und wich zurück. Trent blickte ungerührt von der Schublade auf, in die er die CD gelegt hatte.

Jonathans schwerer Aufprall hatte drei weitere Wachen alarmiert, die nun in den Raum stürzten. Zwei umzingelten mich, einer postierte sich vor Trent.

»Lasst sie gehen. Es war Jons Fehler.« Er seufzte mit einem Anflug von Enttäuschung. »Sie ist nicht so schwach, wie sie zu sein vorgibt, Jon.«

Der große Mann hatte sich inzwischen geschmeidig erhoben und glättete sich Hemd und Haare. Dann warf er mir einen hasserfüllten Blick zu. Ich hatte ihn nicht nur vor seinem Chef bloßgestellt, er wurde sogar in meiner Anwesenheit dafür getadelt. Wütend hob er Jenks vom Boden auf und zeigte auf die Tür.

Ich ging ungehindert hinaus, aber jetzt machte ich mir mehr Sorgen über das, was ich ausgeschlagen hatte, als

darüber, dass ich die I. S. verlassen hatte.

15

Ich zerrte an dem Teig und ließ meinen Frust über diesen fabelhaften Nachmittag an der hilflosen Hefemischung aus. Papierrascheln vom Tisch, an dem Ivy saß, lenkte meine Aufmerksamkeit auf sie. Mit gesenktem Kopf studierte sie konzentriert eine Landkarte. Nur ein Idiot hätte nicht gemerkt, dass sich ihre Reaktionen seit Sonnenuntergang weiter verbessert hatten. Sie bewegte sich wieder mit dieser nerven zerfetzenden Anmut, wirkte heute jedoch eher zornig als amourös. Trotzdem beobachtete ich jede ihrer Bewegungen.

Ivy hat einen richtigen Auftrag, dachte ich verbittert, als ich an der Arbeitsplatte stand und Pizza machte. Ivy hatte ein Leben. Ivy versuchte nicht, zu beweisen, dass der angesehenste und beliebteste Bürger der Stadt ein Biodrogenboss war und spielte nebenbei auch noch Chefkoch.

Kaum drei Tage selbstständig, und schon hatte sie den Auftrag bekommen, einen vermissten Menschen aufzuspüren. Ich fand es zwar merkwürdig, dass ein Mensch bei einem Vampir Hilfe suchte, aber Ivy hatte eben ihren ganz eigenen Charme, beziehungsweise ihre ganz eigenen, Furcht einflößenden Fähigkeiten. Sie war schon die ganze Nacht mit dem Stadtplan beschäftigt, wobei sie die

alltäglichen Aufenthaltsorte des Mannes mit bunten Textmarkern markiert und die wahrscheinlichsten Routen zwischen Arbeitsplatz, Heim und Sonstigem eingezeichnet hatte.

»Ich bin keine Expertin«, sagte sie nun, »aber bist du dir sicher, dass man das so macht?«

»Willst du das Abendessen machen?«, keifte ich und sah mir meine Kochkünste genauer an: Der Teig war eher oval als rund und an einigen Stellen so dünn, dass er fast durch-riss. Beschämt drückte ich daran herum, um die dünnen Stellen auszubessern, und zog ihn anschließend auseinander, damit er auf den Backstein passte. Während ich die Ränder formte, beobachtete ich sie heimlich. Beim ersten sinnlichen Blick würde ich aus der Tür rasen und mich hinter Jenks' Baumstumpf verstecken. Das Glas mit der Soße gab beim Öffnen ein lautes Knacken von sich. Schnell sah ich zu Ivy rüber, konnte aber keine Veränderung feststellen. Also schüttete ich fast die gesamte Soße auf die Pizza und verschluss das Glas.

Womit sollte ich sie belegen? Es wäre ein Wunder, wenn Ivy meinen üblichen Belag akzeptierte. Ich beschloss, es gar nicht erst mit den Cashewkernen zu versuchen, sondern holte die eher alltäglichen Zutaten hervor. »Paprika«, murmelte ich, »und Pilze.« Ich schaute wieder zu Ivy rüber. Sie sah aus wie ein verführerisches kleines Mädchen. »Der restliche Frühstücksspeck.«

Der Textmarker quietschte, als sie eine violette Linie vom Campus zu der gefährlicheren Amüsiermeile der Hollows

zog, wo sich die Nachtclubs und Bars den Fluss entlang zogen. »So«, meinte sie gedehnt. »Sagst du mir jetzt, was dich nervt, oder muss ich eine Pizza bestellen, nachdem die hier angebrannt ist?«

Ich legte die Paprika ins Spülbecken und lehnte mich gegen die Arbeitsplatte. »Trent handelt mit Biodrogen.« Als ich es aussprach, wurde mir wieder bewusst, wie ungeheuerlich das war.

»Wenn er wüsste, dass ich deswegen hinter ihm her bin, würde er mich schneller umbringen als die I. S.«

»Aber er hat keine Ahnung davon.« Ivy zog eine weitere Linie. »Er weiß nur, dass du ihn verdächtigst, mit Brimstone zu dealen und seine Sekretärin umgebracht zu haben. Wenn er ernsthaft besorgt wäre, hätte er dir wohl kaum einen Job angeboten.«

»Job?« Ich drehte ihr den Rücken zu, um die Paprika zu waschen. »Der wäre in der Südsee, wahrscheinlich soll ich da den Brimstoneanbau leiten. Er will mich nur aus dem Weg haben - das ist alles.«

»Okay, was hältst du davon?«, meinte Ivy und verschluss ihren Textmarker, indem sie ihn auf den Tisch schlug. Erschrocken drehte ich mich um und spritzte dabei das Wasser durch die ganze Küche. »Er hält dich für eine Bedrohung«, fuhr sie fort und wischte demonstrativ die Wassertropfen ab, die sie getroffen hatten.

Ich grinste verlegen und hoffte, dass sie nicht bemerkte, wie nervös sie mich noch immer machte. »So habe ich das noch gar nicht gesehen.«

Ivy kehrte zu ihrer Karte zurück und runzelte verärgert die Stirn, als sie die Flecken bemerkte, die das Wasser auf ihren makellosen Markierungen hinterlassen hatte. »Gib mir ein wenig Zeit, um mich umzuhören«, sagte sie geistesabwesend. »Wenn wir an seine Finanzunterlagen und an ein paar seiner Käufer herankommen, könnte man daraus ein paar Beweise stricken. Obwohl ich immer noch glaube, dass es nur um Brimstone geht.«

Ich riss den Kühlschrank auf, um den Parmesan und den Mozzarella herauszunehmen. Wenn Trent nicht mit Biodrogen dealte, war ich eine Pixieprinzessin. Mit einem lauten Klappern warf Ivy einen ihrer Marker in den Becher neben ihrem Computer. Da ich mit dem Rücken zu ihr stand, fuhr ich bei dem unerwarteten Geräusch zusammen.

»Nur weil er eine Schublade voller CDs hat, die mit den Namen der Krankheiten beschriftet sind, die mit Biodrogen behandelt wurden, heißt das noch lange nicht, dass er ein Drogenbaron ist«, sagte Ivy und warf einen weiteren Marker in den Becher. »Vielleicht sind es auch nur Kundenlisten. Der Mann ist ein großer Wohltäter. Circa ein halbes Dutzend Krankenhäuser draußen auf dem Land wird nur durch seine Spenden aufrechterhalten.«

»Möglich«, erwiderte ich, war aber immer noch nicht überzeugt. Ich wusste von Trents großzügigen Beiträgen zum Allgemeinwohl. Letzten Herbst hatte er sich bei einer Wohltätigkeitsveranstaltung zugunsten von Kindern für mehr Geld ersteigern lassen, als ich bei der LS. in einem Jahr verdient hatte. Meiner Meinung nach war das alles aber nur

eine Fassade für die Publicity. Der Mann war einfach nur Dreck.

»Mal ganz nebenbei«, Ivy lehnte sich in ihrem Stuhl zurück und warf einen weiteren Marker, ein Beispiel übersinnlicher Hand-Augen-Koordination, »warum sollte er überhaupt mit Biodrogen handeln? Der Mann ist über alle Maßen reich, er braucht kein Geld mehr. Die Menschen werden von drei Dingen angetrieben, Rachel: Liebe...«, ein roter Marker flog in den Becher, »Rache...«, ein schwarzer folgte, »und Macht.« Diesmal warf sie einen grünen hinterher. »Und Trent hat genügend Geld, um sich alle drei zu kaufen.«

»Du hast einen Punkt vergessen«, widersprach ich tollkühn, »Familie.«

Ivy holte die Stifte wieder aus dem Becher, kippelte mit ihrem Stuhl und begann wieder mit den Stiften zu werfen. »Gehört Familie nicht zum Punkt Liebe?«

Ich beobachtete sie aus den Augenwinkeln. *Nicht wenn sie tot sind*. Ich dachte an meinen Dad. *In diesem Fall gehört sie zur Rache*.

Schweigen senkte sich über die Küche, während ich eine dünne Schicht Parmesan auf die Soße streute. Nur das Geräusch von Ivys Markern, die in der Tasse landeten, durchbrach die Stille. Jeder einzelne erreichte mit einem lauten Scheppern sein Ziel. Es ging mir ziemlich auf die Nerven. Plötzlich brach das Geräusch ab, und ich sah alarmiert von der Pizza auf. Ivys Gesicht war auf einmal von Traurigkeit überschattet, doch ich konnte die Farbe ihrer Augen nicht erkennen. Mein Herzschlag beschleunigte sich

und ich blieb wie angewurzelt stehen, während ich auf eine Reaktion von ihr wartete.

»Warum pfählst du mich nicht einfach, Rachel?«, fragte Ivy schließlich erschöpft und strich sich das Haar aus dem Gesicht, sodass ich ihre zornigen braunen Augen sehen konnte. »Ich werde dich nicht anfallen. Ich habe dir doch gesagt - das am Freitag war ein Unfall.«

Anstatt zu antworten, durchwühlte ich die Schublade nach einem Dosenöffner für die Pilze. »Ein verdammt beängstigender Unfall«, murmelte ich, als ich die Pilze abgoss.

»Das habe ich gehört.« Ivy zögerte. Wieder landete ein Marker geräuschvoll in dem Becher. »Du, äh, hast das Buch doch gelesen, oder?«

»Das meiste davon«, gab ich zu und wurde unsicher. Warum, mache ich irgendetwas falsch?«

»Du treibst mich zur Weißglut, das machst du«, erwiderte sie frustriert. »Hör auf, mich zu beobachten, ich bin kein Tier. Ich mag ein Vampir sein, aber ich habe immer noch eine Seele.«

Ich biss mir auf die Zunge, um mir eine Antwort zu verkneifen. Mit einem vernehmlichen Klappern erreichte der letzte Stift sein Ziel. Dann zog Ivy wieder ihre Karten zu sich heran und verfiel in ein brütendes Schweigen. Als scheinbaren Vertrauensbeweis drehte ich ihr den Rücken zu. Aber es gab noch kein Vertrauen. Ich legte die Paprika auf das Schneidebrett, riss eine Schublade auf und suchte geräuschvoll nach einem Messer. Es war viel zu groß, um

damit Paprika zu schneiden, aber ich fühlte mich verletzlich und brauchte jetzt ein Messer dieser Größenordnung.

»Ahm...« Ivy zögerte. »Du belegst die Pizza doch nicht mit Paprika, oder?«

Seufzend legte ich das Messer weg. Wahrscheinlich würde nichts außer Käse auf dieser Pizza landen. Wortlos legte ich die Paprika zurück in den Kühlschrank. »Was ist eine Pizza schon ohne Paprika?«, murmelte ich.

»Essbar«, schoss sie zurück. Ich zog eine Grimasse. Das sollte sie gar nicht hören können.

Ich betrachtete die Kochinsel mit den darauf versammelten Leckereien. »Sind Pilze in Ordnung?«

»Was ist eine Pizza schon ohne Pilze?«

Ich legte die schleimigen braunen Stücke auf den Parmesan.

»Du hast mir gar nicht erzählt, was du mit Francis gemacht hast.«

»Ich hab ihn im offenen Kofferraum zurückgelassen. Irgendjemand wird ihm schon eine Ladung Salzwasser verpassen. Sein Wagen ist allerdings Schrott, glaube ich. Er beschleunigt nicht mehr, egal, welchen Gang man einlegt oder wie stark man aufs Gas tritt.«

Ivy lachte und meine Haut begann zu kribbeln. Fast schon herausfordernd stand sie auf und lehnte sich gegen die Arbeitsplatte. Die Anspannung kehrte zurück und steigerte sich noch, als sie sich betont langsam neben mir auf die Platte setzte. »Also«, begann sie, während sie den Beutel mit den Peperoni öffnete und sich provokativ ein Stück in den

Mund schob. »Wofür hältst du ihn?«

Sie aß. Großartig.

»Francis? Der ist ein Idiot.«

»Nein, ich meine Trent.«

Ich streckte die Hand nach den Peperoni aus, und sie gab mir den Beutel. »Ich weiß es nicht, aber er ist auf keinen Fall ein Vamp. Er dachte, ich trage das Parfüm, um meinen Hexengeruch zu überdecken - nicht, äh, deinen.« Die Nähe zu ihr brachte mich aus dem Konzept und ich arrangierte die Peperoni wie Spielkarten auf der Pizza. »Und seine Zähne sind auch nicht scharf genug«, fügte ich hinzu und stellte den Beutel in den Kühlschrank, weit weg von Ivy.

»Sie könnten überkront sein.« Ivy starrte in Richtung Kühlschrank mit den darin verborgenen Peperoni. »Es wäre dann schwieriger, als praktizierender Vampir zu leben, aber es ist schon gemacht worden.«

Ich musste wieder an Tafel 6.1 mit den allzu hilfreichen Diagrammen denken, und mich durchzog ein Frösteln. Hastig griff ich nach einer Tomate, um davon abzulenken. Ivy nickte zustimmend, als ich kurz zögerte. »Nein«, sagte ich voller Überzeugung, »er hat nicht dieses völlige Unverständnis für den Wohlfühlbereich anderer, das jeder lebende Vampir hatte, dem ich bislang begegnet bin. Außer dir natürlich.«

Nachdem ich es gesagt hatte, wünschte ich mir, ich könnte es zurücknehmen. Ivy schien in sich zusammenzufallen, und ich stellte mir die Frage, ob sie vielleicht deshalb alle auf Distanz hielt, weil sie abstinent war. Es musste frustrierend

sein, sich bei jedem Schritt und jeder Bewegung fragen zu müssen, ob sie nun vom Kopf oder vom Hunger bestimmt wurden. Da war es kein Wunder, dass Ivy dazu neigte, aus der Haut zu fahren. Sie bekämpfte einen jahrtausendealten Instinkt und hatte niemanden, der sie dabei unterstützte. Zögerlich fragte ich: »Gibt es eine Möglichkeit festzustellen, ob Trent ein menschlicher Nachkomme ist?«

»Ein menschlicher Nachkomme?«, wiederholte sie erstaunt. »Keine schlechte Idee.«

Ich schnitt die Tomate in kleine Würfel. »Irgendwie passt es: Er hat die innere Stärke, Anmut und betörende Ausstrahlung eines Vampirs, aber nicht diese unangenehme Distanzlosigkeit. Und ich würde mein Leben darauf verwetten, dass er weder eine Hexe noch ein Hexer ist, und zwar nicht nur, weil er kein bisschen nach Rotholz riecht. Es ist auch die Art, wie er sich bewegt, das Licht, das aus der Tiefe seiner Augen strahlt...« Ich verstummte, als ich mich an seine unergründlichen grünen Augen erinnerte.

Ivy rutschte von der Arbeitsplatte und klaute sich eine Peperoni von der Pizza. Vorsichtig schob ich das Essen auf die andere Seite der Spüle, damit sie nicht mehr drankam. Aber sie folgte einfach der Bewegung und nahm sich noch eine Peperoni. Ein leises Summen kündigte Jenks' Ankunft an, der durch das Fenster geflogen kam. In seinen Armen hielt er einen Pilz, der fast so groß war wie er selbst und wesentlich schmutziger. Ich blickte zu Ivy hinüber: Sie zuckte nur mit den Schultern.

»Hey, Jenks«, sagte Ivy und zog sich auf ihren Stuhl in der

Ecke zurück. Offensichtlich hatten wir den »Ich kann in deiner Nähe sein und dich trotzdem nicht beißen«-Test mit Erfolg hinter uns gebracht. »Was denkst du, ist Trent ein Tiermensch?«

Jenks ließ den Pilz fallen. Sein kleines Gesicht verzerrte sich vor Wut und er schlug wie rasend mit den Flügeln. »Woher soll ich das wissen?«, giftete er. »Ich bin ja nicht nah genug rangekommen. Ich bin gefangen worden. Okay? Jenks wurde gefangen. Bist du nun zufrieden?« Er flog zum Fenster, ließ sich neben Mr. Fish nieder und starrte in die Dunkelheit.

Ivy schüttelte angewidert den Kopf. »Na, dann haben sie dich eben geschnappt. Verdammt große Sache. Sie haben auch Rachel erkannt, und heult sie hier vielleicht so rum? Nein.«

Tatsächlich hatte ich meinen Tobsuchtsanfall schon auf dem Nachhauseweg hinter mich gebracht. Vielleicht war das auch die Erklärung für die merkwürdigen Geräusche, die Francis' Wagen von sich gab, als ich ihn auf dem Parkplatz des Einkaufszentrums abstellte.

Jenks schnellte zu Ivy hinüber und kam nur wenige Zentimeter vor ihrer Nase zum Stehen. Seine Flügel leuchteten jetzt feuerrot vor Wut. »Lass du dich doch mal von einem Gärtner fangen und in eine Glaskugel sperren. Mal sehen, ob dir das nicht eine ganz neue Perspektive verschafft, meine kleine Miss Sonnenschein.«

Meine schlechte Laune verflog, als ich den zehn Zentimeter großen Pixie beobachtete, wie er es mit einem Vampir aufnahm. »Komm wieder runter, Jenks«, sagte ich

fröhlich, »ich denke nicht, dass er wirklich ein Gärtner war.«

»Tatsächlich?«, erwiderte er sarkastisch und flog zu mir herüber. »Das denkst du also?«

Hinter seinem Rücken tat Ivy so, als wollte sie ihn zwischen ihren Fingern zerquetschen, und rollte genervt mit den Augen, bevor sie sich wieder auf den Stadtplan konzentrierte. Die einsetzende Stille war weder angenehm noch unangenehm. Jenks flitzte zu seinem Pilz runter und brachte ihn mir, inklusive Schmutz. Er hatte sich umgezogen und trug ein weites, legeres Outfit. Die wehende Seide hatte die Farbe von nassem Moos und der Schnitt ließ ihn wie einen Wüstenscheich aussehen. Sein blondes Haar war nach hinten gekämmt und ich glaubte, Seife zu riechen. Ich hatte noch nie einen Pixie dabei beobachten können, wie er die Seele baumeln ließ. Irgendwie war es liebenswert.

»Hier.« Verlegen schob er den Pilz in meine Richtung. »Ich habe ihn im Garten gefunden und dachte, vielleicht kannst du ihn brauchen. Du weißt schon, für die Pizza.«

»Danke, Jenks.« Ich begann, den Schmutz abzubürsten.

»Also«, setzte er erneut an und trat unruhig drei Schritte zurück. »Es tut mir leid, Rachel. Immerhin sollte ich dir Rückendeckung geben und nicht gefangen werden.«

Wie peinlich, dachte ich. Da entschuldigte sich jemand, der nicht größer war als eine Libelle, dafür, dass er mich nicht ausreichend beschützt hatte. »Ist schon gut, wir haben es beide vermasselt«, erwiderte ich widerwillig. Natürlich musste bei so einer Szene auch noch Ivy anwesend sein. Ohne auf ihr vielsagendes Schnauben einzugehen, wusch ich

den Pilz ab und schnitt ihn in Stücke. Für Jenks schien die Sache erledigt zu sein, denn er begann, Ivys Kopf zu umkreisen, bis sie nach ihm schlug.

Daraufhin kehrte er zu mir zurück. »Ich werde herausfinden, wonach Kalamack riecht, und wenn es mich umbringt. Jetzt geht es um meine Ehre!«

Nun, dachte ich, *warum nicht? Ich* atmete tief ein. »Ich gehe morgen Nacht noch mal hin«, sagte ich, meine Todesdrohung im Hinterkopf. Irgendwann würde ich einen Fehler machen, und im Gegensatz zu Ivy konnte ich nicht einfach von den Toten zurückkehren. »Willst du mitkommen, Jenks? Nicht als Backup, sondern als Partner.«

Jenks erhob sich in die Luft. »Darauf kannst du die Höschen deiner Mutter verwetten.«

»Rachel!«, rief Ivy, »Was glaubst, was du da tust?«

Ich öffnete den Beutel mit dem Mozzarella und verteilte den Käse auf der Pizza. »Ich mache Jenks zum gleichberechtigten Partner. Hast du ein Problem damit? Bei seinen ständigen Überstunden hat er wohl nichts Geringeres verdient.«

»Ich meine deine Idee, noch einmal zu Kalamack zu gehen.«

Jenks schwebte an meiner Seite, um seinen Standpunkt zu unterstreichen. »Halt die Klappe, Tamwood. Sie braucht eine von diesen CDs, um zu beweisen, dass Kalamack mit Biodrogen dealt.«

»Ich habe keine andere Wahl«, bekräftigte ich und drückte so heftig auf den Käse, dass er über den Rand quoll.

Ivy lehnte sich in ihrem Stuhl zurück. »Ich weiß, dass du ihn unbedingt dran kriegen willst, aber denk darüber nach, Rachel. Trent kann dich für alles Mögliche vor Gericht bringen: von Hausfriedensbruch über Vorspiegelung der falschen Tatsache, du seiest eine I. S.-Angestellte, bis hin zu Beleidigung seiner Pferde. Wenn er dich erwischt, bist du erledigt.«

»Wenn ich Trent ohne einen stichhaltigen Beweis anklage, wird er sich mithilfe irgendwelcher Formalitäten aus der Sache rauswinden.« Ich konnte sie nicht ansehen. »Es muss schnell gehen und idiotensicher sein, etwas, worin sich die Presse richtig schön verbeißen kann.« Mit unsicheren Bewegungen sammelte ich den verschütteten Käse auf und legte ihn zurück auf die Pizza. »Ich muss eine von diesen CDs haben, und genau darum werde ich mich morgen kümmern.«

Ivy gab ein zweifelndes Geräusch von sich und meinte: »Ich kann nicht glauben, dass du das einfach so durchziehen willst, ohne einen Plan, ohne Vorbereitungen, ohne alles. Du hast es schon einmal spontan versucht, und wurdest geschnappt.«

Mein Gesicht brannte. »Bloß weil ich nicht jeden Gang zum Klo im Voraus plane, heißt das nicht, dass ich kein guter Runner bin.«

»Das habe ich nie gesagt. Ich meine ja nur, dass ein Plan helfen könnte, peinliche Fehler zu vermeiden. Wie etwa die heutige Panne.«

»Fehler! Pass mal auf, Ivy. Ich bin ein verdammt guter

Runner!«

Langsam verlor sie die Geduld. »Du hattest in den letzten sechs Monaten keinen einzigen vernünftigen Fang.«

»Das war nicht meine Schuld, sondern Denons! Das hat er selbst zugegeben. Wenn du mich für so unfähig hältst, warum hast du mich dann angebettelt, dich mit mir kommen zu lassen?«

»Das habe ich nicht getan.« Sie kniff die Augen zusammen und auf ihren Wangen erschienen hektische rote Flecken.

Um weiteren Streit zu vermeiden, schob ich die Pizza in den Ofen. Die heiße Luft brannte auf meinen Wangen und ein paar Haarsträhnen flogen mir in die Augen. »Hast du wohl«, murmelte ich. Ich wusste, dass sie mich hören konnte, und fuhr deshalb lauter fort: »Ich weiß genau, was ich tun werde.«

»Wirklich?« Sie stand direkt neben mir. Jenks hockte auf dem Fensterbrett, direkt neben Mr. Fish. Sein Gesicht war bleich. »Also dann sag mir, wie lautet dein *perfekter* Plan?«

Inzwischen hatte ich Übung darin, meine Angst vor ihr zu verbergen. Ich ging wortlos an ihr vorbei und begann, mit dem großen Messer das Mehl von der Arbeitsplatte zu kratzen. Doch dann stellten sich meine Nackenhaare auf, und ich drehte mich um. Sie war mir nicht gefolgt, sondern hatte lediglich ihre Arme vor der Brust verschränkt. In ihren Augen tanzten dunkle Schatten. Mein Puls raste. Ich hätte nicht mit ihr streiten sollen.

Jenks flitzte zwischen uns. »Wie gehen wir rein, Rachel?«, fragte er hastig, während er auf der Arbeitsfläche landete.

Jetzt, wo er sie im Auge behielt, fühlte ich mich sicherer und wandte ihr wieder den Rücken zu. »Ich werde als Nerz reingehen.« Ivy schnaubte nur. Ich strich das lose Mehl in meine Hand und brachte es zum Mülleimer. »Selbst wenn ich entdeckt werde, können sie mich so nicht erkennen. Das wird ein Kinderspiel.« Trents Bericht über meine Aktivitäten fiel mir wieder ein, und ich wurde nachdenklich.

»In das Büro eines Abgeordneten einzubrechen ist kein Kinderspiel«, widersprach Ivy verbissen, »sondern ein Kapitalverbrechen.«

»Mit Jenks' Hilfe brauche ich zwei Minuten in seinem Büro, insgesamt sind wir vielleicht zehn Minuten im Gebäude.«

»Und für deine Beerdigung im Keller des I. S.-Gebäudes brauchen sie nur eine Stunde. Ihr seid wahnsinnig. Ihr seid alle beide vollkommen wahnsinnig. Das ist eine verdammte Festung mitten im Wald! Und das ist kein Plan - das ist eine Idee. Pläne fixiert man schriftlich!«

Ihre Stimme wurde verächtlich und meine Schultern verkrampften sich. »Wenn ich mich auf Pläne verlassen würde, dann wäre ich schon längst tot«, sagte ich. »Ich brauche keinen Plan. Du lernst, so viel du kannst, und dann machst du es einfach. Pläne helfen kein Stück bei bösen Überraschungen!«

Ivy starrte mich an. Ich schluckte. Die Schwärze in ihren Augen breitete sich aus und mein Magen zog sich zusammen.

»Ich kenne da einen angenehmeren Weg, wenn du Selbstmord begehen willst«, hauchte sie.

Jenks landete auf meinem Ohrring, was mich von Ivy ablenkte. »Das ist das Cleverste, was sie diese Woche gemacht hat. Also verpiss dich, Tamwood!«

Ivy warf ihm einen wütenden Blick zu, und ich wich schnell einen Schritt zurück, solange sie abgelenkt war. »Du bist genauso bescheuert wie sie, Pixie.« Sie entblößte ihre Zähne. Vampirzähne waren wie Waffen. Man zeigte sie erst, wenn man sie auch benutzen wollte.

»Lass sie ihren Job machen!«, schrie Jenks sie an.

Ivy erstarrte. Ich spürte einen kalten Luftzug im Nacken, als Jenks seine Flügel für einen Blitzstart positionierte.

»Genug!«, schrie ich, bevor er abheben konnte. Ich wollte ihn genau da haben, wo er saß. »Ivy, wenn du eine bessere Idee hast, dann sag sie mir. Ansonsten halt die Klappe.«

Jenks und ich starrten Ivy an, kurzzeitig verblendet genug, um zu glauben, dass wir gemeinsam etwas gegen sie ausrichten könnten. Ihre Augen waren jetzt vollkommen schwarz. In ihrem starren Blick lag ein Versprechen, das sie bisher nur angedeutet hatte. Ein Kribbeln in meinem Bauch wirbelte aufwärts und schnürte mir die Kehle zusammen, und ich konnte nicht sagen, ob es Angst oder Vorfreude war. Atemlos fixierte sie meine Augen. *Schau nicht auf meinen Hals,* dachte ich panisch, o *Gott. Schau nicht auf meinen Hals.* »Verdammte Scheiße«, flüsterte Jenks.

Auf einmal begann sie zu zittern und stützte sich Halt suchend auf das Spülbecken. Ich war wie ausgelaugt, und ich hätte schwören können, dass Jenks erleichtert aufseufzte. Langsam realisierte ich, dass diese Konfrontation wirklich

übel hätte enden können.

»Fein«, sagte Ivy schließlich ausdruckslos. »Geht und lasst euch umbringen. Alle beide.« Sie raffte sich auf und schlich mit schwerfälligen Bewegungen aus der Küche. Viel zu bald hörte man den Klang der zufallenden Eingangstür. Dann war alles ruhig.

Irgendjemand wird heute Nacht verletzt werden, dachte ich.

Jenks verließ meinen Ohrring und landete auf der Fensterbank.

»Was ist los mit ihr?«, fragte er streitlustig in die plötzliche Stille hinein. »Man könnte fast meinen, dass sie sich Sorgen um uns macht.«

16

Das entfernte Geräusch von zersplitterndem Glas und der Geruch von Räucherstäbchen weckten mich aus einem tiefen Schlaf. Ruckartig öffnete ich die Augen.

Ivy lehnte über mir, das Gesicht nur wenige Zentimeter von meinem entfernt.

»Nein!« Ich schrie und schlug in wilder Panik um mich. Meine Faust landete in ihrem Magen. Ivy ging zu Boden und rang nach Luft, was mir Zeit gab, mich aufzurappeln und auf mein Bett zu kauern. Mein Blick schnellte vom Fenster, durch das man die ersten Anzeichen des Morgens erkennen konnte, zur Tür. Automatisch begann mein Herz zu rasen und der altbekannte Adrenalinstoß ließ mich frösteln. Ivy befand

sich genau zwischen mir und dem einzigen Fluchtweg.

»Warte«, keuchte sie und versuchte, mich festzuhalten.

»Hinterhältiger Blutsauger«, zischte ich.

Mein Atem stockte, als Jenks, nein, es war Jax, vom Fenstersims geflitzt kam und vor mir in der Luft schwebte.

»Ms. Rachel«, rief er verwirrt, »wir werden angegriffen. Fairies!«, berichtete er mit sich überschlagender Stimme.

Fairies, dachte ich in einem Anflug panischer Angst. Mit meinen Amuletten konnte ich keine Fairies bekämpfen, sie waren viel zu schnell. Bestenfalls könnte ich versuchen, eine zu zerquetschen. Mein Gott. In meinem ganzen Leben hatte ich nie jemanden getötet. Noch nicht einmal aus Versehen. Verdammt - ich war ein Runner. Sinn und Zweck der Übung war, sie lebend zu fangen, nicht tot. Aber Fairies...

Ich sah wieder zu Ivy, und als mir endlich klar wurde, was sie in meinem Zimmer machte, wurde ich rot. So würdevoll wie möglich stieg ich aus dem Bett.

»Tut mir leid«, flüsterte ich und wollte ihr aufhelfen. Sie neigte den Kopf, um durch ihre langen Haare hindurchsehen zu können; sie war stocksauer. Eine weiße Hand schnellte vor und riss mich runter. Ich schrie, als ich auf den Boden aufschlug, und ich geriet sofort wieder in Panik, als Ivy ihre Hand auf meinen Mund presste. »Halt die Klappe«, keuchte sie. Ich konnte ihren Atem an meiner Wange spüren. »Willst du uns umbringen? Sie sind schon hier.«

Undeutlich flüsterte ich zwischen ihren Fingern hindurch: »Sie werden nicht reinkommen. Das hier ist eine Kirche.«

»Fairies erkennen heiligen Boden nicht an. Er ist ihnen

völlig egal.«

Sie sind schon drin. Als sie meine Angst sah, nahm Ivy ihre Hand von meinem Mund. Der Lüftungsschlitz fiel mir ein, und ich schloss ihn vorsichtig. Das quietschende Geräusch ließ mich zusammenzucken. Jax landete auf meinem Knie. »Sie sind in unseren Garten eingefallen.« Sein mörderischer Blick stand in verstörendem Kontrast zu seinem kindlichen Gesicht. »Dafür werden sie bezahlen. Und ich sitze hier fest, weil ich für euch Idioten den Babysitter spielen muss.« Angewidert kehrte er auf das Fensterbrett zurück.

Aus der Küche kam ein lauter Knall. Als ich aufzustehen versuchte, drückte mich Ivy wieder runter. »Bleib hier«, sagte sie leise. »Jenks wird sich darum kümmern.«

»Aber -«Ich verkniff mir meinen Protest, als Ivy sich umdrehte. Im trüben Morgenlicht wirkten ihre Augen tiefschwarz. Was konnte Jenks schon gegen Fairy-Attentäter ausrichten? Er hatte eine Ausbildung zum Backup, nicht im Guerillakampf. »Hey, es tut mir leid«, flüsterte ich. »Dass ich dich geschlagen habe, meine ich.«

Ivy bewegte sich nicht. Ihre Augen spiegelten die widersprüchlichsten Gefühle wider. »Wenn ich dich wollte, kleine Hexe, könntest du mich nicht aufhalten.«

Ich musste schlucken. Das klang wie ein Versprechen.

»Irgendetwas ist passiert«, sagte sie und richtete ihre Aufmerksamkeit auf die geschlossene Tür. »Ich hatte das erst in drei Tagen erwartet.«

Ein Gefühl der Übelkeit überkam mich. Die LS. hatte ihre Taktik geändert. Das hatte ich mir wohl selbst zuzuschreiben.

»Francis ist passiert. Das war mein Fehler. Die I. S. weiß jetzt, dass ich an ihren Wachhunden vorbeikomme.«

Ich presste die Fingerspitzen an meine Schläfen. Keasley hatte mich gewarnt.

Ein weiterer Knall ertönte. Ivy und ich starrten die Tür an. Ich konnte mein Herz klopfen hören. Ivy auch? Einen endlosen Moment später klopfte es leise an die Tür. Mein Körper spannte sich an, und auch Ivy sammelte sich.

»Papa?«, fragte Jax behutsam. Aus dem Flur kam ein wimmerndes Geräusch. Jax schnellte zur Tür: »Papa!«

Ich schlich geduckt zur Tür, machte das Licht an und blinzelte in den grellen Strahl. Dann sah ich auf die Uhr, die Ivy mir geliehen hatte. Es war erst halb sechs; ich hatte nur eine Stunde geschlafen.

Ivy erhob sich mit beängstigender Schnelligkeit. Sie öffnete die Tür und schritt hinaus, wobei der Saum ihres Morgenmantels über den Boden glitt. Ich zuckte schuldbewusst zusammen, als sie den Raum verließ. Ich hatte sie nicht verletzen wollen. Nein, das war gelogen. Ich hatte es gewollt. Aber ich hatte gedacht, sie wollte mich zu ihrem Vorfrühstückssnack machen.

Jenks flog taumelnd in den Raum und knallte fast gegen das Fenster, als er zur Landung ansetzte.

»Jenks?« Meine Entschuldigung bei Ivy konnte warten. »Bist du in Ordnung?«

»Naja«, kam seine schleppende Antwort. »Zumindest müssen wir uns für eine Weile keine Sorgen mehr um Fairies machen.« Überrascht bemerkte ich die Waffe in seiner Hand.

Sie hatte einen hölzernen Griff und war ungefähr so groß wie einer dieser Zahnstocher, auf die man Oliven aufspießt. Jenks setzte sich schwerfällig und quetschte dabei versehentlich seine unteren Flügel.

Jax zog seinen Vater auf die Füße. »Papa?« Er klang besorgt. Jenks sah schrecklich aus. Einer seiner oberen Flügel war zerfetzt und er blutete aus mehreren Wunden, eine davon direkt unter seinem Auge. Das andere Auge war komplett zugeschwollen. Er stützte sich schwer auf Jax, der sich alle Mühe gab, seinen Vater aufrechtzuhalten.

»Hier«, sagte ich und schob Jenks behutsam auf meine Handfläche. »Ab in die Küche mit dir, da ist das Licht besser. Vielleicht können wir deinen Flügel stabilisieren.«

»Da ist kein Licht«, murmelte er erschöpft. »Hab's zerbrochen.« Er blinzelte und versuchte, mich anzusehen. »Sorry.«

Besorgt bedeckte ich ihn mit der anderen Hand und ignorierte seinen schwachen Protest. »Jax, geh und hol deine Mutter.« Er schnappte sich das Schwert seines Vaters und schoss aus einer Öffnung unter der Decke. »Ivy?« Ich bahnte mir einen Weg durch die dunkle Halle. »Was weißt du über Pixies?«

»Offensichtlich nicht genug«, sagte sie direkt hinter mir, und ich sprang aufgescheucht zur Seite.

Als ich die Küche betrat, drückte ich mit dem Ellbogen auf den Lichtschalter. Nichts. Die Lampen waren kaputt.

»Warte«, sagte Ivy, »der Boden ist voller Glasscherben.«

»Woher weißt du das?«, fragte ich skeptisch, zögerte aber,

da ich mir nicht die nackten Füße verletzen wollte. Ivy schob sich dicht an mir vorbei, und mir lief ein Schauer über den Rücken. Sie wurde wieder vampirisch. Ich hörte das Knirschen von Glas, bevor die Leuchtröhre über dem Ofen aufflackerte und die Küche in kaltes, fluoreszierendes Licht tauchte.

Das dünne Glas der zerschmetterten Birnen war überall auf dem Boden verstreut und ein stechender Geruch hing in der Luft. Verblüfft stellte ich fest, dass es Fairystaub war. Als ich ihn einatmete, begann meine Nase zu jucken, und ich setzte Jenks schnell auf der Tischplatte ab, bevor ich niesen musste und ihn eventuell fallen ließ.

Dann hielt ich die Luft an und ging zum Fenster, um es weiter zu öffnen. Mr. Fish lag hilflos in der Spüle, da sein Glas zerschmettert worden war. Behutsam holte ich ihn zwischen den dicken Scherben hervor, füllte einen Plastikbecher mit Wasser und setzte ihn hinein. Mr. Fish schlingerte ein wenig hin und her, erzitterte, und sank dann auf den Boden. Seine Kiemen bewegten sich langsam. Er war in Ordnung.

»Jenks?« Ich drehte mich zu ihm um und sah, dass er schon wieder aufgestanden war. »Was ist passiert?«

»Wir haben sie fertiggemacht«, wisperte er und geriet ins Taumeln.

Ivy holte inzwischen den Besen aus der Vorratskammer und begann, das Glas auf einen Haufen zu kehren.

»Sie dachten, ich wüsste nicht, wo sie stecken.« Ich suchte nach Verbandszeug und erschrak, als ich einen abgetrennten Fairyflügel fand. Er ähnelte mehr dem Flügel eines

Nachtfalters als dem einer Libelle. Ein paar Schuppen blieben an meinen Fingern hängen und färbten sie grün-violett. Sorgfältig legte ich den Flügel beiseite; für einige komplizierte Zauber brauchte man Fairystaub.

Jesus, dachte ich, und mir drehte sich der Magen um. Jemand war gestorben und ich plante, ein Körperteil von ihm für einen Spruch zu benutzen.

»Die kleine Jacey hat sie zuerst gesehen«, krächzte Jenks, »hinter den Menschengräbern. Rosa Flügel erstrahlten im Licht des Mondes, während die Erde sich um sein silbernes Netz drehte. Sie erreichten die Mauer. Unsere Linien standen geschlossen. Wir verteidigten unser Land. Gesagt, getan.«

Völlig verwirrt blickte ich zu Ivy hinüber. Sie hatte aufgehört zu kehren und beobachtete Jenks beunruhigt. Es war unheimlich: Jenks fluchte nicht, er wurde poetisch. Und er war noch nicht fertig.

»Der Erste wurde niedergestreckt am Fuße der Eiche, getötet vom Stahl in seinem Blute. Der Zweite fiel auf geheiligtem Boden, befleckt von den Schreien seiner Torheit. Der Dritte starb in Staub und Salz, als stille Warnung an seinen Meister.«

Jenks schaute hoch, sah mich aber nicht. »Dieser Grund ist unser. Besiegelt durch den gebrochenen Flügel, das vergiftete Blut und unsere unbestatteten Toten.«

Ivy und ich starrten uns in dem unwirklichen Licht an. »Was zur Hölle?«, wisperte sie. Jenks' Augen wurden klar. Er wandte sich in unsere Richtung, salutierte, und brach dann wie in Zeitlupe zusammen.

»Jenks!« Wir rannten zu ihm hinüber, Ivy erreichte ihn zuerst. Sie legte ihn in ihre Hand und drehte sich mit einem panischen Blick zu mir um. »Was soll ich tun?«

»Woher soll ich das denn wissen? Atmet er?«

Man hörte den Klang singender Windspiele und Jenks' Frau fegte in den Raum, mindestens ein Dutzend Pixie-kinder im Schlepptau. »Euer Wohnzimmer ist in Ordnung«, sagte sie brüsk, als sie so abrupt zum Stehen kam, dass ihr nebelfarbener Seidenumhang sich um sie bauschte. »Keine Amulette. Bringt ihn hier rüber. Jhem, geh und mach das Licht vor Ms. Ivy an, und dann hilf Jinni, meinen Verbandskasten zu holen. Jax, du übernimmst den Rest dieser Bande. Durchsucht die Kirche, beginnend mit dem Glockenturm. Untersucht jede winzigste Spalte; die Wände, die Rohre, die Strom- und die Telefonleitungen. Nehmt euch vor den Eulen in Acht und durchsucht auch das Priesterversteck. Wenn ihr meint, auch nur den leisesten Hauch von Magie oder Fairy zu riechen - schreit! Alles klar? Dann los.«

Die Pixiekinder verteilten sich in alle Richtungen und auch Ivy folgte gehorsam dem Befehl der kleinen Frau und lief ins Wohnzimmer. Ich hätte es amüsant gefunden, wenn da nicht der regungslose Jenks auf ihrer Hand gewesen wäre. So schnell ich konnte, humpelte ich hinter ihnen her.

»Nein, Liebes«, sagte die kleine Frau, als Ivy Jenks auf ein Kissen legen wollte. »Leg ihn bitte auf den Tisch, ich brauche einen harten Untergrund für die Schnitte.«

Schnitte? Ich nahm Ivys Magazine vom Tisch und legte sie

auf den Boden, um Platz zu schaffen. Dann setzte ich mich auf den nächsten Stuhl und neigte den Lampenschirm. Ich fühlte mich benommen und fror in meinem Flanellpyjama. Was war, wenn Jenks wirklich schwer verletzt war? Dass er tatsächlich zwei Fairies getötet hatte, schockierte mich. *Er hat sie getötet*. Na klar, ich hatte auch schon Leute ins Krankenhaus gebracht, aber jemanden töten? Ich erinnerte mich an meine Angst, als ich neben einem zu allem bereiten Vampir in der Dunkelheit gekauert und mich mit genau dieser Frage beschäftigt hatte. Ivy legte Jenks so vorsichtig ab, als sei er aus Seidenpapier, und wandte sich zur Tür. Sie ging gebeugt und wirkte ernsthaft beunruhigt. Irgendwie schien sie hier fehl am Platz zu sein. »Ich werde draußen alles überprüfen.«

Mrs. Jenks lächelte und ihr sanftes, jugendliches Gesicht strahlte eine zeitlose Wärme aus. »Nein, Liebes, wir sind in Sicherheit. Wir haben mindestens noch einen Tag Zeit, bevor die I. S. einen anderen Fairy Clan findet, der es mit uns aufnehmen will. Und Pixies würden für kein Geld dieser Welt in den Garten anderer Pixies einfallen. Das beweist, welch ungehobelte Barbaren die Fairies sind. Aber geh ruhig schauen, wenn du willst. Selbst unser Jüngstes könnte heute Morgen schon wieder zwischen den Blumen tanzen.«

Ivy öffnete den Mund, als ob sie protestieren wollte, erkannte aber, dass die Pixiefrau es ernst gemeint hatte. Still verschwand sie durch die Hintertür.

»Hat Jenks noch etwas gesagt, bevor er ohnmächtig wurde?« Mrs. Jenks arrangierte seine Flügel so, dass sie in

einem merkwürdigen Winkel vom Körper abstanden. Er sah aus wie ein aufgespießter Käfer in einem Ausstellungskasten. Ich fühlte mich plötzlich unglaublich schlecht.

»Nicht wirklich.« Ich wunderte mich über ihre Gelassenheit; ich war der Verzweiflung nahe. »Er schien nur irgendein Gedicht zu rezitieren.« Ich zog meinen Pyjamakragen höher und kauerte mich zusammen. »Wird er wieder gesund werden?«

Sie sank neben ihm auf die Knie. Als sie vorsichtig das geschwollene Auge ihres Mannes berührte, war ihr die Erleichterung deutlich anzusehen.

»Er wird wieder. Wenn er flucht oder Gedichte aufsagt, geht's ihm gut. Wenn du mir jetzt gesagt hättest, dass er gesungen hätte, wäre ich ernsthaft besorgt gewesen.« Ihre Finger berührten ihn langsam und zärtlich, und ihre Augen blickten in die Ferne.

»An dem Tag, als er singend nach Hause kam, hätten wir ihn beinahe verloren.«

Sie sammelte sich wieder und öffnete mit einem freudlosen Lächeln die Tasche, die ihre Kinder gebracht hatten.

Mich überkamen Schuldgefühle. »Es tut mir so leid, Mrs. Jenks. Ohne mich wäre das alles nicht passiert. Wenn Jenks jetzt aus seinem Vertrag aussteigen will, kann ich das gut verstehen.«

»Aus seinem Vertrag aussteigen?« Mrs. Jenks fixierte mich mit einer beängstigenden Intensität. »Du lieber Himmel, Kind. Doch nicht wegen einer solchen Lappalie.«

»Aber er sollte nicht gegen sie kämpfen müssen!«, protestierte ich, »sie hätten ihn töten können.«

»Es waren nur drei.« Sie breitete ein weißes Laken neben Jenks aus und legte darauf Verbände, Heilsalbe und etwas, das wie eine künstliche Flügelmembran aussah. »Sie wussten, in welcher Gefahr sie sich befanden. Sie haben die Warnsignale ignoriert. Ihr Tod war gerechtfertigt.« Als sie lächelte, wurde mir klar, warum der Pixie seinen Wunsch dazu benutzt hatte, sie an sich zu binden. Sogar mit einem Messer in der Hand sah sie aus wie ein Engel.

»Aber sie waren nicht hinter euch her«, beharrte ich, »sie wollten mich!«

Sie schüttelte den Kopf, und ihr feines Haar tanzte um ihr Gesicht.

»Das spielt keine Rolle«, erwiderte sie, »sie hätten den Garten sowieso besetzt. Aber letztendlich haben sie es wegen des *Geldes* getan.« Aus ihrem Mund klang es wie ein Schimpfwort. »Und die LS. musste sicher eine Menge davon bieten, damit sie sich trauten, es mit meinem Jenks aufzunehmen.« Sie seufzte und schnitt Teile aus der dünnen Membran, die sie den Löchern in Jenks' Flügel anpasste. Diese Arbeit schien sie nicht mehr aufzuregen als Socken zu stopfen.

»Mach dir keine Gedanken. Sie dachten, dass sie uns aus dem Gleichgewicht bringen könnten, weil wir uns gerade erst niedergelassen hatten.« Sie warf mir einen selbstzufriedenen Blick zu. »Da haben sie wohl falsch gedacht.«

Ich wusste nicht, was ich sagen sollte. Der Hass zwischen

den Pixies und den Fairies ging wesentlich weiter, als ich gedacht hatte. Sie vertraten die Ansicht, dass niemand Land besitzen könne. Deshalb vermieden sie jegliches förmliche Eigentumsrecht und verfuhren einfach nach dem Grundsatz: »Wer die Macht hat, hat das Recht.« Und da sie mit niemandem sonst in Konkurrenz standen, drückte die Justiz bei ihren Angelegenheiten beide Augen zu und erlaubte ihnen, ihre Streitigkeiten unter sich auszumachen; offenbar sogar bis zum gegenseitigen Mord. Ich fragte mich, was denjenigen zugestoßen war, die das Hoheitsrecht über den Garten innegehabt hatten, bevor Ivy die Kirche gemietet hatte.

»Jenks mag dich«, sagte die kleine Frau, während sie die Flügelmembran aufrollte und wegpackte. »Er nennt dich Freundin. Und aus Respekt ihm gegenüber sehe auch ich dich als solche.«

»Danke«, stammelte ich.

»Dennoch traue ich dir nicht.« Sie war genauso direkt wie ihr Ehemann und beinahe ebenso taktvoll. »Ist es wahr, dass du ihn zu deinem Partner gemacht hast? Hast du das wirklich ernst gemeint, oder war das nur ein grausamer Scherz?«

Ich nickte; das hier war ernster als alles, was diese Woche geschehen war. »Ja, Ma'am. Er verdient es.«

Mrs. Jenks nahm eine winzige Schere zur Hand. Sie wirkte mehr wie ein Erbstück als wie ein funktionales Instrument. Die Holzgriffe waren in der Form eines Vogels geschnitzt, dessen metallener Schnabel die beiden Klingen bildete. Entsetzt sah ich zu, wie sie das kalte Eisen nahm und sich vor

Jenks hinkniete. »Bitte, Liebster, schlaf weiter«, hörte ich sie flüstern, bevor sie damit begann, die ausgefransten Kanten von Jenks' Flügel zurechtzustutzen. Der Geruch von geronnenem Blut und verbranntem Fleisch erfüllte den Raum.

Ivy erschien in der Tür, als hätte man sie heraufbeschworen. »Du blutest«, sagte sie.

Ich schüttelte den Kopf. »Das ist Jenks' Flügel.«

»Nein, *du* blutest. Dein Fuß.«

Ich sprang auf und verdrängte meine Todesangst. Als ich meinen Fuß hob, entdeckte ich, dass meine Ferse rot verschmiert war. Ich war zu beschäftigt gewesen, um es zu bemerken.

»Ich werde es reinigen«, sagte Ivy. Ich wich zurück. »Den *Boden»,* erklärte sie genervt, »du hast blutige Fußabdrücke überall auf dem *Boden* hinterlassen.« Mein Blick wanderte in den Flur, wo meine Spuren im Licht des neuen Tages rot leuchteten. »Ich hätte deinen Fuß nicht angerührt«, murmelte Ivy, als sie hinausstampfte. Ich errötete. Nun... ich war mit ihrem Atem in meinem Nacken aufgewacht. Aus der Küche waren knallende Schranktüren und das Rauschen von Wasser zu hören. Sie war sauer auf mich. Vielleicht sollte ich mich entschuldigen. Aber wofür? Ich hatte ihr bereits gesagt, dass es mir leid tat, sie geschlagen zu haben.

»Sind Sie sicher, dass Jenks wieder in Ordnung kommt?«, fragte ich und vermied somit das Problem.

Die Pixiefrau seufzte. »Wenn ich die Flicken anbringen kann, bevor er aufwacht, schon.« Sie richtete sich auf, schloss

die Augen und sprach ein kurzes Gebet. Nachdem sie sich die Hände an ihrem Rock abgewischt hatte, nahm sie eine stumpfe Klinge mit hölzernem Griff. Sie platzierte den Flicken und fuhr mit der flachen Seite des Messers über die Kanten, sodass sie mit Jenks' Flügel verschmolzen. Als sie fertig war, zitterten ihre Hände und sie verlor Pixiestaub, der sie aufleuchten ließ. Sie war wirklich ein Engel.

»Kinder?«, rief sie, und schon kamen sie aus allen Ecken angesaust. »Helft mir, euren Vater zu tragen. Josie, geh und schau nach, ob die Tür offen ist.«

Ich sah zu, wie die Kinder zu ihm hinunterflogen, ihn hochhoben und ihn durch den Kamin nach draußen brachten. Mrs. Jenks erhob sich müde, während ihre älteste Tochter alles wieder in der Tasche verstaute. »Mein Jenks«, sagte sie, »möchte manchmal mehr erreichen, als ein Pixie überhaupt zu träumen wagt. Passen Sie auf, dass mein Mann in seiner Torheit nicht getötet wird, Ms. Morgan.«

»Ich werde es versuchen«, flüsterte ich, als sie und ihre Tochter durch den Schornstein verschwanden. Ich fühlte mich schuldig, als ob ich Jenks bewusst manipuliert hätte, um mich zu beschützen.

Das Geräusch von Glas, das in den Mülleimer fiel, riss mich aus meinen Gedanken. Ich erhob mich und schaute aus dem Fenster: Die Sonne war aufgegangen und schien auf die Kräuter im Garten. Es war lange nach meiner Schlafenszeit, doch ich wusste, dass ich nicht wieder einschlafen würde. Erschöpft und hilflos schleppte ich mich in die Küche. Ivy kroch in ihrem schwarzen Morgenmantel auf den Knien

herum und wischte meine Fußabdrücke weg. »Entschuldigung«, sagte ich. Ich stand in der Mitte des Raums und hatte schützend meine Arme um mich gelegt.

Ivy sah mit zusammengekniffenen Augen hoch; sie hatte die Märtyrerrolle wirklich gut drauf.

»Wofür?« Sie verlangte offensichtlich das große Entschuldigungsprogramm.

»Dafür, naja, dass ich dich geschlagen habe. Ich war noch nicht richtig wach«, log ich. »Ich wusste nicht, dass du es bist.«

»Dafür hast du dich bereits entschuldigt.« Sie kümmerte sich weiter um den Boden.

»Dafür, dass du meine Fußabdrücke wegwischst?«, versuchte ich es noch einmal.

»Das habe ich freiwillig angeboten.«

Ich nickte; das hatte sie wirklich. Da ich mich nicht mit den möglichen Motiven, die dahinter steckten, auseinandersetzen wollte, akzeptierte ich ihr Angebot als eine reine Nettigkeit. Aber wegen irgendetwas war sie sauer. Ich hatte nur keinen blassen Schimmer, was das sein könnte. »Hilf mir mal auf die Sprünge, Ivy.«

Sie stand auf und ging zum Spülbecken, wo sie bedächtig den Lappen reinigte. Dann hängte sie den gelben Stofffetzen sorgfältig über den Wasserhahn. Schließlich drehte sie sich um und lehnte sich gegen den Tresen. »Wie wäre es mit ein bisschen Vertrauen? Ich habe dir gesagt, dass ich dich nicht beißen werde, also werde ich es auch nicht tun.«

Mir fiel die Kinnlade runter. Ivy verlangte Vertrauen?

»Du willst mein Vertrauen?«, schrie ich, da ich wusste, dass nur eine kräftiger Schuss Wut mir genügend Mut einflößen würde, um mit ihr über dieses Thema zu sprechen. »Wie wäre es dann mit ein bisschen mehr Selbstbeherrschung? Ich kann dir noch nicht mal widersprechen, ohne dass du den Vampir raushängen lässt.«

»Das ist nicht wahr.«

»Ist es doch.« Ich begann, wild zu gestikulieren. »Es ist wie in der ersten Woche, in der wir miteinander gearbeitet und darüber diskutiert haben, wie man am besten einen Ladendieb im Einkaufszentrum hochnimmt. Nur weil ich nicht deiner Meinung bin, heißt das noch lange nicht, dass ich falsch liege. Zumindest solltest du mir erst mal zuhören, bevor du entscheidest, dass ich im Unrecht bin.«

Sie holte tief Luft. »Ja, du hast recht.«

Das brachte mich aus dem Konzept. Sie fand, ich hatte recht? »Und noch was«, fügte ich etwas besänftigt hinzu, »hau nicht immer ab, wenn wir uns streiten. Du bist heute Nacht hier abgerauscht, als wolltest du jemandem den Kopf abreißen. Und dann wache ich auf, und das Erste, was ich sehe, bist du, wie du über mir hängst. Es tut mir leid, dass ich dich geschlagen habe. Aber du musst zugeben: Irgendwie hattest du es verdient.«

Ein schwaches Lächeln huschte über ihr Gesicht. »Ja, wahrscheinlich.« Sie zupfte den Lumpen über dem Wasserhahn zurecht. Als sie sich umdrehte, verschränkte sie die Arme vor der Brust. »Okay. Ich werde nicht mehr mitten in einem Streit abhauen. Aber du darfst dich dabei auch

nicht immer so aufregen. Du verwirrst mich dann so sehr, dass ich nicht mehr weiß, wo oben und unten ist.«

Ich blinzelte. Meinte sie »aufregen« nun im Sinne von verängstigt, sauer oder beides? »Wie bitte?«

»Und vielleicht kannst du dir ein stärkeres Parfüm zulegen?«, fügte sie entschuldigend hinzu.

»Ich - ich habe eins gekauft«, sagte ich überrascht. »Jenks meint, es überdeckt alles.«

Plötzlich wirkte Ivy wieder nervös. »Rachel... ich rieche mich immer noch an dir. Du bist wie ein großer Schokoladenkeks, der ganz allein auf einem leeren Tisch liegt. Und wenn du dich aufregst, dann ist das so, als kämst du frisch aus dem Ofen, warm und duftend. Ich habe seit drei Jahren keinen Keks mehr gegessen. Kannst du dich einfach nur beruhigen, damit du nicht mehr so verdammt gut riechst?«

»Oh.« Mir wurde plötzlich kalt, und ich ließ mich auf einen Stuhl fallen. Ich mochte es nicht, mit Essen verglichen zu werden. Und ich würde nie wieder in der Lage sein, einen Schokoladenkeks anzurühren. »Ich habe doch meine gesamte Kleidung noch mal gewaschen«, sagte ich schwach. »Und ich benutze auch nicht mehr dein Bettzeug oder deine Seife.«

Als ich mich umdrehte, sah Ivy zu Boden. »Ich weiß«, sagte sie. »Und ich bin auch dankbar dafür, es hilft. Es ist nicht deine Schuld. Der Geruch eines Vampirs haftet an jedem, mit dem er zusammenlebt. Es ist eine Überlebensstrategie für den Partner des Vampirs, da so andere Vampire abgeschreckt

werden. Aber ich sehe uns als Wohnpartner, nicht als Blutpartner, deswegen dachte ich nicht, dass ich es bemerken würde.«

»Ich gehöre dir nicht«, sagte ich leise.

»Ich weiß.« Sie wich meinem Blick aus. »Der Lavendel hilft. Vielleicht reicht es auch, wenn du kleine Säckchen davon in deinen Schrank hängst. Und wenn du versuchen könntest, dich nicht so aufzuregen, wenn wir... über alternative Vorgehensweisen diskutieren. Okay?«

»Okay«, sagte ich sanft. Mir wurde klar, wie kompliziert diese Abmachung werden würde.

»Willst du immer noch morgen zu Kalamack gehen?«

Erleichtert über den Themenwechsel nickte ich. »Ich will nicht ohne Jenks gehen, aber ich werde wohl nicht warten können, bis er wieder flugtauglich ist.«

Ivy blieb für einen langen Moment stumm. »Ich fahre dich hin. So weit, wie du es riskieren willst.«

Meine Kinnlade fiel ein zweites Mal. »Warum? Ich meine -wirklich?«

Sie zuckte mit den Schultern. »Du hast recht. Wenn du das nicht schnell hinter dich bringst, wirst du wohl keine Woche mehr am Leben bleiben.«

17

»Und du wirst nicht gehen, *Schatz*«, sagte Mrs. Jenks bestimmt. Ich schüttete den letzen Schluck Kaffee ins

Waschbecken und sah unbehaglich in den Garten hinaus, der im Schein der frühen Nachmittagssonne erstrahlte. In diesem Moment wäre ich lieber irgendwo anders gewesen.

»Den Teufel werde ich tun«, murmelte Jenks. Nach der viel zu kurzen Nacht war ich zu müde, um zu genießen, wie .lenks von seiner Frau gegängelt wurde. Er stand auf der makellosen Arbeitsplatte und hatte die Hände voller Wut in die Hüften gestemmt. Hinter ihm saß Ivy am Küchentisch und plante drei verschiedene Routen zu Kalamacks Anwesen. Mrs. Jenks stand neben den Landkarten. Ihre angespannte Körperhaltung sagte alles: Sie wollte nicht, dass er ging. Und so, wie sie im Moment aussah, wollte ich ihr lieber nicht widersprechen.

»Ich sage, du gehst nicht«, beharrte sie. Ihr Ton hatte deutlich an Schärfe gewonnen.

»Das geht dich nichts an, Frau.« Der bittende Unterton ruinierte Jenks' Versuch, den harten Kerl zu mimen.

»Und ob mich das was angeht«, entgegnete sie ernst. »Du bist immer noch verletzt. Und in dem Fall tust du, was ich sage. So will es unser Gesetz.«

Er gestikulierte flehend. »Mir geht es gut. Ich kann fliegen, ich kann kämpfen. Und ich werde mitgehen.«

»Tut es nicht, kannst du nicht und wirst du nicht. Und bis ich etwas anderes sage, bist du ein Gärtner und kein Runner.«

»Und wie ich fliegen kann«, rief er, und begann mit den Flügeln zu schlagen.

Er hob ungefähr einen Fingerbreit vom Tisch ab und setzte

dann wieder auf. »Du willst nur nicht, dass ich gehe.«

Sie richtete sich noch ein wenig weiter auf, als sie erwiderte: »Ich werde mir nicht nachsagen lassen, dass du getötet wurdest, weil ich nachlässig war. Ich bin dafür verantwortlich, dass du am Leben bleibst, und ich sage: *Du bist fix und fertig.*«

Ich fütterte Mr. Fish mit einem zerbröselten Cornflake. Es war eine ganz schön peinliche Situation. Wäre es meine Entscheidung gewesen, hätte ich Jenks losziehen lassen -flugfähig oder nicht. Er erholte sich viel schneller, als ich es für möglich gehalten hätte. Es war allerdings auch erst zehn Stunden her, dass er ein Quell der Poesie gewesen war. Fragend sah ich zu Mrs. Jenks hinüber. Die schöne Pixiefrau schüttelte den Kopf. Das war's dann wohl.

»Jenks«, sagte ich, »es tut mir leid, aber bis du grünes Licht bekommst, bleibst du im Garten.«

Er ballte die Fäuste und stapfte bedrohlich bis an die Tischkante. Um mir meine Verlegenheit nicht anmerken zu lassen, wandte ich mich an Ivy: »Du sagtest, du hast eine Idee, wie ich reinkommen könnte?«

Ivy zog ihren Stift aus dem Mund. »Ich habe heute Morgen im Netz recherchiert -«

»Du meinst, nachdem ich ins Bett gegangen war?«, unterbrach ich sie.

»Genau.« Sie wühlte in ihren Karten herum und zog schließlich eine farbige Broschüre hervor. »Hier, das habe ich dir ausgedruckt.«

Ich nahm den Prospekt und setzte mich. Sie hatte ihn nicht

nur ausgedruckt, sondern auch im richtigen Format gefaltet. Er enthielt eine farbenfrohe Anzeige, in der für Führungen durch Kalamacks botanische Gärten geworben wurde. >»Genießen Sie einen Rundgang durch die spektakuläre Gartenanlage des Abgeordneten Trenton Kalamack<«, las ich vor. »Telefonische Kartenreservierung erforderlich. Bei Vollmond wegen Instandhaltungsarbeiten geschlossen. Da stand noch mehr, aber es war auch so klar, wie ich auf das Anwesen kommen konnte.

»Ich habe noch eine andere Broschüre, für die Stallungen«, sagte Ivy. »Sie sind das ganze Jahr für Besichtigungen freigegeben, außer im Frühling, wenn die Fohlen geboren werden.«

»Wie rücksichtsvoll.« Ich strich mit meinem Finger über die knallbunte Skizze'des Geländes. Der Gedanke, dass Trent sich für Gärtnerei interessieren könnte, war mir neu. Vielleicht war er ja doch eine Hexe. Ein lautes Jammern riss mich aus meinen Überlegungen, als Jenks die kurze Strecke zum Tisch flog. Er schaffte es, gerade so.

»Das ist fantastisch.« Ich ignorierte den streitsüchtigen Pixie, der über das Papier stiefelte, um in mein Blickfeld zu gelangen. »Ich hatte geplant, dass du mich irgendwo in den Wäldern absetzt, damit ich mich reinschleichen kann. Aber das hier ist großartig. Danke.«

Ivy schenkte mir ein schmales, aber ehrliches Lächeln. »Ein bisschen Recherche kann eine Menge Zeit sparen.«

Ich unterdrückte einen Seufzer. Wenn es nach Ivy ginge, hätten wir einen Sechs-Stufen-Plan über dem Klo hängen, für

den Fall, dass es verstopfte. »Ich könnte mich in einer großen Handtasche verstecken.« Langsam erwärmte ich mich für die Idee.

Jenks rümpfte die Nase. »Das muss aber eine verdammt große Tasche sein.«

»Es gibt da jemanden, der mir noch einen Gefallen schuldet«, meinte Ivy. »Wenn sie die Eintrittskarte kauft, wird mein Name nicht auf der Liste erscheinen. Und ich könnte mich verkleiden.« Ivy grinste und zeigte dabei ein bisschen Zahn.

»Hey«, rief Jenks mit einem schnellen Blick zu seiner Frau, »ich könnte da auch reinpassen.«

Ivy klopfte mit dem Stift gegen ihre Zähne. »Ich werde die Tour mitmachen und dann zufällig meine Handtasche irgendwo vergessen.«

Jenks stand auf der Broschüre und zuckte erregt mit den Flügeln. »Ich werde mitkommen.«

Ich zog das Papier mit einer schnellen Bewegung unter ihm weg, und er stolperte. »Ich treffe dich morgen kurz hinter dem Eingangstor im Wald. Wenn du mich da abholst, wird uns keiner sehen.«

»Ich werde mitkommen«, wiederholte Jenks lauter.

Ivy lehnte sich zufrieden zurück. *»Das* verstehe ich unter einem Plan.«

Es war wirklich merkwürdig. Letzte Nacht hatte sie mir fast den Kopf abgerissen, als ich fast dasselbe vorgeschlagen hatte. Offenbar brauchte sie nur die Möglichkeit, sich ein wenig einzubringen. Befriedigt, dass ich zumindest einen

kleinen Teil von Ivy entschlüsselt hatte, stand ich auf und öffnete den Schrank, in dem ich die Amulette aufbewahrte.

»Trent kennt dich«, meinte ich, während ich nach etwas Passendem suchte. »Der Himmel weiß, woher. Also brauchst du eine Tarnung. Lass mal sehen... ich könnte dich älter erscheinen lassen.«

»Hört mir hier keiner zu?« Jenks schrie nun und seine Flügel waren wieder einmal rot vor Wut. »Ich werde mitkommen! Rachel, sag meiner Frau, dass ich fit genug dafür bin.«

»Ähm, warte mal«, warf Ivy dazwischen. »Ich möchte nicht verzaubert werden, ich habe meine eigene Tarnung.«

Überrascht drehte ich mich um. »Du willst keinen meiner Zauber? Es tut nicht weh. Es ist nur eine Illusion, nicht so was wie ein Verwandlungszauber.«

Sie wich meinem Blick aus. »Ich habe mir da schon was überlegt.«

»Ich sagte - ich werde mitkommen!«, brüllte Jenks.

Ivy rieb sich müde die Augen.

»Jenks...«

Er unterbrach mich: »Sag es ihr«, flehte er und zeigte auf seine Frau. »Wenn du sagst, dass es in Ordnung Ist, wird sie mich gehen lassen. Bis ich es muss, werde ich schon wieder fliegen können.«

»Es wird bestimmt noch andere Gelegenheiten geben...«

»Um bei Kalamack einzubrechen?«, schrie er in unveränderter Lautstärke. »Wohl kaum. Entweder gehe ich jetzt oder nie. Das ist meine einzige Chance herauszufinden,

wie Kalamack riecht. Kein Pixie und kein Fairy hat jemals herausgefunden, was er ist. Und weder du noch irgendjemand sonst wird mir diese Gelegenheit vermasseln.« Er klang richtig verzweifelt. »Keine von euch beiden hat das drauf.«

Bittend sah ich Mrs. Jenks an, die hinter ihm stand. Er hatte recht. Es würde keine weitere Gelegenheit geben. Es wäre auch viel zu gefährlich gewesen, mein Leben zu riskieren, wenn es nicht sowieso schon in einem Mixer gewesen wäre, den nur noch jemand anstellen musste. Die schöne Pixie schloss die Augen. Wie unter Schmerzen nickte sie schließlich.

»In Ordnung«, sagte ich daraufhin zu Jenks. »Du kannst mitkommen.«

»Was?«, rief Ivy, und ich zuckte hilflos mit den Schultern.

»Sie sagt, es sei okay«, erwiderte ich mit einem Nicken zu Mrs. Jenks. »Aber nur, wenn er verspricht, sich sofort zu verziehen, wenn ich es sage. Ich werde nicht zulassen, dass er sich überanstrengt.«

Seine Flügel wechselten zu einem grellen Violett. »Ich werde gehen, wenn ich es für richtig halte.«

»Auf gar keinen Fall.« Ich streckte die Arme über den Tisch und setzte ihn zwischen meinen Fäusten fest. »Diesmal mache ich die Regeln - wir brechen nach meinem Ermessen ein und gehen wieder unter denselben Bedingungen. Das hier ist eine Hexokratie und keine Demokratie. Haben wir uns verstanden?«

Jenks wollte protestieren, fing aber einen Blick seiner Frau

auf. Sie klopfte mit ihrem kleinen Fuß auf den Boden.

»Okay«, sagte er unterwürfig. »Aber nur dieses eine Mal.«

Ich nickte und zog meine Arme zurück. »Passt das auch alles in deinen Plan, Ivy?«

»Wie auch immer.« Als sie aufstand, kratzte der Stuhl über den Boden. »Ich werde mich schon mal um die Eintrittskarte kümmern. Wir müssen rechtzeitig los, wenn wir erst bei meiner Freundin vorbeifahren und um vier am Busbahnhof sein wollen. Da starten die Touren.« Als sie die Küche verließ, hatte sie schon fast wieder Vampirgeschwindigkeit drauf.

»Jenks, Liebling«, sagte die Pixiefrau sanft, »ich bin im Garten, falls du-« Sie ließ den Satz unvollendet und flog durch das geöffnete Fenster hinaus.

Jenks wirbelte herum, war aber einen Herzschlag zu spät. »Matalina, warte«, rief er und wollte ihr folgen. Aber er kam nicht hoch, geschweige denn konnte er mit ihr mithalten. »Der *Wandel* soll's holen. Es ist meine einzige Chance«, rief er ihr nach.

Ich hörte Ivys gedämpfte Stimme aus dem Wohnzimmer, wo sie sich am Telefon mit jemandem stritt. »Ist mir doch egal, ob es zwei Uhr nachmittags ist. Das bist du mir schuldig.« Nach einer kurzen Pause fuhr sie fort: »Ich könnte auch rüberkommen und dir den Arsch versohlen, Carmen. Ich habe heute Abend noch nichts vor.« Jenks und ich zuckten zusammen, als etwas gegen die Wand knallte. Wahrscheinlich war es das Telefon. Es schien für jeden von uns ein prächtiger Nachmittag zu sein.

»Alles geklärt!«, rief Ivy bemüht fröhlich. »Wir können das

Ticket in einer halben Stunde abholen. Bleibt gerade noch genügend Zeit, um uns umzuziehen.«

»Großartig.« Seufzend stand ich auf und nahm den Nerzzaubertrank aus dem Schrank. Ich konnte mir allerdings kaum vorstellen, wie ein einfacher Klamottenwechsel einen Vampir ausreichend tarnen sollte.

»Hey, Jenks?« Ich durchwühlte die Besteckschublade nach einer Lanzette. »Wie riecht Ivy?«

»Was?«, fauchte er geistesabwesend. Der Streit mit seiner Frau ließ ihn offenbar nicht los.

Ich vergewisserte mich kurz, dass der Flur leer war. »Ivy«, sagte ich noch leiser, damit sie es nicht hören konnte. »Vor dem Angriff der Fairies ist sie hier rausgestürmt, als ob sie jemandem das Herz rausreißen wollte. Ich werde mich nicht in ihrer Handtasche verstecken, solange ich nicht weiß, ob...« Ich zögerte. »Ist sie rückfällig geworden?«

Jenks wurde ernst. »Nein.« Er wappnete sich gegen den Schmerz und flog die kurze Strecke zu mir herüber. »Ich habe Jax damit beauftragt, sie zu beobachten. Nur um sicherzugehen, dass ihr niemand einen Zauber unterjubelt, der an dich adressiert ist.« Jenks plusterte sich auf, ganz elterlicher Stolz. »Er hat sich wirklich gut gemacht bei seinem ersten Fall. Niemand hat ihn gesehen - eben ganz der Vater.«

Ich beugte mich noch weiter zu ihm runter. »Also, wo ist sie hingegangen?«

»In eine Vamp-Bar am Fluss. Hat sich in eine Ecke gesetzt, jeden angeknurrt, der ihr zu nahe kam, und die ganze Nacht Orangensaft getrunken.« Jenks schüttelte den Kopf. »Echt

seltsam, wenn du mich fragst.«

Ein leises Geräusch an der Tür ließ uns schuldbewusst auseinanderfahren. Ich schaute auf und blinzelte überrascht. »Ivy?«, stammelte ich fassungslos.

Sie lächelte verlegen. »Was denkst du?«

»Ahm... großartig. Du siehst großartig aus. Ich hätte dich niemals erkannt.« Und das hätte ich vermutlich wirklich nicht.

Ivy trug ein hautenges gelbes Sommerkleid. Die dünnen Träger bildeten einen scharfen Kontrast zu ihrer unglaublich weißen Haut. Das ebenholzschwarze Haar floss ihr den Rücken hinunter, und der knallrote Lippenstift war der einzige Farbtupfer in ihrem Gesicht, wodurch sie noch exotischer aussah als sonst. Sie trug eine Sonnenbrille und einen breitkrempigen gelben Hut, der perfekt zu ihren High Heels passte. Über ihrer Schulter hing eine Handtasche, die groß genug war, um ein Pony darin zu transportieren.

Sie drehte sich langsam um sich selbst wie ein Model auf dem Laufsteg. Ich konnte nicht anders, als sie anzustarren. Zugleich machte ich mir eine gedankliche Notiz - keine Schokolade mehr für mich. Sie blieb stehen und nahm die Sonnenbrille ab. »Meinst du, das geht so?«

Total verdattert schüttelte ich den Kopf. »Ja, doch. Willst du das tatsächlich tragen?«

»Früher habe ich es öfter getragen. Und es wird kein Erkennungsamulett auslösen.«

Jenks verzog das Gesicht und hievte sich mühsam auf die Spüle. »Auch wenn ich diese erschreckende Östrogenansammlung unglaublich genieße - ich muss mich

jetzt von meiner Frau verabschieden. Sagt mir Bescheid, wenn ihr fertig seid. Ihr findet mich im Garten - vermutlich direkt neben dem Stinkkraut.« Er flog taumelnd aus dem Fenster. Noch immer verblüfft drehte ich mich wieder zu Ivy um.

»Ich bin überrascht, dass es immer noch passt«, sagte Ivy, während sie an sich herunterschaute. »Es gehörte meiner Mutter. Ich bekam es, als sie starb.« Sie warf mir einen gespielt drohenden Blick zu. »Und wenn sie jemals vor unserer Tür steht, verrate ihr ja nicht, dass ich es habe.«

»Sicher nicht«, versprach ich hastig.

Ivy warf die Handtasche auf den Tisch und setzte sich mit übereinandergeschlagenen Beinen hin. »Sie glaubt, meine Großtante hätte es gestohlen. Wenn sie wüsste, dass ich es habe, würde sie mich zwingen, es zurückzugeben.«

Ivy schnaubte verächtlich. »Als ob sie es noch tragen könnte. Solche Kleider sehen nach Einbruch der Dunkelheit doch einfach nur billig aus«, schloss eie mit einem strahlenden Lächeln.

Ich unterdrückte ein Schaudern. Sie sah aus wie ein Mensch; wie eine reiche, begehrenswerte Frau. Mir wurde plötzlich klar, dass dies ein Jagddress war.

Ivy sah meinen entsetzten Blick und wurde unnatürlich ruhig. Ihre Pupillen weiteten sich, und mein Puls begann zu rasen. Das schreckliche Schwarz ergriff Besitz von ihr, als ihre Instinkte geweckt wurden. Die Küche verschwand aus meinem Bewusstsein. Obwohl sie sich auf der anderen Seile des Raums befand, schien Ivy plötzlich unmittelbar vor mir

zu stehen. Ich fühlte, wie mir abwechselnd heiß und kalt wurde. Sie zog mich mitten am Nachmittag in ihren Rann.

»Rachel...«, flüsterte sie dunkel, »du brauchst keine Angst zu haben.«

Ich atmete schnell und flach. Angstlich zwang ich mich dazu, mich abzuwenden, sodass ich fast mit dem Rücken zu ihr stand. *Verdammt, verdammt, verdammt!* Das war nicht meine Schuld, ich hatte nichts getan! Sie war so normal gewesen... und dann das? Aus dem Augenwinkel beobachtete ich Ivy, die bewegungslos dastand und um ihre Selbstbeherrschung kämpfte. Wenn sie sich bewegte, würde ich aus dem Fenster springen. Aber sie bewegte sich nicht. Langsam normalisierten sich meine Atmung und mein Puls, und ihre Anspannung ließ nach. Mit jedem meiner kontrollierten Atemzüge zogen sich ihre Pupillen ein Stückchen weiter zusammen. Schließlich strich ich mir das Haar aus dem Gesicht und gab vor, mir die Hände zu waschen, und sie ließ sich wieder auf ihren Stuhl fallen. Angst war ein Aphrodisiakum für ihren Hunger, und ich hatte sie, ohne dass es mir bewusst gewesen wäre, damit gefüttert.

»Ich hätte das hier nicht noch einmal anziehen dürfen«, sagte sie bedrückt. »Ich werde im Garten warten, während du deinen Zauber aktivierst.« Ich nickte und sie schwebte zur Tür, deutlich bemüht, sich mit normaler Geschwindigkeit zu bewegen. Trotzdem bemerkte ich erst, dass sie aufgestanden war, als sie schon fast den Flur erreicht hatte.

»Und Rachel«, sagte sie sanft, als sie auf der Türschwelle stehen blieb. »Sollte ich jemals rückfällig werden, bist du die

Erste, die es erfährt.«

18

»Ich glaube nicht, dass ich den Gestank aus diesem Sack jemals aus meiner Nase kriege.« Jenks atmete dramatisch die kühle Nachtluft ein.

»Handtasche«, versuchte ich zu korrigieren, aber es wurde nur ein nichtssagendes Quieken. Ich hatte sofort erkannt, wonach es in der Handtasche von Ivys Mutter roch, und bei dem Gedanken, dass ich darin einen Großteil des Tages verbracht hatte, wurde mir ganz anders.

»Hast du so was schon mal gerochen?«, fuhr Jenks unbekümmert fort. »

»Jenks - halt die Klappe!« Quiek, quiek, zwitscher. Ich wollte nicht unbedingt wissen, was ein Vampir bei der Jagd so bei sich trug. Krampfhaft versuchte ich, Tafel 6.1 aus meinem Kopf zu verbannen.

»Nein«, meinte er gedehnt, »es war eher moschusartig, metallisch - oh.«

Glücklicherweise war die Nachtluft frisch und angenehm, .letzt, um kurz vor zehn, lag der intensive Duft feuchter Vegetation über Trents öffentlichen Gartenanlagen und hinter den Bäumen konnte man die schmale, silberne Mondsichel ausmachen. Jenks und ich hatten uns in einem Gebüsch hinter einer Steinbank versteckt. Ivy war schon lange weg.

Sie hatte es geschafft, die Handtasche unter der Bank zu verstecken, indem sie eine Ohnmacht vortäuschte. Nachdem sie ihre Benommenheit einem zu niedrigen Blutzuckerspiegel zugeschrieben hatte, war ungefähr die Hälfte der anwesenden Männer zum nächsten Kiosk gerannt, um ihr Süßigkeiten zu besorgen. Ich hatte fast unsere Tarnung ruiniert, da Jenks' anhaltende Parodie des Geschehens mich immer wieder zum Lachen reizte. Ivy war schließlich mit einer Entourage aus besorgten Männern verschwunden. Ich wusste nicht, ob ich die Leichtigkeit, mit der sie die Männer rumkriegte, besorgniserregend oder amüsant finden sollte.

»Das alles hier fühlt sich so falsch an wie Onkel Vamp auf einer Sweet Sixteen Party«, meinte Jenks, als er sich aus dem Schatten löste und den Weg betrat. »Ich habe den ganzen Nachmittag keinen einzigen Vogel gehört. Auch keine Fairies oder Pixies.« Er spähte unter seinem Hut hervor auf das vor ihm aufragende Dickicht.

»Lass uns gehen«, quiekte ich und schaute den verlassenen Weg entlang. Alles war grau in grau und ich hatte mich immer noch nicht daran gewöhnt.

»Ich denke nicht, dass es hier überhaupt Fairies oder Pixies *gibt«,* fuhr Jenks fort. »Und ein Garten von dieser Größe könnte vier Clans versorgen. Wer kümmert sich um die Pflanzen?«

»Vielleicht sollten wir hier entlang.« Obwohl er mich nicht verstehen konnte, hatte ich das Bedürfnis, weiterhin zu sprechen.

»Du hast vollkommen Recht«, führte er seine einseitige

Konversation fort. »Vollidioten. Ungeschickte Tölpel, die eine kränkelnde Pflanze einfach ausreißen, anstatt ihr ein wenig Kalziumkarbonat zu verabreichen. Oh, Anwesende natürlich ausgenommen.«

»Jenks«, zwitscherte ich, »du nervst.«

»Gern geschehen.«

Ich traute Jenks' Prophezeiung, dass es hier weder Pixies noch Fairies gab, nicht ganz, und rechnete fast damit, dass sie sich jede Sekunde auf uns stürzen würden. Nachdem ich die Folgen eines Pixie-Fairy-Kampfes gesehen hatte, war ich nicht scharf darauf, selbst in einen verwickelt zu werden. Besonders nicht, solange ich nur die Größe eines Eichhörnchens hatte.

Jenks renkte sich fast den Hals aus, um in die Baumkronen spähen zu können. Dabei zog er seinen knallroten Hut zurecht, dessen Farbe, wie er mir zuvor erklärt hatte, den einzigen Schutz eines Pixie darstellte, der einen fremden Garten betrat. Damit signalisierte er seine friedlichen Absichten und versprach, schnell wieder zu verschwinden. Seitdem wir Ivys Handtasche verlassen hatten, zog und zerrte er dauernd daran herum, was mich beinahe in den Wahnsinn trieb. Den ganzen Nachmittag hinter einer Bank zu stecken hatte meine Nerven auch nicht gerade gestärkt, .lenks hingegen hatte den Großteil des Tages verschlafen und sich erst gerührt, als sich die Sonne dem Horizont näherte.

Wie eine Welle floss die Aufregung durch meinen Körper und verschwand. Um Konzentration» bemüht, zirpte ich, um

Jenks Aufmerksamkeit auf mich zu lenken, und begann anschließend, dem leichten Geruch nach Teppichboden zu folgen. Die Zeit in Ivys Handtasche und hinter der Bank hatte Jenks gut getan, trotzdem war er noch nicht kräftig genug, um mit meinem Tempo mithalten zu können. Besorgt, dass das leise Geräusch seiner angestrengten Flügelbewegung bemerkt werden könnte, hielt ich unbeholfen an und bedeutete ihm, auf meinen Rücken zu klettern.

»Was is' los, Rachel«, fragte er und zog sich wieder den I lut ins Gesicht, »juckt's dich?«

Ich knirschte mit den Zähnen und hockte mich anders hin, um erst auf ihn und dann auf meine Schultern deuten zu können.

»Das kannst du vergessen. Ich lasse mich doch nicht wie ein Baby herumschleppen.«

Ich habe keine Zeit für diesen Mist, dachte ich und gab ihm ein weiteres Zeichen, diesmal senkrecht nach oben. Es war das vereinbarte Signal, dass er nach Hause verschwinden sollte. Jenks kniff drohend die Augen zusammen, was ich mit einem Zähnefletschen beantwortete. Überrascht wich er einen Schritt zurück.

»Okay, okay«, grummelte er, »aber wenn du das Ivy erzählst, werde ich dich eine Woche lang jede Nacht anpixen, verstanden?«

Kurz darauf spürte ich sein Gewicht auf meinem Rücken und seine Hände in meinem Pelz. Es war ein merkwürdiges Gefühl, und es gefiel mir überhaupt nicht. »Nicht zu schnell«, murmelte er. Offenbar fühlte er sich kaum wohler als ich.

Abgesehen von seinem harten Griff in meinem Fell bemerkte ich ihn jedoch kaum. Ich lief so schnell, wie ich mich traute. Dabei hatte ich das unangenehme Gefühl, von feindseligen Augen beobachtet zu werden, deren Besitzer mit Fairyklingen ausgerüstet waren. Also verließ ich so schnell wie möglich den Pfad. Je schneller wir reinkamen, desto besser. Meine Ohren und meine Nase arbeiteten auf Hochtouren. Ich roch einfach alles, und das war weniger cool, als man sich das vorstellt.

Bei jedem Windstoß raschelten die Blätter, was mich entweder erstarren oder tiefer in das Unterholz schnellen ließ. Jenks sang die ganze Zeit ein nerviges Lied vor sich hin, irgendwas über Blut und Gänseblümchen.

Ich schob mich durch eine Barriere aus losen Steinen und Dornengestrüpp und hielt inne. Irgendetwas war anders. »Andere Pflanzen«, meinte Jenks, und ich nickte zustimmend.

Die Bäume, die ich nun passierte, während ich einen Hügel hinunterlief, waren deutlich älter. Ich roch Misteln. Aus der alten, sorgsam gepflegten Erde wuchsen ebenso bejahrte Pflanzen, die wohl schon seit einer Ewigkeit hier standen. Hier schien Duft wichtiger zu sein als Schönheit. Der schmale Pfad, den ich schließlich fand, war ungepflastert und von Farn überwuchert, wodurch er noch um einiges schmaler wurde. Irgendwo hörte ich fließendes Wasser. Wir tasteten uns vorsichtig weiter, bis ein bekannter Geruch mich alarmiert anhalten ließ: Earl Grey Tee.

Ich stand bewegungslos im Schatten einer Waldlilie und

suchte nach weiteren menschlichen Gerüchen. Bis auf das Geräusch der nachtaktiven Insekten war alles still. »Da drüben«, hauchte Jenks, »steht eine Tasse auf einer Bank.« Er rutschte von mir runter und verschmolz mit den Schatten. Mit zuckenden Schnurrhaaren schob ich mich weiter vor, wobei ich auf jedes Geräusch achtete. Der Hain war menschenleer. Mit einer geschmeidigen Bewegung lief ich an der Bank hinauf. In der Tasse befand sich ein kleiner Rest Tee, und ihr Rand war mit Tau bedeckt. Dass sie hier einfach so herumstand, war genauso aufschlussreich wie die Veränderung der Vegetation: Wir hatten die öffentlichen Grünanlagen verlassen und befanden uns nun in Trents Hinterhof.

Jenks thronte stirnrunzelnd auf dem Griff der Tasse. »Nichts!«, beschwerte er sich. »Ich kann überhaupt nichts riechen. Ich muss ins Haus rein.«

Ich sprang von der Bank und landete gekonnt. Der Gestank von Wohnstätten kam von links, also folgten wir dem schmutzigen Weg, der durch den Farn führte. Schon bald wurde der Geruch nach Möbeln, Teppichen und Elektronik intensiver, und so war es keine Überraschung, als ich schließlich eine überdachte Terrasse entdeckte. Ich schaute hoch und entdeckte ein Spalier, an dem Weinranken emporkrochen. Ihr Duft kämpfte gegen den Gestank der Menschen an.

»Rachel, warte!«, rief Jenks und zog mich am Ohr, als ich auf eines der bemoosten Bretter treten wollte. Etwas berührte meine Tasthaare, und ich schreckte zurück. Ich

versuchte, es mit den Tatzen wegzureiben, aber es war zu klebrig. Es blieb an meinen Pfoten hängen, und versehentlich verklebte ich mir Ohren und Augen. Verängstigt setzte ich mich auf die Hinterpfoten. Ich saß fest!

»Nicht dran reiben, Rachel«, sagte Jenks warnend. »Halt still.«

Aber ich konnte doch nichts sehen! Ich versuchte zu schreien, aber auch meine Schnauze war verklebt. Der Geruch von Äther glitt durch meinen Hals. Ich begann panisch um mich zu schlagen und hörte ein zorniges Summen. Ich bekam kaum Luft. Verflucht noch mal, was war das für ein Zeug?

»Verdammt, Morgan«, zischte Jenks, »hör auf, mich zu schlagen. Ich will dich doch nur von dem Mist befreien.«

Ich bezwang meine Instinkte und presste mich an den Boden. Eine meiner Tatzen klebte an den Schnurrhaaren, und fast hätte ich mich im Dreck gewälzt, um den Schmerz zu lindern.

»Okay.« Ich spürte den Lufthauch von Jenks' Flügeln. »Ich werde jetzt dein Auge berühren.«

Meine Tatzen zuckten, als er das Zeug von meinem Augenlid abzog. Er arbeitete sanft und geschickt, aber trotzdem kam es mir so vor, als risse er mir das Lid gleich mit ab. Doch dann hatte er es geschafft, und ich konnte endlich wieder sehen. Mit einem Auge beobachtete ich, wie Jenks mit seinen Händen einen kleinen Ball formte. Er verlor glühenden Pixiestaub. »Besser?«

»Scheiße, ja«, quiekte ich. Es kam noch undeutlicher raus

als sonst, da meine Schnauze immer noch zusammenklebte.

Jenks warf den Ball weg. Es war das klebrige Zeug, durch eine Staubschicht unbrauchbar gemacht. »Wenn du stillhältst, habe ich dich schneller von dem Rest befreit, als Ivy jemanden in ihren Bann ziehen kann.« Er griff in mein Fell und verwandelte das Zeug in kleine Bälle. »Sorry«, sagte er, als er schmerzhaft an meinem Ohr zerrte, »aber ich habe dich gewarnt.«

»Was?«, zirpte ich, und diesmal schien er mich zu verstehen. »Ich habe dich vor diesem Scheiß hier gewarnt.« Eine Grimasse schneidend, zog er erneut und riss mir dabei ein Büschel Haare aus. »Genau so bin ich gestern gefangen worden.« Jenks war richtig sauer. »Trent hat in der Lobby kurz über Menschenhöhe Haftseide anbringen lassen. Das Zeug ist verdammt teuer. Erstaunlich, dass er es auch noch woanders benutzt.« Jenks flitzte auf meine andere Seite. »Es ist ein Abwehrmittel gegen Pixies und Fairies. Man kann es loswerden, aber das dauert. Ich wette, das ganze Grünzeug ist damit überzogen. Darum gibt es auch nichts Geflügeltes hier.«

Zum Zeichen, dass ich verstanden hatte, zuckte ich mit dem Schwanz. Natürlich hatte ich schon von Haftseide gehört, aber nie getlacht, dass ich einmal reinrennen würde. Für jeden, der größer war als ein Kind, fühlte sie sich an wie normale Spinnweben. Endlich war Jenks fertig, und ich fasste mir an die Nase, um zu prüfen, ob sie noch ihre alte Form hatte. Der Pixie nahm seinen Hut ab und schob ihn unter einen Stein. »Ich hätte mein Schwert mitbringen sollen.«

Das Revierverhalten der Pixies und Fairies war so stark, dass ich mich jetzt blind darauf verlassen konnte, hier weder den einen noch den anderen zu begegnen -sonst hätte Jenks niemals seinen Hut abgelegt.

Das leicht unterwürfige Verhalten, das er den ganzen Nachmittag gezeigt hatte, verschwand. Von seinem Standpunkt aus gehörte ihm nun wohl der gesamte Garten, da es niemanden gab, der das Gegenteil behaupten konnte. Er stand neben mir, die Hände in die Hüften gestemmt, und betrachtete die leicht erhöhte Terrasse.

»Jetzt pass auf.« Jenks schüttelte sich, bis er in einer Wolke aus Pixiestaub stand. Dann benutzte er seine Flügel als Fächer, um den leuchtenden Staub zu der Sonnenterrasse hinüberzutreiben. Der feine Nebel schien bewegungslos in der Luft zu schweben, blieb dann aber an der Haftseide hängen, und wie von Geisterhand erschienen die Umrisse eines Netzes. Jenks grinste zufrieden. »Wie gut, dass ich daran gedacht habe, Matalinas Schere mitzubringen«, feixte er und zog sie aus der Tasche. Überheblich stolzierte er zu dem schimmernden Netz und schnitt ein nerzgroßes Loch hinein. »Bitte nach Ihnen.« Er machte eine übertrieben galante Geste und ich schlängelte mich auf die Terrasse.

Mein Herzschlag setzte kurz aus, bevor er sich endgültig wieder normalisierte. *Es ist einfach nur ein weiterer Auftrag,* beruhigte ich mich selbst. Emotionen waren ein Luxus, den ich mir jetzt nicht leisten konnte. Ich musste einfach ignorieren, dass es hierbei um mein Leben ging. Meine Nase zuckte, auf der Suche nach Menschen oder Inderlandern.

Nichts.

»Ich glaube, das ist eins der hinteren Büros. Schau mal, da ist ein Schreibtisch«, meinte Jenks.

Büro? Meine pelzigen Augenbrauen zogen sich zusammen. Es war doch ein Sonnendeck, oder nicht? Jenks schwirrte wie eine ausgeflippte Fledermaus vorneweg. Ich folgte ihm in einem gelasseneren Tempo. Nach ungefähr fünf Metern gingen die moosbewachsenen Planken in einen gemusterten Teppich über, und der Raum war plötzlich von drei Wänden umgeben. Überall standen gepflegte Topfpflanzen herum. Der kleine Tisch an der hinteren Wand sah allerdings nicht so aus, als ob daran viel gearbeitet würde. Um eine kleine Bar waren eine Couch und einige Stühle gruppiert. Die entspannte Atmosphäre des Raumes lud höchstens zu leichter Arbeit ein, und durch die Öffnung zum Sonnendeck und dem Garten hatte man das Gefühl, sich im Freien zu befinden.

»Hey, sieh mal, was ich gefunden habe«, rief Jenks.

Ich wandte mich von den Orchideen ab, die ich neidvoll begutachtet hatte, und sah Jenks über einem Pult mit elektronischen Geräten schweben. »Es war in der Wand versteckt. Pass auf.« Er flog mit den Füßen zuerst auf einen Schalter an der Wand. Der CD-Player und die CDs verschwanden in einem unsichtbaren Fach. Voller Begeisterung trat Jenks noch einmal auf den Knopf, und das Equipment tauchte wieder auf. »Ich frage mich, wofür der Knopf da drüben gut ist.« In der Hoffnung auf weitere Spielzeuge sauste er durch den Raum.

Eins war klar, Trent besaß mehr CDs als ein Verbindungshaus: Pop, Klassik, Jazz, New Age und sogar Stoff für die Headbanger, allerdings keine Discomusik. Dadurch wuchs er zumindest ein bisschen in meinem Ansehen.

Sehnsuchtsvoll fuhr ich mit einer Tatze über *Takata's Sea.* Plötzlich verschwand die CD im Player und ich schnellte zurück. Erschrocken sprang ich an der Wand hoch, um mit den Krallen an den Knopf zu gelangen, der alles wieder in der Versenkung verschwinden ließ.

»Hier ist nichts zu finden, Rachel. Lass uns gehen.« Jenks sah nachdrücklich zur Tür und ließ sich auf der Klinke nieder. Aber erst als ich auch draufsprang und den Druck durch mein Gewicht verstärkte, öffnete sie sich. Mit einem dumpfen Knall fiel ich auf den Boden zurück. Wir verharrten auf der Schwelle und lauschten atemlos.

Mein Puls war schon wieder auf hundertachtzig, als ich schließlich mit der Nase die Tür aufstupste, damit Jenks einen Erkundungsflug starten konnte. Er kehrte schnell zurück und verkündete: »Es ist ein Korridor. Du kannst rauskommen, ich habe die Kameras schon lahmgelegt.«

Er verschwand wieder und ich folgte ihm, wobei ich mein ganzes Gewicht einsetzen musste, um die Tür zu schließen. Wieder ertönte ein lautes Klicken und wieder wartete ich mit angehaltenem Atem. Ich konnte plätscherndes Wasser hören und das Rascheln nachtaktiver Tiere; beides kam offenbar aus einem Lautsprecher. Ich erkannte sofort, dass es der Flur war, in dem ich gestern schon gewesen war. Die Geräusche

waren wahrscheinlich auch schon da gewesen, aber so leise, dass ich sie erst jetzt als Nagetier hören konnte. Jenks und ich hatten also Trents Hinterzimmer gefunden, wo er seine »besonderen« Gäste unterhielt.

»Wo entlang?«, flüsterte Jenks, der inzwischen wieder neben mir schwebte. Entweder waren seine Flügel wieder in Ordnung, oder er wollte nicht das Risiko eingehen, auf dem Rücken eines Nerzes gesehen zu werden. Selbstsicher ging ich den Korridor entlang. An jeder Kreuzung wählte ich den Weg, der weniger ansprechend und benutzt aussah. Jenks bildete die Vorhut und hängte jede Kamera in eine Fünfzehnminutenschleife, damit uns niemand sah. Glücklicherweise arbeitete Trent nach der menschlichen Uhr - zumindest offiziell -, und das Gebäude war menschenleer. Zumindest dachte ich das.

»Scheiße«, flüsterte Jenks in demselben Moment, als ich erstarrte. Am anderen Ende des Korridors waren Stimmen zu hören. »Lauf!«, flüsterte Jenks hastig. »Nein, nach rechts. Zum Stuhl und der Topfpflanze.«

Ich machte einen Satz in die angegebene Richtung. Der Geruch von Zitrusgewächsen und Terrakotta stieg mir in die Nase, und ich quetschte mich gerade hinter den Topf, als sich gedämpfte Schritte näherten. Jenks huschte zwischen die Äste der Pflanze.

»So viel?« Trents Stimme dröhnte in meinen sensiblen Ohren, als er mit einer weiteren Person um die Ecke kam. »Finde heraus, wodurch Hodgkin so einen Anstieg in der Produktion erreicht hat. Wenn man es eventuell auch an

anderer Stelle anwenden kann, will ich einen ausführlichen Bericht.«

Ich hielt den Atem an, als Trent und Jonathan an uns vorbeigingen.

»Ja, Sa'han.« Jonathan kritzelte etwas auf den Touchscreen seine Organizers. »Ich habe inzwischen die potenziellen Bewerber für die Sekretärinnenstelle überprüft. Ihr Terminkalender lässt sich morgen Vormittag relativ einfach freischaufeln. Wie viele möchten Sie sehen?«

»Oh, beschränke es auf die drei, die du für die Geeignetsten hältst, und eine, von der du nicht überzeugt bist. Ist jemand dabei, den ich kenne?«

»Nein. Ich musste dieses Mal außerhalb des Staates suchen.«

»War heute nicht dein freier Tag, Jon?«

Es entstand eine kurze Pause. »Da Ihnen eine Sekretärin fehlt, habe ich beschlossen, trotzdem zu arbeiten.«

»Ah«, sagte Trent mit einem entspannten Lachen, während sie um die nächste Ecke bogen, »deswegen bist du also so erpicht darauf, die Vorstellungsgespräche voranzutreiben.«

Jonathans leiser Widerspruch war schon kaum noch zu hören. Sie verschwanden außer Sichtweite.

»Jenks?«, fiepte ich. Keine Antwort. »Jenks!«, quiekte ich noch einmal und fragte mich, ob er abgehauen war, um irgendwelchen Blödsinn zu machen - zum Beispiel den beiden zu folgen.

»Ich bin noch da«, grummelte er zu meiner Erleichterung. Der Baum bebte, als er von seinem Ast herunterflatterte und

sich auf dem Rand niederließ, um mit den Beinen zu baumeln. »Ich habe eine gute Duftprobe bekommen«, sagte er. Erwartungsvoll hockte ich mich auf mein Hinterteil.

»Ich habe keine Ahnung, was er ist.« Jenks' Flügel trübten sich, als seine Blutzirkulation nachließ und seine Stimmung sank. »Er riecht nach Gras, aber nicht wie eine Hexe. Es gibt keine Spur von Eisen, also ist er kein Vamp.« Er kniff verwirrt die Augen zusammen. »Ich konnte riechen, wie sich der Biorhythmus seines Körpers verlangsamte, also schläft er nachts. Das schließt Tiermenschen und andere nachtaktive Inderlander aus. Beim *Wandel* noch mal, Rachel. Ich kann seinen Geruch nicht einordnen. Und weißt du, was noch seltsamer ist? Der Typ, der bei ihm war, riecht genau wie Trent. Da muss ein Zauber im Spiel sein.«

Meine Schnurrhaare zuckten. Seltsam war nicht das richtige Wort. »Quiek«, sagte ich, was so viel heißen sollte wie »Tut mir leid«.

»Yeah, du hast recht.« Er setzte seine Libellenflügel langsam in Bewegung und schwebte zurück auf den Flur. »Wir sollten das hier beenden und dann schleunigst abhauen.«

Abhauen, dachte ich düster, als ich den Schutz des Zitrusbaums verließ. Ich hätte wetten können, dass wir nicht auf demselben Weg verschwinden konnten, den wir gekommen waren. Aber darüber würde ich mir Gedanken machen, nachdem ich in Trents Büro eingebrochen war. Wir hatten bereits das Unmögliche geschafft. Hier rauszukommen war bestimmt ein Klacks.

»Hier lang«, zwitscherte ich und lief einen vertrauten Korridor entlang, der zur Lobby führte. Ich konnte das Salz des Aquariums in Trents Büro riechen. Hinter den Milchglastüren, die wir passierten, war alles dunkel. Niemand machte Überstunden. Trents Holztür war wie erwartet verschlossen.

Jenks machte sich schnell und leise an die Arbeit. Das Türschloss war elektronisch, aber nach ein paar Sekunden, in denen er hinter der Abdeckplatte am Türrahmen herumfuhrwerkte, klickte das Schloss und die Tür öffnete sich einen Spalt weit. »Nullachtfünfzehn-Mist«, sagte Jenks. »Selbst Jax hätte das geschafft.«

Das sanfte Plätschern des Zimmerbrunnens wurde hörbar. Jenks schob sich als Erster durch die Tür, um sich um die Kameras zu kümmern, bevor ich ihm folgte. »Nein, warte«, quiekte ich, als er den Lichtschalter betätigte. Der Raum erstrahlte in schmerzhaft grellem Licht. »Hey!« Ich versteckte mein Gesicht hinter den Pfoten.

»Sorry.« Das Licht ging aus.

»Mach das Licht über dem Aquarium an«, fiepte ich, während ich versuchte, mit meinen geblendeten Augen irgendetwas zu erkennen. »Das Aquarium«, wiederholte ich unnützerweise. Schließlich setzte ich mich auf meine Hinterpfoten und deutete in die entsprechende Richtung.

»Sei doch nicht blöd, Rachel. Du hast keine Zeit zum Essen.« Dann zögerte er und sank ein paar Zentimeter ab. »Oh, das Licht. Äh, ja, gute Idee.«

Die Lampe flimmerte und tauchte Trents Büro in sanftes

grünes Licht. Ich kletterte auf seinen Drehstuhl und dann auf den Schreibtisch. Ungeschickt blätterte ich den Terminplaner um ein paar Monate zurück und riss eine Seite heraus. Mein Puls raste schon wieder, als ich sie auf den Boden beförderte und ihr nach unten folgte.

Mit zuckenden Tasthaaren hebelte ich die Schreibtischschublade auf und fand die CDs. Es hätte mich nicht gewundert, wenn Trent sie woandershin geschafft hätte. *Vielleicht,* dachte ich mit einem Anflug von Stolz, *war ihm nicht klar, dass ich eine solche Bedrohung für ihn sein könnte*. Ich nahm die CD, auf der ALZHEIMER stand, und ließ mich zurück auf den Boden fallen. Dann stemmte ich mich gegen die Schublade, um sie zu schließen. Trents Schreibtisch war aus feinstem Kirschholz gefertigt, und ich dachte bedrückt an die zu erwartende Peinlichkeit, wenn meine Pressspanmöbel neben Ivys Einrichtung stehen würden.

Ich richtete mich auf und signalisierte Jenks, sich um die Schnur zu kümmern. Er hatte das Papier bereits so gut er konnte gefaltet, und sobald er die CD an mir befestigt hätte, wären wir verschwunden.

»Schnur, richtig?« Jenks wühlte in einer Tasche.

Unvermittelt ging die Deckenbeleuchtung an, und ich kauerte mich instinktiv zusammen. Mit angehaltenem Atem duckte ich mich, um unter dem Schreibtisch hindurch zur Tür sehen zu können. Dort waren zwei Paar Schuhe aufgetaucht - weiche Slipper und welche aus unbequemem Leder -, gut sichtbar in dem Licht, das in den Flur schien.

»Trent«, wisperte Jenks, als er mit dem gefalteten Papier in der Hand neben mir landete.

Jonathans wütende Stimme erklang: »Sie sind weg, Sa'han. Ich werde das Außenpersonal alarmieren.«

Ich hörte einen müden Seufzer. »Geh. Ich werde sehen, was sie mitgenommen haben.«

Verstört kauerte ich unter dem Schreibtisch. Die Lederschuhe drehten sich um und gingen in den Flur hinaus. Mein Adrenalinspiegel stieg, und ich überlegte, einfach hinauszuspringen, aber ich konnte mit der CD in den Pfoten nicht laufen. Und ich würde sie auf gar keinen Fall zurücklassen.

Die Bürotür fiel zu, und ich verfluchte meine Zögerlichkeit. Vorsichtig schob ich mich an die Rückwand des Schreibtischs. Jenks und ich tauschten schnelle Blicke, und ich gab ihm das Zeichen, nach Hause zu gehen. Er nickte bestätigend. Wir duckten uns hastig, als Trent um den Schreibtisch herumging und sich vor das Aquarium stellte.

»Na, Sophokles«, hauchte Trent, »wer war es? Wenn du mir das nur sagen könntest.«

Er trug keine Businessklamotten mehr, wodurch er wesentlich lockerer wirkte. Ich war nicht überrascht, festzustellen, dass er wohlgeformte Schultern hatte, die sich bei jeder Bewegung unter seinem leichten Hemd abzeichneten. Seufzend ließ er sich in seinem Stuhl nieder. Seine Hand bewegte sich zu der Schublade mit den CDs, und ich fühlte, wie mich die Kräfte verließen. Dann bemerkte ich, dass er das erste Stück von *Takata's Sea* summte. *Verdammt.*

Ich hatte mich verraten.

»>Is it no wonder the newborn cry?<«, flüsterte Trent den Songtext, »>The choice was real. The chance is a lie.<«

Als seine Finger die CDs berührten, verstummte er. Langsam schloss Trent mit dem Fuß die Schublade. Der leise Klick zerrte an meinen Nerven. Dann griff er unter den Schreibtisch, und ich hörte das Geräusch des Kalenders, wie er über die Tischplatte glitt. Trent war so nah, dass ich den Geruch des Gartens an ihm wahrnehmen konnte. »Oh«, sagte er in milder Überraschung, »man stelle sich das vor. Quen!«

Ich sah Jenks fragend an, bis aus einem versteckten Lautsprecher eine männliche Stimme ertönte.

»Sa'han?«

»Lass die Hunde los«, sagte Trent. Die Macht seiner Stimme ließ mich frösteln.

»Aber wir haben noch nicht das ganze -«

»Lass die Hunde los, Quen«, wiederholte Trent. Er wurde nicht laut, trotzdem war seine Wut nicht zu überhören. Mit einem Mal begann er, seinen Fuß unter dem Schreibtisch rhythmisch hin und her zu bewegen.

»Ja, Sa'han.«

Trents Fuß verharrte. »Warte.« Ich hörte, wie er einen tiefen Atemzug nahm, als prüfe er die Luft.

»Sir?«, kam wieder die unsichtbare Stimme.

Trent schnüffelte noch einmal, dann rollte er langsam mit dem Stuhl vom Schreibtisch weg. Mein Herz überschlug sich fast, und ich hielt den Atem an. Jenks sauste nach oben, um

sich hinter einer Schublade zu verstecken. Trent stand auf, trat einen Schritt zurück und kniete sich hin. Jetzt hatte ich keinerlei Fluchtmöglichkeit mehr. Er sah mir direkt in die Augen und lächelte. Ich war paralysiert. »Warte noch«, sagte er sanft.

»Ja, Sa'han.« Der Lautsprecher verstummte mit einem leisen Plopp.

Ich starrte Trent an und fühlte mich, als müsste ich gleich platzen.

»Ms. Morgan?« Trent nickte mir höflich zu. Ich bekam eine Gänsehaut. »Ich wünschte, ich könnte sagen, dass es mir eine Freude ist.« Noch immer lächelnd tastete er sich zu mir vor. Ich fletschte meine Zähne und quiekte, woraufhin er seine Hand zurückzog und die Stirn runzelte. »Kommen Sie da raus. Sie haben etwas, das mir gehört.«

Die CD lag noch immer neben mir. Durch die Gefangennahme verwandelte ich mich innerhalb eines Herzschlags von einem erfolgreichen Dieb zum Volltrottel. Wie hatte ich nur glauben können, damit durchzukommen? Ivy hatte recht gehabt.

»Nun kommen Sie schon, Ms. Morgan.« Er griff nach mir.

In einem verzweifelten Versuch zu entkommen sprang ich in den Hohlraum hinter den Schubladen, doch seine Hand folgte mir. Ich schrie, als er nach meinem Schwanz schnappte. Meine Krallen zerkratzten das Holz, als er an ihm zog. Außer mir vor Angst wand ich mich in seinem Griff und bohrte meine Zähne in seinen Handballen.

»Du Biest!«, schrie er und zog mich wenig würdevoll unter

dem Schreibtisch hervor. Die Welt drehte sich, als er aufstand. Mit einer brutalen Handbewegung schlug er mich gegen die Schreibtischkante. Vor meinen Augen explodierten Sterne, die sich mit dem schweren Zimtgeschmack seines Blutes zu vermischen schienen. Durch den Schmerz in meinem Kopf öffneten sich meine Kiefer, und ich pendelte hilflos in seinem Griff.

»Lass sie los!«, hörte ich Jenks schreien.

Die Welt rotierte in atemberaubendem Tempo. »Sie haben also Ihre Wanze mitgebracht«, sagte Trent gelassen und schlug mit der flachen Hand auf eine Instrumententafel auf dem Tisch. Äthergeruch kitzelte meine Nase.

»Hau ab, Jenks!«, fiepte ich, als ich den Geruch von Haftseide erkannte.

Jonathan riss die Tür auf. Verblüfft blieb er im Türrahmen stehen. »Sa'han!«

»Schließ die Tür!«, schrie Trent.

Ich wand mich wie wahnsinnig, um zu entkommen. Jenks stürzte in dem Moment nach draußen, als sich meine Zähne in Trents Daumen bohrten. »Verdammte Hexe!«, brüllte Trent und knallte mich gegen die Wand. Aufs Neue explodierten Sterne vor meinen Augen und zerfielen zu schwarzer Asche. Der Ascheberg wuchs, und benommen registrierte ich, wie mir die Schwärze nach und nach die Sicht nahm. Mir war warm und ich konnte mich nicht bewegen.

Ich starb.

Das musste es sein.

19

»So, Ms. Sara Jane, die etwas ungewöhnlichen Arbeitszeiten stellen also kein Problem für Sie dar?«

»Nein, Sir. Es macht mir nichts aus, bis 19.00 Uhr zu arbeiten, wenn ich dafür den Nachmittag frei habe für Besorgungen.«

»Ich schätze Ihre Flexibilität. Nachmittage sind die Zeit der Besinnung. Ich arbeite vormittags und abends am besten, daher habe ich es so eingerichtet, dass nach 17.00 Uhr nur noch ein reduzierter Stab im Haus ist. So gibt es weniger Ablenkungen, was wiederum die Konzentration steigert.«

Der Klang von Trents sanfter, kultivierter Publicitystimme drang in mein Bewusstsein und riss mich aus der Besinnungslosigkeit. Ich öffnete die Augen und verstand zunächst nicht, warum alles schwarz-weiß war. Dann erinnerte ich mich: Ich war ein Nerz. Aber ich war am Leben. Gerade noch.

Während Trent und Sara Jane das Bewerbungsgespräch fortsetzten, kam ich zittrig auf die Füße, nur um herauszufinden, dass ich in einem Käfig saß. Schlagartig wurde mir kotzübel und ich musste darum .kämpfen, mich nicht zu übergeben. »Ich bin so was von erledigt.« Trent warf mir über seine Brille hinweg immer wieder kurze Blicke zu, ohne sein Gespräch mit der schlanken jungen Frau im hellen Hosenanzug zu unterbrechen.

Mein Kopf schmerzte. Entweder hatte ich eine

Gehirnerschütterung, oder ich war nahe dran. Meine rechte Schulter, mit der ich gegen den Tisch geprallt war, brannte, und ich hatte Schmerzen beim Luftholen. Ich zog die verletzte Vorderpfote an den Körper und versuchte mich so wenig wie möglich zu bewegen. Während ich Trent anstarrte, gab ich mir alle Mühe, wieder einen klaren Kopf zu bekommen.

Jenks war nirgendwo zu sehen. Erleichtert erinnerte ich mich daran, dass es ihm gelungen war, zu entkommen. Wahrscheinlich war er nach Hause geflogen, zu Ivy. Doch die beiden konnten mir jetzt auch nicht helfen.

In meinem Käfig gab es Wasser, eine Schüssel mit Trockenfutter, einen Unterschlupf für Frettchen und ein Laufrad. *Als ob ich das jemals benutzen würde,* dachte ich verbittert. Der Käfig stand auf einem Tisch in der hinteren Ecke von Trents Büro. Wenn man dem falschen Licht vor dem falschen Fenster trauen konnte, waren seit Sonnenaufgang erst wenige Stunden vergangen. Viel zu früh für mich. Und auch wenn ich schwer daran zu kauen hatte, würde ich mich wohl zum Schlafen in die Frettchenhütte begeben müssen.

Ich holte tief Luft und stand auf. »Aua!«, quiekte ich und wäre fast wieder zusammengebrochen.

»Oh, Sie haben ein zahmes Frettchen!«, rief Sara entzückt.

Verzweifelt schloss ich die Augen. Ich war kein zahmes Frettchen, ich war ein zahmer Nerz. *Kapier's mal, Lady.*

Ich hörte, wie Trent vom Tisch aufstand, und fühlte, dass die beiden sich näherten. Anscheinend war das Bewerbungsgespräch vorbei. Zeit, den Nerz anzugaffen! Als

ein Schatten auf mich fiel, öffnete ich die Augen. Sie beugten sich beide über den Käfig und starrten mich an.

Sara Jane sah in ihrem Anzug sehr professionell aus. Ihr langes glattes Haar war dezent frisiert und reichte ihr bis zu den Ellbogen. Sie war der niedliche Typ: klein, stupsnasig und mit einer Kleinmädchenstimme ausgestattet. Ich konnte mir gut vorstellen, dass die meisten Leute sie nicht ernst nahmen. Doch sie hatte einen intelligenten Ausdruck in den Augen, der zeigte, dass sie es gewöhnt war, in einer Männerwelt zu arbeiten, und genau wusste, wie die Dinge so liefen. Wahrscheinlich wusste sie auch genau, wie sie die Fehleinschätzung ihrer Person zu ihrem Vorteil nutzen konnte.

Außerdem trug sie ein starkes Parfüm - ich nieste unter höllischen Schmerzen.

»Das hier ist... Angel«, sagte Trent. »Sie ist ein Nerz.« Sein Sarkasmus war sehr subtil, dröhnte aber in meinen Ohren. Er massierte sich die rechte Hand. Sie war verbunden. *Ein dreifaches Hoch auf den Nerz,* dachte ich.

»Sie sieht krank aus.« Sara Janes sorgfältig manikürte Fingernägel waren extrem kurz geschnitten, und ihre Hände sahen außergewöhnlich kräftig aus, fast wie die eines Arbeiters.

»Sie haben doch nichts gegen Nagetiere, Sara Jane?«

Sie richtete sich wieder auf, und ich schloss die Augen, da so das Licht wieder in den Käfig schien. »Ich hasse die Viecher, Mr. Kalamack. Ich komme von einer Farm, wo jegliches Ungeziefer augenblicklich getötet wird. Aber ich

würde wegen eines Tieres nicht eine mögliche Anstellung aufs Spiel setzen.« Sie holte langsam Luft. »Ich brauche diesen Job. Meine ganze Familie hat sich krummgelegt, damit ich zur Schule gehen konnte und von der Feldarbeit wegkam, und dafür will ich mich jetzt revanchieren. Und dann ist da noch meine jüngere Schwester. Sie ist viel zu clever, um ein Leben lang Zuckerrüben zu ziehen. Sie will eine Hexe werden, ihren Abschluss machen. Aber ich kann sie nicht unterstützen, solange ich keinen guten Job habe. Ich brauche diesen Job wirklich dringend. Bitte, Mr. Kalamack. Ich weiß, dass ich wenig Erfahrung habe, aber ich bin klug und kann hart arbeiten.«

Ich öffnete ein Auge. Trent war in Gedanken versunken. Sein helles Haar und sein leicht gebräuntes Gesicht wurden durch seinen dunklen Anzug vorteilhaft betont. Sara Jane und er bildeten ein hübsches Paar, obwohl sie ein wenig zu klein für ihn war. »Das haben Sie schön gesagt, Sara Jane«, meinte er mit einem warmherzigen Lächeln. »Ich schätze Ehrlichkeit bei meinen Mitarbeitern über alle Maßen. Wann können Sie anfangen?«

»Sofort«, antwortete sie mit zitternder Stimme. Arme Frau.

»Wunderbar.« Er klang ehrlich erfreut. »Jon wird mit Ihnen den Papierkram erledigen, dann wird er Sie in Ihren Aufgabenbereich einführen und Ihnen während der ersten Woche zur Seite stehen. Falls Sie irgendwelche Fragen haben, ist er Ihr Ansprechpartner. Er ist schon seit Jahren bei mir und kennt mich besser als ich mich selbst.«

»Vielen Dank, Mr. Kalamack.« Sie konnte sich kaum halten

vor Aufregung.

»Es ist mir ein Vergnügen.« Trent nahm sie beim Ellbogen und begleitete sie zur Tür. *Er berührt sie,* dachte ich. *Warum hat er mich nicht berührt?* Aus Angst, ich könnte herausfinden, was er ist?

»Wissen Sie schon, wo Sie wohnen werden? Am besten erkundigen Sie sich gleich bei Jon nach den Wohnungen, die wir für unsere Angestellten bereithalten.«

»Danke, Mr. Kalamack. Nein, ich habe bislang noch kein Apartment gefunden.«

»Gut. Nehmen Sie sich genügend Zeit, um sich einzuleben. Wenn Sie wollen, können wir übrigens einen Teil Ihres Einkommens direkt in einen Treuhandfonds für Ihre Schwester einzahlen, so sparen Sie Steuern.«

»Ja, bitte.« Sie waren inzwischen auf den Flur hinausgetreten, aber selbst auf diese Entfernung konnte ich die Erleichterung in ihrer Stimme hören. Sara Jane hatte er erfolgreich eingewickelt. Für sie war Trent ein Gott - ein Prinz, der sie und ihre Familie rettete. Er war unantastbar.

Mir wurde wieder übel. Doch jetzt, wo das Büro leer war, konnte ich mich in das Häuschen schleppen. Ich rollte mich eng zusammen, bis nur noch meine Nasenspitze zu sehen war. Die Tür schloss sich mit einem leisen Klicken, das mich zusammenzucken ließ, sodass die Schmerzen mit voller Wucht zurückkehrten.

»Guten Morgen, Ms. Morgan«, sagte Trent, als er an meinem Käfig vorbeischlenderte. Er setzte sich an den Schreibtisch und begann damit, die verstreuten Papiere zu

ordnen. »Ich wollte Sie eigentlich nur so lange hier behalten, bis ich eine zweite Meinung über Sie eingeholt habe. Aber jetzt bin ich unschlüssig geworden. Sie sind ja so ein hervorragendes Konversationsthema.«

»Geh und *wandel* dich.« Ich fletschte die Zähne. Frustrierenderweise kam es wieder nur als Zwitschern und Fiepen heraus.

»Also wirklich.« Er lehnte sich zurück und ließ seinen Bleistift kreisen. »Das war doch sicher etwas Unhöfliches.«

Es klopfte an der Tür, und ich zog mich noch weiter in das Häuschen zurück. Es war Jonathan. Trent wurde wieder zum respektablen Geschäftsmann. »Ja, Jon?«, fragte er, während er scheinbar konzentriert seinen Kalender studierte.

»Sa'han.« Der ungewöhnlich große Mann blieb in respektvollem Abstand stehen. »Ms. Sara Jane?«

»Sie hat genau die Qualifikationen, die ich benötige.« Trent legte seinen Stift hin. Sich zurücklehnend nahm er seine Brille ab und kaute gedankenverloren auf dem Ende des Bügels, bis er bemerkte, dass Jonathan ihn missbilligend ansah. Daraufhin warf er die Brille mit einem gequälten Blick auf den Schreibtisch. »Sara Janes jüngere Schwester möchte weg von der Farm, um eine Hexe zu werden. Wir müssen Talente fördern, wo immer wir können.«

»Ah.« Jonathans schmale Schultern entspannten sich. »Ich verstehe.«

»Sei doch bitte so nett und finde heraus, zu welchem Preis Sara Janes kleine Farm zu haben ist. Vielleicht versuche ich es mal in der Zuckerindustrie. Behalte die Arbeiter und mach

Hodgkin für sechs Monate zum Vorarbeiter, um den jetzigen in den neuen Methoden auszubilden. Gleichzeitig soll er Sara Janes Schwester beobachten. Wenn sie tatsächlich Köpfchen hat, soll er ihr einen Posten mit ein bisschen Verantwortung geben.«

Besorgt streckte ich den Kopf aus der Hütte. Jonathan sah mich mit Abscheu im Blick an. »Wieder bei uns, Morgan?«, höhnte er. »Wenn es nach mir gegangen wäre, hätte ich dich in den Müllzerkleinerer im Aufenthaltsraum der Angestellten gesteckt und dann den Knopf gedrückt.«

»Bastard«, zwitscherte ich und drehte ihm den Hintern zu, um sicherzugehen, dass die Botschaft auch ankam.

Jonathan runzelte die Stirn, holte aus und schlug mit seiner Mappe gegen den Käfig.

Ohne auf meine Schmerzen zu achten hechtete ich nach vorne und krallte mich mit gefletschten Zähnen an das Gitter. Erschrocken wich er zurück. Rot vor Wut holte er erneut aus.

»Jon«, mahnte Trent sanft. Obwohl seine Stimme kaum lauter war als ein Flüstern, erstarrte Jonathan. »Du vergisst deine Stellung. Lass Ms. Morgan in Ruhe. Wenn du sie falsch einschätzt und sie sich wehrt, ist das deine Schuld und nicht ihre. Du hast diesen Fehler schon früher gemacht.«

Außer mir vor Zorn ließ ich mich auf den Boden des Käfigs fallen und knurrte. Ich hatte gar nicht gewusst, dass ich knurren konnte, aber plötzlich war es da. Langsam lockerte sich Jonathans verkrampfte Hand. »Es ist meine Aufgabe, Sie zu beschützen.«

»Ms. Morgan ist momentan wohl kaum in der Lage,

jemandem etwas anzutun. Also hör auf damit.«

Ich sah von Trent zu Jonathan und registrierte, wie der ältere Mann Trents Zurechtweisung widerspruchslos akzeptierte. Ganz offensichtlich hatte Trent hier das Sagen. Aber bedachte man Jonathans missbilligenden Blick, als Trent an seiner Brille kaute, machte es den Eindruck, als sei das nicht immer so gewesen. Ich fragte mich unwillkürlich, ob Jonathan an Trents Erziehung beteiligt gewesen war, nachdem erst seine Mutter und dann sein Vater gestorben waren.

»Ich bitte um Vergebung, Sa'han«, sagte Jonathan und senkte dabei tatsächlich den Kopf.

Trent wandte sich wortlos wieder seiner Arbeit zu. Obwohl er ganz offensichtlich entlassen war, wartete Jonathan, bis Trent wieder aufblickte. »Gibt es noch etwas?«

»Ihr 8.30 Termin ist zu früh«, antwortete Jonathan. »Soll ich Mr. Percy vorlassen?«

»Percy«, quiekte ich, woraufhin Trent zu mir herübersah. *Doch nicht Francis Percy!*

»Ja, ich bitte darum.«

Na toll, dachte ich, als Jonathan in den Flur verschwand und die Tür hinter sich schloss. Francis' verhinderte Unterredung. Nervös tigerte ich im Käfig auf und ab. Meine Muskeln lockerten sich langsam, und die Bewegung tat mir trotz der Schmerzen gut. Als ich feststellte, dass Trent mich weiterhin anstarrte, blieb ich stehen. Unter seinem fragenden Blick verzog ich mich wieder in die Hütte, irgendwie beschämt.

Als ich meinen Schwanz um mich legte, um damit meine Nase zu wärmen, beobachtete Trent mich immer noch. »Sie dürfen es Jon nicht übel nehmen«, sagte er gelassen. »Er nimmt seine Aufgabe sehr ernst - und das sollte er auch. Wenn Sie ihn zu weit treiben, wird er Sie töten. Lassen Sie uns hoffen, dass ich Ihnen nicht dieselbe Lektion erteilen muss wie ihm.«

Ich zeigte ihm die Zähne. Von ihm musste ich mir nun wirklich keine väterlichen Ratschläge anhören.

Eine weinerliche Stimme lenkte unser beider Aufmerksamkeit auf den Flur. Francis. Ich hatte ihm erzählt, dass ich mich in einen Nerz verwandeln konnte. Wenn er eins und eins zusammenzählte, war ich so gut wie tot. Sogar noch toter, als ich sowieso schon war. Er durfte mich also auf keinen Fall sehen. Offensichtlich war Trent derselben Meinung.

»Hmm, ja«, sagte er und stand hastig auf, um eine seiner Topfblumen so zu positionieren, dass sie meinen Käfig verdeckte. Es war eine Blattfahne, die es mir ermöglichte, zwischen den Blättern hindurchzusehen, ohne selbst gesehen zu werden. Als es an der Tür klopfte, rief Trent: »Kommen Sie herein.«

»Nein, also wirklich«, sagte Francis, als Jonathan ihn fast in den Raum stieß. Aus meinem Versteck heraus beobachtete ich, wie Francis schwer schluckte, als er Trents Blick begegnete. »Äh, hallo, Mr. Kalamack«, stammelte er und blieb unbeholfen stehen. Er sah noch ungepflegter aus als sonst: Einer seiner Schnürsenkel hatte sich gelöst und lugte

unter der Hose hervor, und sein Stoppelbart war von einigermaßen erträglich zu einfach nur hässlich angewachsen. Sein schwarzes Haar klebte an seinem Kopf und unter seinen schielenden Augen waren dunkle Ringe. Wahrscheinlich war Francis gar nicht im Bett gewesen, da der Termin nach Trents Belieben vereinbart worden war und nicht nach dem der LS.

Trent machte es sich wortlos hinter dem Schreibtisch bequem. Er wirkte wie ein Raubtier, das neben einem Wasserloch in Wartestellung geht.

Francis sah unsicher auf Jonathan. Dann hörte man das knisternde Geräusch von Polyester, als er die Ärmel seines Jacketts erst hoch- und dann wieder runterzog. Schließlich rutschte er auf die äußerste Kante eines Stuhls, wobei er sich nervös die Haare aus den Augen strich. Seinem schmalen Gesicht war der Stress deutlich anzusehen, besonders, als Jonathan die Tür schloss und mit verschränkten Armen hinter ihm Stellung bezog. Ich versuchte, beide gleichzeitig Im Auge zu behalten. Was ging hier vor?

»Könnten Sie mir bitte erklären, was gestern vorgefallen ist?«, fragte Trent glattzüngig.

Ich blinzelte verwirrt, bis mir dämmerte, was hier los war. Francis arbeitete für Trent! Das würde seinen schnellen Aufstieg erklären und, nicht zu vergessen, das Rätsel, wie so ein Stümper die Prüfung zur Hexe schaffen konnte. Ich bekam eine Gänsehaut, als ich die Idee zu Ende dachte: Die LS. hatte es nicht abgesegnet. Sie wussten überhaupt nichts davon; Francis war ein Maulwurf. Das Schätzchen war ein

verdammter Maulwurf!

Zwischen den Blättern hindurch beobachtete ich nun Trent. Er zuckte kurz mit den Schultern, als ob er meinem Gedankengang zustimmen würde. Mich überkam eine neue Welle von Übelkeit. Für so eine schleimige Angelegenheit war Francis nicht clever genug. Er würde es wohl kaum überleben.

»Äh - ich -«, stammelte Francis.

»Mein Securitychef hat Sie verzaubert in Ihrem eigenen Kofferraum gefunden«, meinte Trent ruhig, aber mit einer deutlichen Warnung in der Stimme. »Ms. Morgan und ich hatten ein interessantes Gespräch.«

Francis unterbrach ihn: »Sie - sie hat gedroht, sie würde mich in ein Tier verwandeln.«

»Warum sollte sie das wohl tun?«, entgegnete Trent gelangweilt.

»Sie mag mich nicht.«

Trent antwortete nicht, und als Francis endlich bemerkte, wie kindisch er klang, sackte er in sich zusammen.

»Sagen Sie mir, was Sie über Rachel Morgan wissen«, verlangte Trent.

»Sie geht allen Leuten voll auf die - äh, den Senkel«, berichtete Francis, wobei er Jonathan einen nervösen Blick zuwarf.

Trent begann, wieder mit einem Stift zu spielen. »Das ist mir bekannt. Erzählen Sie mir etwas anderes.«

»Etwas, das Sie noch nicht wissen?«, platzte es aus Francis heraus. Seine schmalen Augen starrten wie gebannt auf den

sich drehenden Stift. »Sie sind doch wahrscheinlich schon länger an ihr interessiert als an mir. Haben Sie ihr ein Darlehen für die Ausbildung gegeben?« Es hörte sich fast so an, als wäre er eifersüchtig. »Vielleicht haben Sie auch bei ihrem Vorstellungsgespräch bei der LS. etwas nachgeholfen?«

Ich erstarrte. Wie konnte er es wagen, so etwas zu behaupten? Ich hatte mir meine Ausbildung *erarbeitet*. Ich hatte mir den Job selbst verdient. Plötzlich hasste ich sie alle. Ich schuldete niemandem irgendetwas.

»Nein, das habe ich nicht.« Trent legte den Stift hin. »Auch für mich war Ms. Morgan eine Überraschung. Ich habe ihr allerdings einen Job angeboten.« Das schien Francis einen weiteren Schlag zu versetzen. Sein Mund bewegte sich, aber er brachte keinen Ton raus. Ich konnte seine Angst riechen - scharf und stechend.

»Nicht Ihren Job«, fuhr Trent angewidert fort. »Sagen Sie mir, wovor sie Angst hat. Was macht sie wütend? Was ist für sie das Wichtigste auf der Welt?«

Francis atmete erleichtert auf. Er rutschte auf dem Stuhl herum, um die Beine übereinanderzuschlagen, zögerte dann aber und blieb in einer überaus merkwürdigen Position sitzen. »Ich weiß es nicht. Das Einkaufszentrum? Ich versuche möglichst, ihr aus dem Weg zu gehen.«

»Ja«, meinte Kalamack, »darüber sollten wir uns unterhalten. Aber erst, nachdem wir Ihre Arbeit der letzten Tage etwas genauer unter die Lupe genommen haben. Demnach könnte man sich fragen, wie es um Ihre Loyalität

bestellt ist - Mr. Percy.«

Francis verschränkte die Arme und begann, nervös herumzuzappeln. Jonathan machte einen drohenden Schritt auf ihn zu, und Francis fummelte wieder an seinen Haaren rum.

Trents Stimme wurde beängstigend intensiv. »Ist Ihnen überhaupt klar, wie teuer es war, die Gerüchte über Ihre Flucht aus dem I. S.-Archiv zum Schweigen zu bringen?«

Francis befeuchtete sich hektisch die Lippen. »Rachel meinte, dass Sie mich verdächtigen würden, ihr geholfen zu haben, und dass ich besser fliehen sollte.«

»Also sind Sie geflohen.«

»Sie sagte -«

»Und gestern?«, unterbrach Trent ihn. »Sie haben sie hierher gebracht.« Die Wut in seiner Stimme lockte mich aus meiner Hütte. Trent lehnte sich vor, und ich hätte schwören können, gehört zu haben, wie Francis das Blut in den Adern gefror. Der seriöse Geschäftsmann war verschwunden. Kalamack war jetzt die reine Dominanz. Natürliche, unanfechtbare Dominanz.

Diese Verwandlung faszinierte mich. Trents Ausstrahlung war mit der Aura eines Vampirs nicht zu vergleichen.

Sie war wie dunkle Schokolade - stark, bitter und schmierig, mit einem unangenehmen Nachgeschmack. Vampire nutzten Angst, um sich Respekt zu verschaffen - Trent verlangte ihn einfach. Und soweit ich sehen konnte, war ihm noch nie der Gedanke gekommen, dass er ihm verweigert werden könnte.

»Sie hat Sie benutzt, um an mich ranzukommen«, flüsterte

er und starrte Francis in die Augen. »Das ist unentschuldbar.«

Francis hing in seinem Stuhl, das Gesicht verzerrt und die Augen weit aufgerissen. »Es... es tut mir leid«, stotterte er. »Das wird nie wieder passieren.«

Mit der Faszination des Schreckens beobachtete ich, wie Trent tief Luft holte. Vom Aquarium kam ein platschendes Geräusch, als der gelbe Fisch an die Oberfläche sprang. Meine Nackenhaare stellten sich auf und mein Puls raste. Etwas ging von Trent aus, so substanzlos und ungreifbar wie ein Hauch von Ozon. Sein Gesicht wurde leer und wirkte auf einmal vollkommen alterslos. Nebel umgab ihn, und ich fragte mich entsetzt, ob er Energie aus dem Jenseits zog. Um das zu können, hätte er eine Hexe oder ein Mensch sein müssen. Und ich war mir sicher, dass er keins von bei-dem war.

Ich riss mich von Trents Anblick los und konzentrierte mich stattdessen auf Jonathan. Er stand noch immer hinter Francis und beobachtete Trent mit einer Mischung aus Überraschung und Besorgnis. Sogar er hatte nicht mit einem solchen Ausbruch gerechnet. Ängstlich hob er seine Hand, als wolle er protestieren.

Es schien, als reagiere Trent darauf, denn seine Augen zuckten kurz und er atmete langsam aus. Der Fisch versteckte sich hinter den Korallen. Mit einem unangenehmen Kribbeln glättete sich mein Fell. Jonathans Finger zitterten und er ballte sie zu Fäusten. Trents Blick war noch immer auf Francis gerichtet. »Da bin ich mir ganz sicher.«

Seine Stimme war rau, aber trotzdem hypnotisierend. Zitternd kauerte ich mich zusammen, wo ich gerade stand. Was zur Hölle war hier nur geschehen, oder besser, beinahe geschehen?

»Was gedenken Sie jetzt zu tun?«, fragte Trent.

»Sir?« Francis' Stimme war brüchig.

»Das habe ich mir gedacht.« Trents Finger zitterten vor unterdrückter Wut. »Nichts werden Sie tun. Die LS. beobachtet Sie im Moment viel zu genau. Damit verlieren Sie allerdings an Nutzen.«

»Mr. Kalamack! Warten Sie! Sie haben recht, die I. S. beobachtet mich, aber dadurch kann ich sie doch ablenken, sie von den Docks fernhalten. Wenn ich noch eine Brimstoneladung auffliegen lasse, bin ich für die wieder sauber und kann sie zur gleichen Zeit in die Irre führen.« Francis rutschte wieder vor bis zur Stuhlkante. »Und Sie können dann Ihre... Waren transportieren«, schloss er schwach.

Waren?, dachte ich. Warum sagte er nicht einfach Biodrogen? Meine Schnurrhaare zuckten. Francis lenkte die LS. mit ein bisschen Brimstone ab, während Trent in der Zwischenzeit das profitable Zeug verschob. Wie lange ging das schon so? Arbeitete Francis etwa schon seit Jahren für Ihn?

»Mr. Kalamack?«, flüsterte er.

Trent legte die Fingerspitzen zusammen, als sei er tief in Gedanken versunken. Hinter ihm runzelte Jonathan die Stirn, seine Besorgnis war fast verschwunden.

»Sagen Sie mir nur, wann«, bettelte Francis und lehnte sich

noch weiter vor. Trent brauchte Francis nur anzusehen, und schon rutschte er wieder zurück. »Ich vergebe keine Chancen, Percy, ich nehme Gelegenheiten wahr.« Er zog den Terminkalender zu sich heran und blätterte einige Tage weiter. »Ich habe eine Ladung für Freitag, in den Südwesten. Letzter Flug nach L.A. vor Mitternacht. Sie finden die übliche Menge in einem Schließfach am zentralen Busbahnhof. Und diesmal darf es keinerlei Verbindung zu mir geben. Mein Name ist in letzter Zeit schon viel zu oft in den Zeitungen aufgetaucht.« Francis sprang erleichtert auf. Er bewegte sich auf Trent zu, als wollte er seine Hand schütteln, überlegte es sich nach einem Blick auf Jonathan aber anders. »Vielen Dank, Mr. Kalamack«, plapperte er. »Sie werden es nicht bereuen.«

»Das kann ich mir auch nicht vorstellen.« Trent blickte erst zu Jonathan, dann auf die Tür.

»Einen schönen Nachmittag noch«, sagte er abschließend.

»Ja, Sir, den wünsche ich Ihnen auch.«

Ich hatte das Gefühl, ich müsste mich übergeben, als Francis aus dem Zimmer stürzte. Jonathan blieb im Türrahmen stehen und beobachtete Francis, der den Frauen im Flur widerwärtige Avancen machte.

»Mr. Percy ist inzwischen mehr eine Belastung als ein Gewinn für uns«, stellte Trent müde fest.

»Ja, Sa'han«, stimmte Jonathan zu. »Ich rate Ihnen dringend, ihn von der Gehaltsliste zu entfernen.«

Ich schluckte. Francis verdiente es nicht, zu sterben, nur weil er dämlich war.

Trent massierte sich die Stirn. Schließlich antwortete er: »Nein, ich werde ihn behalten, bis ich einen passenden Ersatz gefunden habe. Und eventuell habe ich mit Mr. Percy noch etwas anderes vor.«

»Wie Sie wünschen, Sa'han«, sagte Jonathan und schloss behutsam die Tür hinter sich.

20

»Hier, Angel«, lockte Sara Jane und schob eine Karotte durch die Gitterstäbe meines Käfigs. Ich reckte mich, um sie zu nehmen, bevor die Sekretärin sie fallen lassen konnte. Espenspäne verbesserten den Geschmack nicht gerade.

»Danke«, fiepte ich. Ich wusste, dass sie mich nicht verstehen konnte, musste aber dennoch etwas sagen. Die Frau lächelte und steckte vorsichtig ihre Finger in den Käfig. Da ich davon ausging, dass ihr das gefallen würde, berührte ich sie mit meinen Tasthaaren.

»Sara Jane?«, fragte Trent vom Schreibtisch her und die kleine Frau drehte sich schuldbewusst zu ihm um. »Ich habe Sie eingestellt, damit Sie mein Büro leiten, und nicht als Zoowärter.«

»Entschuldigen Sie, Sir. Ich wollte nur die Gelegenheit nutzen, um meine irrationale Angst vor Ungeziefer loszuwerden.« Sie strich ihren knielangen Baumwollrock glatt. Er war zwar nicht so schick oder geschäftsmäßig wie der Anzug, den sie beim Einstellungsgespräch getragen

hatte, aber immerhin neu. Eben genau das, was ein Mädchen vom L.and erwartungsgemäß am ersten Arbeitstag trug.

Völlig ausgehungert kaute ich an der Karotte herum, die von Sara Janes Mittagessen übrig geblieben war. Ich war halb verhungert, da ich mich weigerte, das fade Trockenlutter zu essen. *Was ist los, Trent?,* dachte ich. *Eifersüchtig?*

Trent rückte seine Brille gerade und richtete seine Aufmerksamkeit auf den Papierkram. »Wenn Sie damit fertig sind, Ihre irrationalen Ängste zu bekämpfen, möchte ich, dass Sie runtergehen in die Bibliothek.«

»Ja, Sir.«

»Der Bibliothekar hat einiges an Material für mich zusammengestellt. Ich möchte aber, dass Sie es noch einmal durchgehen. Bringen Sie nur das mit, was Ihnen wirklich relevant erscheint.«

»Sir?«

Trent legte seinen Stift zur Seite. »Es handelt sich um Informationen bezüglich der Zuckerrübenindustrie.« Er lächelte sie an, sein Gesicht voll aufrichtiger Wärme. Ich fragte mich, ob er sich diese Miene hatte patentieren lassen. »Es könnte sein, dass ich auf diesem Gebiet aktiv werde. Deswegen muss ich mich ausreichend einarbeiten, um eine ausgewogene Entscheidung fällen zu können.«

Sara Jane strahlte und strich sich das lange Haar hinters Ohr. Anscheinend ahnte sie, dass Trent die Farm ihrer Familie kaufen wollte. *Du bist gar nicht so dumm, Frau,* dachte ich düster. *Und jetzt denk mal einen Schritt weiter. Trent wird deine Familie besitzen. Dann gehörst du ihm - mit Haut und*

Haaren.

Sie drehte sich wieder zu meinem Käfig um und warf ein letztes Stück Sellerie hinein. Ihr Lächeln verschwand und machte einem sorgenvollen Ausdruck Platz. Es hätte niedlich gewirkt auf ihrem kindlichen Gesicht, wäre da nicht die greifbare Gefahr für ihre Familie gewesen. Sie schien etwas einwenden zu wollen, überlegte es sich dann aber anders. »Ja, Sir. Ich werde Ihnen das gewünschte Material sofort zusammenstellen.«

Sara Jane schloss die Tür hinter sich, und ihre Schritte verklangen im Korridor. Trent warf einen misstrauischen Blick auf die Tür, als er nach seiner Teetasse griff: Earl Grey - kein Zucker, keine Milch. Sollte er dem gleichen Muster folgen wie gestern, kamen jetzt Telefongespräche und Papierkram bis sieben. Dann gingen die letzten Angestellten nach Hause. Wahrscheinlich war es einfacher, in seinem Büro illegale Drogentransporte zu organisieren, wenn niemand da war, der einem dabei über die Schulter schauen konnte.

Trent war an diesem Nachmittag mit frisch gekämmten Haaren und dem Geruch von Frischluft aus seiner dreistündigen Mittagspause zurückgekehrt. Er wirkte frisch und ausgeruht. Ich vermutete fast, dass er in seinem Privatbüro ein kleines Nickerchen gemacht hatte.

Warum nicht?, dachte ich und streckte mich in der Hängematte aus, die in meiner Zelle hing. Er war reich genug, um seine Arbeitszeiten selbst zu bestimmen.

Ich gähnte und mir fielen die Augen zu. Es war der zweite Tag meiner Gefangenschaft, und ich war mir ziemlich sicher,

dass es nicht der letzte sein würde. Ich hatte die vergangene Nacht damit verbracht, meinen Käfig gründlich zu untersuchen, und festgestellt, dass er absolut Rachel-sicher war. Der zweistöckige Drahtkäfig war für Frettchen konzipiert und erstaunlich ausbruchssicher. Ich hatte stundenlang versucht, die Schweißnähte aufzubrechen, was mich völlig erschöpft hatte. So war das Nichtstun jetzt ganz angenehm. Meine Hoffnung, von Jenks oder Ivy gerettet zu werden, war gering. Ich war auf mich allein gestellt. Und es würde wohl noch eine Weile dauern, bis ich Sara Jane davon überzeugen konnte, dass ich ein Mensch war, und so vielleicht hier raus kam.

Müde beobachtete ich, wie Trent vom Schreibtisch aufstand und ruhelos zu dem CD-Regal wanderte, das sich in riner Nische neben der Stereoanlage befand. Er sah wirklich gut aus, als er dort stand und so auf die Auswahl konzentriert war, dass er nicht bemerkte, wie ich ihn bewertete: eine 9,5 von 10. Ich zog 0,5 Punkte ab, da der Großteil seines Körpers mit einem Anzug bedeckt war, der mehr kostete als so manches Auto.

Gestern Abend hatte er auch schon so einen appetitlichen Anblick geboten, als er nach dem offiziellen Büroschluss das Jackett ausgezogen hatte. Der Mann hatte einen verdammt wohlgeformten Rücken. Warum er ihn immer in einem Anzug versteckte, war sowohl ein Rätsel als auch ein Verbrechen. Sein durchtrainierter Bauch war sogar noch besser. Er trieb bestimmt viel Sport, obwohl mir schleierhaft war, wann er die Zeit dafür fand. Ich hätte alles dafür

gegeben, ihn in einer Badehose zu sehen - oder weniger. Seine Beine mussten genauso muskulös sein wie der Rest, immerhin galt er als ein erstklassiger Reiter. Und falls das so klingt, als sei ich eine sexhungrige Nymphomanin - ich hatte ja schließlich auch nichts anderes zu tun, als ihn zu beobachten.

Trent hatte gestern noch lange nach Sonnenuntergang gearbeitet, scheinbar allein in dem stillen Gebäude. Das falsche Fenster war lange die einzige Lichtquelle gewesen. Erst als draußen die Sonne schon untergegangen und auch das gefälschte Tageslicht langsam verblasst war, hatte Trent seine Schreibtischlampe angemacht. Ich war mehrmals weggedöst und dadurch geweckt worden, dass er eine Seite umblätterte oder der Drucker mit einem Summen zum Leben erwachte. Trent hatte erst Schluss gemacht, als Jonathan gekommen war und ihn daran erinnert hatte, etwas zu essen. Ich musste zugeben, dass er sein Geld genauso hart verdiente wie ich. Er hatte allerdings zwei Jobs: angesehener Geschäftsmann und Drogenbaron. Das verschaffte einem wahrscheinlich vollgepackte Arbeitstage.

Meine Hängematte bewegte sich, als ich Trent dabei beobachtete, wie er eine CD aussuchte. Kurz darauf erfüllten leise Trommelrhythmen den Raum. Mit einem herausfordernden Blick in meine Richtung zog Trent seinen grauen Leinenanzug zurecht und fuhr glättend über sein Haar. Ich signalisierte ihm schläfrig mein Einverständnis, was ihm auch wieder nicht recht zu sein schien. Es war nicht meine Art von Musik, aber das war schon in Ordnung. Es war

ein älteres Stück, das eine fast schon in Vergessenheit geratene Intensität und Traurigkeit vermittelte, die anrührend waren. Eigentlich gar nicht so schlecht.

Daran könnte ich mich gewöhnen, grübelte ich und streckte vorsichtig meinen langsam verheilenden Körper. Seitdem ich die I. S. verlassen hatte, hatte ich nicht mehr so gut geschlafen. Es war schon absurd, dass ich hier, in einem Käfig im Büro eines Drogenbarons, vor den Mordanschlägen der I. S. sicher war.

Trent machte sich wieder an die Arbeit. Hin und wieder unterbrach er sich und trommelte mit seinem Stift zum Rhythmus der Musik; es war offenbar eine seiner Lieblings-CDs. Den Rest des Nachmittags dämmerte ich im Halbschlaf vor mich hin, eingelullt vom sanften Flüstern der Musik. Ab und zu wurde die Geräuschkulisse durch Trents weiche Stimme ergänzt, wenn er telefonierte. Irgendwann wartete ich regelrecht auf den nächsten Anruf, um sie wieder hören zu können.

Ein Spektakel im Flur riss mich schließlich aus dem Schlaf.

»Ich weiß, wo sein Büro ist«, dröhnte eine selbstsichere Stimme. Sie erinnerte mich an einen der arroganteren unter meinen ehemaligen Professoren.

Sara Janes Protest war kaum zu hören. Ich warf Trent einen fragenden Blick zu.

»Wandel und Hölle«, murmelte er, wobei sich in den Ecken seiner ausdrucksvollen Augen kleine Fältchen zeigten. »Ich habe ihm ausdrücklich gesagt, dass er einen seiner Assistenten schicken soll.« Hektisch kramte er in seinem

Schreibtisch herum, was mich endgültig weckte. Ich zwinkerte mir gerade den Schlaf aus den Augen, als er eine Fernbedienung auf die Stereoanlage richtete. Die Flöten und Trommeln verstummten. Scheinbar resigniert warf er das Gerät zurück in die Schublade. Fast kam es mir so vor, als würde Trent es genießen, jemanden um sich zu haben, bei dem er nicht vorgeben musste, jemand - oder etwas -anderes zu sein. Was auch immer er nun sein mochte. Die unkontrollierte Wut, die er gegenüber Francis gezeigt hatte, war allerdings unheimlicher gewesen als alles, was mir bis dahin begegnet war.

Sara Jane klopfte und kam herein. »Mr. Faris möchte Sie sprechen, Mr. Kalamack.«

Trent seufzte. Er sah nicht besonders glücklich aus. »Schicken Sie ihn rein.«

»Ja, Sir.« Sie ließ die Tür offen und stöckelte zurück zu ihrem Schreibtisch. Wenig später kehrte sie in Begleitung eines untersetzten Mannes zurück, der einen grauen Laborkittel trug. Neben Sara Jane wirkte er wie ein Riese. Mit einem besorgten Blick verließ sie den Raum.

»Ich kann nicht behaupteten, dass ich Ihre neue Sekretärin mag«, knurrte Faris, als er die Tür schloss. »Sara, nicht wahr?«

Trent stand auf und streckte die Hand aus. Seine Abneigung versteckte er hinter einem gewinnenden Lächeln. »Faris. Vielen Dank, dass Sie so kurzfristig kommen konnten. Es hätte allerdings auch gereicht, wenn Sie einen Ihrer Assistenten geschickt hätten, denn es geht nur um eine Kleinlgkeit. Ich hoffe, ich habe Sie nicht ernsthaft in Ihrer

Forschungsarbeit gestört?«

»Überhaupt nicht. Ich bin immer froh, wenn ich ein wenig ‚m die Luft komme«, keuchte er.

Faris drückte Trents Hand an der Stelle, an der ich ihn gebissen hatte, und Trents Lächeln gefror. Anschließend ließ sich der dicke Mann in den Stuhl vor dem Schreibtisch plumpsen, als sei er hier zu Hause. Er legte einen Fuß aufs Knie, wobei sich der Laborkittel öffnete und den Blick auf eine gepflegte Hose und polierte Schuhe freigab. Auf seinem Kragen befand sich jedoch ein dunkler Fleck, und der intensive Geruch nach Desinfektionsmitteln, der von ihm ausging, überdeckte fast seinen Rotholzduft. Seine Wangen und seine fleischigen Hände waren mit alten Narben übersäht.

Trent kehrte wieder auf seinen Platz hinter dem Schreibtisch zurück und bedeckte seine verbundene Hand mit der unverletzten. Es folgte ein kurzes Schweigen.

»Also, was wollen Sie?«, wollte Faris schließlich wissen.

Für einen kurzen Moment wurde Trents unterdrückte Verärgerung sichtbar. »Sie sind so direkt wie immer. Bitte sagen Sie mir: Was wissen Sie über so etwas?«, fragte er ruhig und zeigte dabei auf mich.

Mir stockte der Atem, und ohne mich um meine noch immer steifen Muskeln zu scheren, sprang ich in mein Häuschen. Faris kam schnaufend auf die Füße, und sein durchdringender Rotholzgeruch drang in den Käfig, als er näher kam. »Na, na. Du bist aber ein Dummerchen.«

Wütend starrte ich in seine dunklen Augen, die in

seinem .uifgedunsenen Gesicht fast verschwanden. Trent war um den Schreibtisch herumgegangen und lehnte sich entspannt dagegen. »Erkennen Sie sie?«

»Ob ich sie persönlich kenne? Nein.« Er schnipste mit seinem dicken Finger gegen das Gitter.

»Hey«, rief ich aus meiner Hütte. »Langsam wird's nervig.«

»Halt's Maul«, sagte er verächtlich. »Sie ist eine Hexe«, fuhr er fort, als wäre ich gar nicht anwesend. »Wenn sie nicht zufällig in Ihr Aquarium fällt, kann sie sich nicht zurückverwandeln. Es ist ein mächtiger Zauber. Sie muss also von einer großen Organisation unterstützt werden, denn nur die können sich so was leisten. Und sie ist dämlich.«

Ich musste mich beherrschen, nicht mit dem Trockenfutter nach ihm zu werfen.

»Wie kommen Sie darauf?« Trent kramte in der untersten Schreibtischschublade und man hörte den hellen Klang von Kristall, als er zwei Gläser mit dem vierzig Jahre alten Whiskey füllte.

»Die Transformation ist eine schwierige Kunst. Man muss Tränke anstelle von Amuletten benutzen, was bedeutet, dass man für eine einzige Gelegenheit eine ganze Mixtur ansetzen muss, und der Rest wird weggeschmissen. Sehr kostenintensiv, so was. Die Herstellungskosten sind ungefähr so hoch wie das Gehalt Ihres Bibliotheksassistenten, und von der Haftpflichtversicherung, die beim Verkauf fällig würde, könnten Sie ein ganzes Büro bezahlen.«

»Schwierig, haben Sie gesagt?« Trent gab Faris ein Glas. »Könnten Sie so einen Zauber zusammenbrauen?«

»Wenn ich das Rezept hätte«, antwortete er mürrisch; offenbar fühlte er sich in seiner Ehre gekränkt. »Er ist sehr alt, präindustriell, schätze ich. Ich kann nicht erkennen, wer diesen Zauberspruch hergestellt hat.« Schnaufend lehnte er sich vor. »Und da hat er oder sie auch Glück gehabt, denn andernfalls müsste ich ihn um seine Bibliothek erleichtern.«

Langsam wird's interessant, dachte ich.

»Sie denken also nicht, dass sie den Trank selbst gemacht hat?«, hakte Trent nach. Neben Faris wirkte er noch gepflegter und fitter als sonst.

Der untersetzte Mann schüttelte den Kopf und setzte sich wieder. Das Kristallglas verschwand völlig in seiner kräftigen Hand. »Darauf würde ich mein Leben verwetten. Man kann nicht einerseits so clever sein, solch einen Zauber zu brauen, und andererseits so dumm, sich fangen zu lassen. Das macht keinen Sinn.«

»Vielleicht war sie einfach nur ungeduldig«, gab Trent zu bedenken, und Faris platzte fast vor Lachen. Ich fuhr erschreckt zusammen und bedeckte meine Ohren mit den Pfoten.

»O ja«, keuchte Faris, »sie war ungeduldig. Das gefällt mir.«

Trents Maske schien brüchig zu werden, als er sich setzte und seinen unberührten Drink zur Seite stellte.

»Also, wer ist sie?«, fragte Faris und lehnte sich verschwörerisch in seinem Stuhl nach vorne. »Eine übereifrige Reporterin, die hinter der Story ihres Lebens her ist?«

»Gibt es einen Zauberspruch, durch den ich sie verstehen

könnte?«, erkundigte sich Trent, ohne auf Faris' Frage einzugehen. »Sie quiekt ja nur.«

Faris stellte grunzend sein leeres Glas ab, eine wortlose Forderung nach mehr. »Nein, denn Nagetiere haben keine Stimmbänder. Wollen Sie sie länger behalten?«

Trent drehte das Glas zwischen seinen Fingern. Er war ei schreckend still.

Faris grinste hinterhältig. »Was braut sich da in Ihrem kleinen, fiesen Hirn zusammen, Trent?«

Nun lehnte Trent sich in seinem Stuhl nach vorne. Der Sitz knarrte laut. »Faris, wenn ich Ihre Fähigkeiten nicht so dringend brauchen würde, hätte ich Sie schon vor einiger Zeit aus Ihrem Labor hinausgeprügelt.«

Der dicke Mann grinste noch immer. »Ich weiß.«

Trent stellte die Flasche weg. »Ich werde sie vielleicht für einen Wettbewerb am Freitag anmelden.«

Faris blinzelte. »Die Stadtmeisterschaft? Ich war mal bei einer. Da enden die Runden erst, wenn einer der Kontrahenten tot ist.«

»Das habe ich auch gehört.«

Ängstlich presste ich mich an das Gitter. »Wow, Moment mal«, zwitscherte ich. »Was soll das heißen, tot? Hey! Der Nerz will mitreden!« Verärgert schmiss ich ein Stück Trockenfutter nach Trent. Es flog ungefähr einen halben Meter weit, bevor es auf dem Teppich landete. Ich versuchte es noch einmal, diesmal mehr tretend als werfend. Das Kügelchen prallte mit einem leisen Klicken von der Schreibtischkante ab.

»Der *Wandel* soll dich holen, Trent!«, schrie ich. »Rede mit mir!«

Trent sah mich mit hochgezogenen Brauen an. »Ich meine die Rattenkämpfe, was sonst?«

Mein Herz setzte kurz aus, und ich ließ mich benommen auf die Hinterläufe fallen. Die Rattenkämpfe. Sie wurden illegal in irgendwelchen Hinterzimmern abgehalten, und es gab die dunkelsten Gerüchte darüber. Er würde mich in den Ring stecken, wo ich mit einer Ratte auf Leben und Tod kämpfen musste.

Völlig entgeistert drückte ich meine weiß behaarten Pfoten gegen das Gitter. Vor allem fühlte ich mich verraten. Faris sah allerdings auch nicht gut aus. »Das ist nicht Ihr Ernst«, flüsterte er, wobei seine fetten Wangen ganz blass wurden. »Sie werden sie doch nicht aufstellen? Das können Sie nicht machen!«

»Was spricht dagegen?«

Faris' Unterkiefer mahlte, als er nach Worten suchte. »Sie ist doch kein Tier!«, rief er. »Sie wird das keine drei Minuten überleben, sie werden sie in Stücke reißen.«

Trent zuckte gleichgültig mit den Schultern. »Das ist ihr Problem, nicht meins.« Er setzte seine Lesebrille wieder auf und beugte sich über seine Dokumente. »Guten Tag, Faris.«

»Kalamack, Sie gehen zu weit. Nicht einmal Sie stehen über dem Gesetz.« Sobald er es ausgesprochen hatte, wusste Faris ebenso gut wie ich, dass er einen Fehler gemacht hatte. Langsam blickte Trent zu ihm hoch und betrachtete ihn über den Rand seiner Brille hinweg. Dann lehnte er sich

nach vorn und stützte einen Ellbogen auf die Papierstapel. Die plötzliche Spannung im Raum ließ mir das Fell zu Berge stehen. »Wie geht es Ihrer Jüngsten, Faris?«, fragte er, und nicht einmal der angenehme Klang seiner Stimme konnte die Infamie dieser Frage überdecken.

Der fette Mann wurde kreidebleich. »Es geht ihr gut«, flüsterte er. Seine Selbstsicherheit war wie weggeblasen, zurück blieb nur ein ängstlicher, dicker Mann.

»Wie alt ist sie jetzt, fünfzehn?« Trent lehnte sich zurück, legte die Brille neben die Ablagefächer und verschränkte seine langen Finger vor dem Bauch. »Das ist ein wundervolles Alter. Sie will Ozeanografie studieren, nicht? Mit den Delfinen sprechen?«

»Ja.« Die Antwort war kaum hörbar.

»Ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr es mich freut, dass die Behandlung ihres Knochenkrebses so gut anschlägt.«

Mein Blick wanderte zu der Schublade, in der die belastenden CDs lagen, dann zu Faris, dessen Laborkittel plötzlich eine ganz neue Bedeutung bekam. Mir wurde eiskalt. Trent dealte nicht nur mit Biodrogen, er stellte sie auch her. Ich wusste nicht, was mich mehr aus der Fassung brachte: dass Trent mit der Technologie rumspielte, die den halben Planeten ausgelöscht hatte, oder dass er sie dazu benutzte, Leute zu erpressen. Er war so angenehm, so charmant, so liebenswert. Wie konnte sich hinter solcher Attraktivität so etwas Widerwärtiges verbergen?

Trent lächelte. »Sie ist nun seit fünf Jahren in Behandlung. Es ist schwierig, gute Ärzte zu finden, die bereit sind, illegale

Techniken anzuwenden. Und kostspielig.«

Faris schluckte schwer. »Ja - Sir.«

Trent betrachtete ihn eingehend. »Guten Tag - Faris.«

»Schleim«, zischte ich. »Du bist nur ein Haufen Schleim, Trent! Du bist nicht besser als der Dreck, der an meinen Stiefeln klebt!«

Faris bewegte sich unsicher zur Tür. Doch plötzlich spürte ich Auflehnung in ihm. Trent hatte ihn in eine Ecke gedrängt. Der Mann hatte nichts mehr zu verlieren.

Kalamack hatte es auch wahrgenommen. »Sie denken an Flucht, nicht wahr?« Faris öffnete die Tür. Die Geräuschkulisse aus dem Büro drang herein. »Sie wissen doch, dass ich das nicht zulassen kann.«

Faris drehte sich um, Hoffnungslosigkeit im Blick. Fassungslos beobachtete ich, wie Trent seinen Füllfederhalter aufschraubte und etwas Kleines, Pelziges in den leeren Lauf schob. Es ertönte nur ein feines Ploppen, als er damit auf Faris schoss.

Die Augen des großen Mannes weiteten sich. Er torkelte auf Trent zu und griff sich an den Hals. Ein leises Röcheln war zu hören, und sein Gesicht schwoll an. Schockiert musste ich tatenlos mit ansehen, wie Faris auf die Knie fiel. Verzweifelt griff er in seine Hemdtasche und schaffte es, eine Spritze hervorzuziehen, die jedoch seinen zitternden Fingern entglitt und zu Boden fiel. Dann brach er zusammen, streckte sich aber mit letzter Kraft nach der Spritze.

Trent stand auf und schob mit ausdruckslosem Gesicht die Spritze aus Faris' Reichweite.

»Was hast du mit ihm gemacht?«, quiekte ich, während Trent seinen Stift wieder zusammenschraubte. Faris lief violett an. Er versuchte noch einmal, nach Luft zu schnappen, dann war er still.

Trent steckte den Stift in die Tasche, stieg über Faris hinweg und ging zur geöffneten Tür. »Sara Jane! Rufen Sie die Sanitäter. Mit Mr. Faris stimmt irgendetwas nicht.«

»Er stirbt!«, quiekte ich. »Das stimmt nicht mit ihm! Du hast ihn verdammt noch mal getötet!«

Besorgte Stimmen wurden laut, als die Angestellten aus ihren Büros traten. Ich erkannte Jonathans schnellen Schritt. Als er die Schwelle erreicht hatte, blieb er abrupt stehen, verzog das Gesicht, als er Faris auf dem Boden liegen sah, und runzelte schließlich missbilligend die Stirn.

Trent hockte neben Faris und fühlte seinen Puls. Dann zuckte er betont resigniert mit den Schultern und injizierte den Inhalt der Spritze durch Faris' Hose hindurch in dessen Oberschenkel. Mir war klar, dass es zu spät war. Faris regte sich nicht mehr, er war tot. Und Trent wusste das.

»Die Sanitäter sind auf dem Weg«, rief Sara Jane vom Flur aus, während sie sich dem Büro näherte. »Kann ich noch -« Sie blieb hinter Jonathan stehen und legte entsetzt eine Hand auf den Mund, als sie Faris dort liegen sah.

Trent stand auf und ließ dramatisch die Spritze fallen. "Oh, Sara Jane«, sagte er sanft und zog sie zurück in den Korridor, »das tut mir so leid. Schauen Sie nicht hin. Es ist zu spät. Es muss ein Bienenstich gewesen sein, Faris reagierte allergisch auf Bienen. Ich wollte ihm noch das Antitoxin verabreichen,

aber es hat nicht schnell genug gewirkt. Er muss, ohne es zu merken, eine Biene mit hereingebracht haben. Kurz bevor er kollabierte, schlug er nach etwas auf seinem Bein.«

»Aber er...«, stammelte sie und blickte noch einmal zurück, während Trent sie langsam den Gang hinunterführte.

Jonathan ging in die Hocke, um das pelzige Geschoss von Faris' Bein zu entfernen und in seiner Tasche verschwinden zu lassen. Als sich unsere Blicke trafen, sah ich nur bitteren Sarkasmus in seinen Augen.

»Ich bin erschüttert«, hörte ich Trents Stimme aus dem Flur. »Jon?«, rief er, und Jonathan erhob sich schnell. »Bitte sorge dafür, dass alle früher Feierabend machen. Das Gebäude sollte geräumt werden.«

»Ja, Sir.«

»Das ist schrecklich, einfach schlimm.« Trent klang so verdammt überzeugend. »Gehen Sie nach Hause, Sara Jane. Und versuchen Sie, nicht mehr daran zu denken.«

Als Sara Jane mit zögernden Schritten ging, hörte ich noch, wie sie ein Schluchzen unterdrückte.

Noch wenige Augenblicke zuvor hatte Faris hier gestanden. Angewidert sah ich, wie Trent einfach so über Faris' Arm hinwegstieg. Völlig ungerührt ging er zu seinem Schreibtisch und drückte auf den Schalter der Sprechanlage. »Quen? Es tut mir leid, Sie zu stören, aber bitte kommen Sie doch in mein Büro. Ein Sanitäterteam ist auf dem Weg zum Anwesen, und wahrscheinlich wird anschließend auch jemand von der I. S. kommen.«

Nach einer kurzen Pause schallte Quens Stimme

undeutlich aus dem Lautsprecher: »Mr. Kalamack? Alles klar, ich werde gleich bei Ihnen sein.«

Ich starrte auf Faris' aufgedunsene Leiche. »Du hast ihn getötet!«, beschuldigte ich Trent. »Bei Gott, du hast ihn getötet, direkt hier in deinem Büro. Direkt vor ihren Nasen!«

»Jon«, sagte Trent gelassen, wobei er gleichgültig in seinem Schreibtisch herumsuchte, »bitte trage dafür Sorge, dass die Familie in das spezielle Hinterbliebenenprogramm aufgenommen wird. Ich möchte, dass seine jüngste Tochter auf eine Schule ihrer Wahl gehen kann. Aber halte es anonym, lass es wie ein Stipendium aussehen.«

»Ja, Sa'han«, erwiderte Jonathan sachlich.

»Das ist aber wirklich großzügig von dir, Trent«, quiekte Ich. »Aber ich glaube, ihr Vater wäre ihr lieber gewesen.«

Als Trent mir einen kurzen Blick zuwarf, entdeckte ich Schweißperlen auf seiner Stirn. »Ich wünsche noch heute ein Treffen mit Faris' Assistenten«, fuhr er beiläufig fort. »Wie war noch gleich sein Name - Darby...?«

»Darby Donnelley, Sa'han.«

Trent nickte und rieb sich die Stirn, als sei er wirklich besorgt. Als er die Hand wegnahm, war seine Stirn trocken. »Ja, das war's, Donnelley. Ich möchte nicht, dass dieser Zwischenfall meinen Zeitplan beeinträchtigt.«

»Was soll ich ihm sagen?«

»Die Wahrheit. Faris reagierte allergisch auf Bienengift, seine Leute wissen das alle.« Jonathan stieß Faris kurz mit der Fußspitze an und verließ den Raum. In der eingetretenen Stille waren seine Schritte überlaut. Das Stockwerk hatte sich

blitzschnell geleert. Ich fragte mich, wie oft hier wohl etwas Derartiges geschah.

»Möchten Sie mein Angebot nun vielleicht doch in Erwägung ziehen?«, wandte sich Trent plötzlich an mich. Er hatte wieder nach seinem vollen Whiskeyglas gegriffen. Ich bildete mir ein, dass seine Hände zitterten. Einen Moment lang betrachtete er die goldene Flüssigkeit und trank sie dann in einem Zug, um anschließend das Glas sorgfältig abzustellen. »Die Insel kommt allerdings nicht mehr infrage. Es wäre nur klug, Sie in meiner Nähe zu behalten. Wie Sie es geschafft haben, auf das Anwesen zu gelangen, war wirklich beeindruckend. Ich denke, ich könnte Quen davon überzeugen, Sie einzustellen. Er hat sich fast totgelacht, als er gesehen hat, wie Sie Mr. Percy in seinem eigenen Kofferraum verschnürt hatten. Als ich ihm dann erzählt habe, dass Sie in mein Büro eingebrochen sind, wollte er Sie am liebsten umbringen.«

Ich war sprachlos vor Entsetzen. Faris lag tot auf dem Boden und Trent fragte mich, ob ich für ihn arbeiten wollte?

»Faris wiederum war ziemlich beeindruckt von Ihren Zauberkünsten«, fuhr er fort. »Die Techniken der DNS-Spaltung aus der Prä-Wandel-Periode zu dechiffrieren kann auch nicht viel schwieriger sein, als einen komplexen Zauber herzustellen. Und wenn Sie Ihre Fähigkeiten nicht auf dem Feld der Biologie erproben wollen, könnten Sie es auch mit Psychologie versuchen. Sie haben so viele Talente, Ms. Morgan. Das macht Sie auf eine bestimmte Art überaus wertvoll.«

Fassungslos setzte ich mich auf meine Hinterpfoten.

»Sehen Sie, Ms. Morgan, ich bin kein schlechter Mensch. Ich biete all meinen Angestellten eine angenehme Arbeitsatmosphäre, Aufstiegschancen und die Möglichkeit, ihr Potenzial voll auszuschöpfen.«

»Möglichkeiten? Aufstiegschancen?«, zischte ich. Es war mir egal, dass er mich nicht verstehen konnte. »Was denkst du, wer du bist, Kalamack? Gott? Geh und *wandel* dich!«

»Ich denke, das war recht eindeutig.« Er lächelte mir kurz zu. »Zumindest habe ich Ihnen Ehrlichkeit beigebracht.«

Er zog seinen Stuhl näher an den Schreibtisch heran.

»Ich werde deinen Willen brechen, Morgan - bis du bereit bist, alles zu tun, um aus diesem Käfig rauszukommen. Und ich hoffe, dass es eine Weile dauern wird. Bei Jon habe ich fast fünfzehn Jahre gebraucht. Er war zwar kein Frettchen, aber ein Sklave, was auf das Gleiche hinausläuft. Doch ich hin mir sicher, dass du früher aufgeben wirst.«

»Zur Hölle mit dir, Trent«, fluchte ich wutentbrannt.

»Sei doch nicht so grob.« Trent griff wieder zum Füllfederhalter. »Ich gehe davon aus, dass dein Rückgrat genauso stark, wenn nicht sogar stärker ist als Jons. Aber er musste auch nicht fürchten, von Ratten in Stücke gerissen zu werden. Bei Jon hatte ich den Luxus, mir Zeit lassen zu können. Ich bin langsam und behutsam vorgegangen. Und damals war ich noch nicht so geübt wie heute.« Trents Blick schweifte in die Ferne. »Dennoch hat er nie gemerkt, dass ich seinen Willen brach. Die meisten bemerken es nicht. Er hat es sich bis jetzt noch nicht klargemacht. Und wenn man ihn

darauf hinweisen würde, würde er einen töten.«

Er kehrte wieder in die Gegenwart zurück. »Ich spiele gerne mit offenen Karten. Das macht es befriedigender, nicht wahr? Wenn wir beide wissen, woran wir sind, können wir uns die höflichen Spielchen sparen. Und wenn du es nicht überlebst, ist das auch kein großer Verlust, immerhin habe ich noch nicht viel in dich investiert. Nur einen Käfig, ein bisschen Fressen und ein paar Sägespäne.«

Mir wurde wieder schmerzhaft bewusst, was es hieß, in einem Käfig zu sitzen. Gefangen zu sein.

»Lass mich raus!«, schrie ich und zerrte an den Gitterstäben. »Lass mich hier raus, Trent!«

Als es an der Tür klopfte, fuhr ich herum. Jonathan kam rein, wobei er geschickt Faris' Leiche umging. »Die Sanitäter sind gerade auf dem Parkplatz eingetroffen, sie können Faris gleich mitnehmen. Die LS. will nur einen kurzen Bericht.« Er sah geringschätzig zu mir herüber. »Was fehlt Ihrer Hexe?«

»Lass mich raus, Trent«, zischte ich und wurde immer wilder. »Lass mich raus!« Ich raste erst auf den Boden des Käfigs, dann zurück auf die zweite Etage. Ich warf mich gegen die Gitter und versuchte den Käfig umzukippen. Ich musste hier raus!

Trent lächelte nur. »Ms. Morgan hat soeben erkannt, wie überzeugend ich sein kann. Schlag gegen den Käfig.«

Verwirrt zögerte Jonathan. »Ich dachte, Sie wollen nicht, dass ich sie quäle.«

»Ich habe lediglich gesagt, dass du nicht mit Wut reagieren sollst, wenn du die Reaktion eines Gegners falsch

einschätzt. Aber ich handele nicht aus Wut. Ich zeige Ms. Morgan nur ihren neuen Platz im Leben: dass sie in einem Käfig sitzt und ich mit ihr tun kann, was immer ich will.« Seine kalten Augen fixierten meine. »Und jetzt schlag gegen den Käfig.«

Jonathan grinste. Mit dem Aktenordner in seiner Hand holte er aus und knallte ihn gegen das Drahtgitter. Obwohl ich darauf vorbereitet gewesen war, ließ mich der Knall heftig zusammenzucken. Der Käfig wackelte, und ich krallte mich mit allen vier Pfoten an dem Gitterboden fest.

»Halt's Maul, Hexe«, fügte Jonathan hämisch hinzu. Ich krabbelte in mein Häuschen, um mich zu verstecken. Trent hatte ihm gerade die Erlaubnis erteilt, mich nach Gutdünken zu quälen. Wenn die Ratten mich nicht umbrachten, würde Jonathan es tun.

21

Na los, Morgan. Mach was«, flüsterte Jonathan. Dabei pikte er mich mit einem Stock so heftig in die Seite, dass ich fast umfiel. Ich zitterte vor unterdrückter Wut, versuchte aber, ihn zu ignorieren.

»Ich weiß doch, dass dich das rasend macht«, sagte er und ging in die Hocke, um mir das Holz in die Flanke zu rammen.

Der Boden meines Käfigs war mit Bleistiften übersät, alle säuberlich durchgenagt. Im Laufe des Morgens hatte Jonathan mich immer wieder gequält. Nachdem ich während

der ersten Stunden mehrfach versucht hatte, nach ihm zu schnappen, und ihn angezischt hatte, sobald er sich näherte, wurde mir klar, dass mich das nicht nur erschöpfte, sondern es diesen sadistischen Freak auch noch anstachelte. Ihn zu ignorieren war zwar lange nicht so befriedigend, wie ihm Stifte aus der Hand zu reißen und sie zu zerbeißen, aber ich hegte die Hoffnung, dass ihm so irgendwann langweilig würde und er mich in Ruhe ließe.

Trent war vor ungefähr einer halben Stunde gegangen, um sein Lunchnickerchen zu halten. Im Gebäude war es ruhig, da alle sich ein wenig entspannten, wenn Trent die Etage verlassen hatte. Jonathan hingegen machte nicht den Anschein, als wolle er gehen. Er hatte seinen Spaß daran, zu bleiben und mich zu schikanieren, während er seine Pasta aß. Es hatte nicht einmal geholfen, dass ich mich in die Mitte des Käfigs zurückgezogen hatte, er hatte sich einfach einen längeren Stock geholt. Mein Häuschen gab es schon lange nicht mehr.

»Verdammte Hexe. Mach endlich was.« Jonathan verlagerte den Stock in seiner Hand, um mir auf den Kopf schlagen zu können. Er traf mich zwischen die Ohren - einmal, zweimal, dreimal. Meine Tasthaare zitterten. Ich konnte fühlen, wie sich mein Herzschlag verstärkte und mein Kopf zu schmerzen begann. Verbissen rang ich um Selbstbeherrschung. Beim fünften Schlag rastete ich aus. Ich bäumte mich auf, schnappte den Stock und zerbiss ihn frustriert.

»Du bist tot«, quiekte ich und warf mich gegen das Gitter.

»Hörst du mich? Sobald ich hier rauskomme, bist du tot!«

Er richtete sich auf und fuhr sich mit den Fingern durchs Haar. »Ich wusste, dass ich dich springen lassen kann.«

»Versuch das mal, wenn ich hier raus bin«, fauchte ich.

Im Flur erklang das Geräusch von Absätzen, und ich ließ mich erleichtert auf den Käfigboden sinken. Ich kannte diesen Schritt. Jon offensichtlich auch, denn er trat einen Schritt zurück. Ohne anzuklopfen betrat Sara Jane das Büro. »Oh!«, rief sie leise und fuhr mit der Hand an den Kragen ihres nagelneuen Blazers. Trent bezahlte seine Angestellten im Voraus. »Bitte entschuldigen Sie, Jon. Ich dachte nicht, dass noch jemand hier wäre.« Sie zögerte, und eine merkwürdige Stille trat ein. »Ich wollte Angel die Reste von meinem Mittagessen geben, bevor ich ein paar Besorgungen machen gehe.«

Jon sah sie herablassend an. »Das werde ich für Sie übernehmen.« *Oh, bitte nicht,* dachte ich. Falls er es mir überhaupt gab, würde er das Essen wahrscheinlich vorher in Tinte tauchen. Die Überreste von Sara Janes Mittagessen waren das Einzige, was ich aß, und ich war jetzt schon halb verhungert.

»Nein, danke«, erwiderte sie zu meiner Erleichterung. »Falls Sie gehen möchten, werde ich Mr. Kalamacks Büro abschließen.«

Ja, hau ab, dachte ich, *damit ich versuchen kann, Sara Jane klarzumachen, dass ich kein Tier bin.* Es wäre schon der zweite Versuch. Beim ersten Mal hatte Trent mich dabei beobachtet, woraufhin Jonathan > versehentliche so hart an

den Käfig stieß, dass er umfiel.

»Ich warte auf Mr. Kalamack«, antwortete Jonathan. »Sind Sie sicher, dass Sie den Nerz selber füttern wollen?« Der sonst so stoische Mann wirkte selbstgefällig, als er sich hinter Trents Schreibtisch stellte und so tat, als würde er aufräumen. Meine Hoffnungen, er könnte verschwinden, verflüchtigten sich. So dumm war er nicht.

Sara Jane ging in die Hocke, um mit mir auf Augenhöhe zu sein. Ihre Iris schien blau zu sein, aber ich war mir nicht ganz sicher. »Nein, es wird nicht lange dauern. Arbeitet Mr. Kalamack während der Mittagszeit?«

»Nein. Er hat mich nur gebeten, zu warten.«

Der Geruch von Karotten stieg mir in die Nase, und ich kroch näher an das Gitter heran. »Hier, Angel«, sagte die kleine Frau besänftigend, als sie eine zusammengefaltete Serviette öffnete. »Heute gibt es nur Möhren. Sie hatten keinen Sellerie mehr.«

Ich warf einen argwöhnischen Blick auf Jonathan. Er überprüfte gerade, ob Trents Bleistifte angespitzt waren, also griff ich vorsichtig nach der Karotte. Ein unvermittelter Knall ließ mich zurückschrecken.

Jonathan grinste süffisant. Er hatte einen Ordner auf den Tisch fallen lassen. Sara Janes Gesichtsausdruck war so hasserfüllt, dass davon Milch sauer geworden wäre. »Jetzt hören Sie schon damit auf«, sagte sie aufgebracht. »Sie haben Angel schon den ganzen Tag lang getriezt.« Entschlossen drückte sie die Möhren durch den Draht. »Hier hast du deine Möhren, Sweetie. Magst du das Trockenfutter

nicht?« Sie ließ die Karottenstücke fallen, zog ihre Finger jedoch nicht zurück.

Ich beschnüffelte sie und erlaubte Sara Jane, mich mit ihren brüchigen Nägeln am Kopf zu kraulen. Obwohl es mir nicht leicht fiel, vertraute ich ihr. Vielleicht hatte es etwas damit zu tun, dass wir beide gefangen und uns dessen bewusst waren. Es war unwahrscheinlich, dass sie eine Ahnung von Trents Drogengeschäften hatte, aber sie war viel zu klug, um sich keine Gedanken um die Todesumstände ihrer Vorgängerin zu machen. Trent würde sie genauso benutzen wie Yolin Bates, und irgendwann würde sie tot in irgendeiner Gasse enden.

Plötzlich hatte ich einen Kloß im Hals, als müsste ich gleich weinen. Sie verströmte einen leichten Rotholzgeruch, der aber fast völlig von ihrem Parfüm verdeckt wurde. Bedrückt zog ich die Möhren weiter in den Käfig hinein, wo ich den Großteil davon so schnell wie möglich verschlang. Sie rochen stark nach Essig, und ich musste mich über Sara Janes Wahl des Salatdressings wundern. Außerdem hatte sie mir zu wenig gegeben, ich hätte doppelt so viel verdrücken können.

»Ich dachte, ihr Bauern hasst Hühnerdiebe«, meinte Jonathan und beobachtete mich scheinbar gleichgültig, obwohl er sicher hoffte, mich bei nicht nerzgerechtem Verhalten zu erwischen.

Sara Janes Wangen röteten sich und sie stand abrupt auf. Bevor sie jedoch irgendetwas sagen konnte, stützte sie sich mit einer zitternden Hand auf den Käfig. »Oh, ich bin wohl zu schnell hochgekommen«, stöhnte sie.

»Sind Sie in Ordnung?«, fragte Jonathan desinteressiert.

Sie legte eine Hand über die Augen. »Ja, ja. Mir geht's gut.«

Als ich im Flur leise Schritte hörte, unterbrach ich meine Mahlzeit. Trent kam herein. Ohne seinen Mantel erkannte man nur noch an seinem Anzug, dass er der Chef eines Megakonzerns war und kein Rettungsschwimmer. »Sara Jane, haben Sie jetzt nicht Mittagspause?«, fragte er liebenswürdig.

»Ich wollte gerade gehen, Mr. Kalamack«, antwortete sie. Bevor sie den Raum verließ, sah sie besorgt zwischen Jonathan und mir hin und her. Dann hörte man nur noch ihre Stöckelschuhe im Flur, und sie war verschwunden. Trotzdem war ich erleichtert. Solange Trent hier war, würde mich Jonathan vermutlich in Ruhe lassen, und ich konnte fressen.

Der große Mann ließ sich vorsichtig auf einem der Stühle vor Trents Schreibtisch nieder. »Wie lange noch?«, fragte er und zog entspannt einen Fuß aufs Knie.

»Das kommt darauf an.« Trent fütterte seine Fische aus einem speziellen Gefrierbeutel. Der Zitronenflossen-Doktorfisch schoss an die Oberfläche.

»Es muss sehr stark sein«, meinte Jonathan. »Ich hätte nicht gedacht, dass es sie beeinträchtigen würde.«

Ich hörte auf zu kauen. *Sie? Sara Jane?*

»Doch, davon bin ich ausgegangen«, erwiderte Trent. »Sie wird es überstehen.« Er drehte sich um und machte ein nachdenkliches Gesicht. »Zukünftig werde ich wohl etwas direkter mit ihr sein müssen. Die Informationen, die sie mir

zur Zuckerrübenindustrie zusammengestellt hat, waren bewusst negativ gehalten.«

Jonathan räusperte sich. Es klang herablassend. Trent verschloss den Beutel und legte ihn in den Schrank unter dem Aquarium. Dann stellte er sich hinter seinen Schreibtisch und beugte sein blondes Haupt über einige Papiere.

»Warum verwenden Sie keinen Zauber, Sa'han?« Jonathan stand auf und strich sich die Hose glatt. »Das wäre sicherer, könnte ich mir vorstellen.«

»Es verstößt gegen die Regeln, Tiere in einem Wettkampf mit Magie zu behandeln«, erklärte Trent und kritzelte etwas in sein Notizbuch.

Ein trockenes Grinsen huschte über Jonathans Gesicht. »Aber Drogen sind erlaubt? Auf eine verdrehte Art und Weise macht das Sinn.«

Langsam dämmerte es mir: Sie redeten über mich! Der Essiggeschmack war bei der letzten Karotte viel stärker. Meine Zunge kribbelte. Ich ließ die Möhre fallen und tastete nach meinem Zahnfleisch - es war taub. *Verdammt*. Es war Freitag.

»Du Bastard!«, schrie ich und warf die Möhre nach Trent. Sie prallte am Gitter ab. »Du hast mich unter Drogen gesetzt! Du hast Sara Jane Drogen ins Essen gemischt, um mich zu betäuben!« Verzweifelt warf ich mich gegen die Tür und quetschte eine Pfote durch das Gitter, um den Riegel zu erreichen. Mir wurde übel, und die Welt begann sich zu drehen. Die beiden Männer kamen näher und betrachteten

mich seelenruhig. Die Herrschsucht in Trents Blick ließ mich frösteln und ich raste panisch durch den Käfig. Das Licht war auf einmal viel zu hell, und mein Mund war jetzt vollkommen taub. Ich stolperte und verlor das Gleichgewicht. Ein Gedanke durchdrang meine Panik: Die Tür würde sieh öffnen. Das war vielleicht meine einzige Chance. Keuchend blieb ich in der Mitte des Käfigs stehen und ließ mich langsam auf die Seite fallen. *Bitte macht die Tür auf, bevor ich wirklich ohnmächtig werde*. Mein Atem ging schwer und mein Herz raste, ob von der Anstrengung oder von den Drogen, wusste ich nicht. Die beiden Männer waren verstummt, und Jonathan stupste mich mit einem Stift an. Ich ließ eins meiner Beine erzittern, als ob ich es nicht mehr bewegen könnte. »Ich glaube, die ist weg vom Fenster«, sagte er aufgeregt.

»Warte noch ein wenig.« Als Trent sich abwandte, blendete mich das Licht, und ich konnte die Augen nur noch einen Spalt weit öffnen. Glücklicherweise war Jonathan weniger geduldig. »Ich hole schon mal die Transportbox.« Der Käfig wackelte, als er die Tür öffnete, und mein Herz raste, als Jonathans lange Finger sich um meinen Körper schlössen. Blitzschnell erwachte ich zum Leben und rammte meine Zähne mit aller Kraft in seinen Finger. »Du kleines Mistvieh!«, fluchte Jonathan und riss seine Hand aus dem Käfig, sodass ich mitgezogen wurde. Ich gab seinen Finger frei und kam mit einem markerschütternden Knall, dank der Betäubung jedoch völlig schmerzfrei, auf dem Boden auf. Ich versuchte zur Tür zu springen, blieb aber ausgestreckt liegen. Ich

konnte meine Beine nicht mehr bewegen.

»Jon!«, rief Kalamack. »Schließ die Tür!«

Der Boden bebte, und kurz darauf schlug die Tür zu. Ich zögerte, da ich keinen klaren Gedanken mehr fassen konnte. Ich musste weg, aber wo zur Hölle war die Tür?

Jonathans Schatten näherte sich. Ich fletschte die Zähne und er hielt einen Moment inne, eingeschüchtert von den scharfen Schneidezähnen. Er stank nach Angst. Der miese Typ hatte Schiss! Doch dann schnellte er vor und griff in mein Nackenfell. Ich wand mich wie eine Schlange und schaffte es, meine Zähne in seinen Daumen zu schlagen. Er stöhnte auf und ließ mich fallen. »Verfluchte Hexe!«, schrie er. Ich torkelte, konnte aber nicht laufen. Jonathans Blut ,iuf meiner Zunge schmeckte nach Zimt und Wein. »Fass mich noch einmal an«, keuchte ich, »und ich beiß dir deinen verfluchten Daumen ab.«

Jonathan fuhr erschrocken zurück. Es war Trent, der mich hochhob. Durch das Betäubungsmittel war ich inzwischen vollkommen hilflos. Seine Finger waren angenehm kühl, als er mich in seinen Händen wiegte. Sanft setzte er mich in den Transportkäfig und verschloss die Tür. Als der Riegel einrastete, wackelte die ganze Box. Mein Mund war pelzig und mein Magen rebellierte. Schließlich wurde die Box angehoben und beschrieb einen sanften Bogen, bevor sie auf dem Schreibtisch aufsetzte. »Wir haben noch ein paar Minuten, bevor wir gehen müssen. Sieh doch solange nach, ob Sara Jane eine antibiotische Salbe in ihrem Schreibtisch hat, mit der du die Bisse verarzten kannst.« Trents

angenehme Stimme verlor sich genauso in einem grauen Nebel wie meine Gedanken. Dunkelheit überwältigte mich, doch bevor ich endgültig in der Bewusstlosigkeit versank, verfluchte ich mich für meine Dummheit.

22

Jemand sprach, so viel bekam ich mit. Tatsächlich waren es zwei Stimmen. Nun, da ich langsam wieder denken konnte, erkannte ich, dass sie für einige Zeit abwechselnd gesprochen hatten. Eine von ihnen gehörte Trent, und seine wunderbar weiche Stimme brachte mich wieder zur Besinnung. Im Hintergrund konnte ich die schrillen Quietschtöne von Ratten hören.

»Oh, Scheiße«, flüsterte ich mit einem erschöpften Fiepen. Meine Augen waren geöffnet und ich zwang mich, sie zu schließen. Sie fühlten sich an wie Sandpapier. Erst nachdem ich einige Male unter Schmerzen geblinzelt hatte, kehrte die Tränenflüssigkeit zurück. Langsam konnte ich die graue Wand der Transportbox erkennen.

»Mr. Kalamack!«, rief eine erfreute Stimme. Die Welt rotierte, als der Käfig herumgedreht wurde. »Die von oben haben mir erzählt, dass Sie hier sind. Das freut mich wirklich.« Die Stimme kam näher. »Oh, und mit einem Teilnehmer. Da wollen wir mal sehen, da wollen wir mal sehen«, sprudelte es aus dem Mann heraus, als er die von Trent angebotene Hand kräftig schüttelte. »Mit einem

eigenen Teilnehmer wird das Spiel doch gleich wesentlich interessanter.«

»Guten Abend, Jim«, sagte Kalamack freundlich. »Bitte entschuldigen Sie, dass wir einfach so reinplatzen.«

Trents geschmeidige Stimme wirkte wie Balsam und vertrieb meine Kopfschmerzen. Ich liebte und hasste sie zugleich. Wie konnte etwas so Schönes zu einer so verdorbenen Person gehören?

»Sie sind uns jederzeit willkommen, Mr. Kalamack.« Der Mann roch nach Holzspänen. Ich drückte mich in die hinterste Ecke der Box. »Waren Sie denn schon bei der Anmeldung, um eine Platzierung in der ersten Runde zu bekommen?«

»Wird es denn mehr als einen Kampf geben?«, fragte Jonathan.

»In der Tat«, sagte Jim strahlend, während er den Käfig drehte, um einen Blick auf mich zu werfen. »Sie spielen so lange, bis Ihre Ratte tot ist oder Sie das Tier aus dem Ring nehmen. Oh«, unterbrach er sich, als er mich sah, »ein Nerz, wie... europäisch. Das wirkt sich natürlich auf die Quoten aus, aber machen Sie sich keine Sorgen. Wir hatten schon Kämpfe mit Dachsen und Schlangen. Individualität belebt das Geschäft, und die Leute lieben es, wenn ein Teilnehmer gefressen wird.«

Mein Puls beschleunigte sich. Ich musste hier raus!

»Sind Sie sich sicher, dass Ihr Tier kämpfen wird? Die Ratten hier sind spezielle Züchtungen, sie sind extrem aggressiv. Wir haben allerdings auch eine Straßenratte, die in

den letzten drei Monaten für einige Überraschungen gesorgt hat.«

»Ich musste sie sedieren, um sie in den Transportkäfig zu bekommen«, erläuterte Trent.

»Oh, ein lebhaftes Tier also.« Jim hielt einen vorbeikommenden Kampfleiter an und entriss ihm das Notizbuch. »Ich werde Ihren ersten Durchgang auf einen der späteren Kämpfe verlegen, sodass der Nerz sich von der Betäubung erholen kann. Diese Kampfzeiten sind sowieso recht unbeliebt, da die Ruhepausen zwischen den Runden kürzer sind.«

Hilflos kroch ich auf die Käfigtür zu. Jim war ein freundlich aussehender Mann mit runden Wangen und einem stattlichen Bauch. Mit einem kleinen Zauber wäre er der ideale Kaufhausweihnachtsmann gewesen. Was hatte er bloß hier, in Cincinnatis Untergrund, verloren? Der heitere Mann blickte über Trents Schulter hinweg und winkte irgendjemandem herzlich zu. »Bitte behalten Sie das Tier die ganze Zeit bei sich.« Seine Augen waren auf den Neuankömmling gerichtet. »Sie haben nach dem Aufruf fünf Minuten Zeit, Ihren Teilnehmer in der Grube zu platzieren, oder Sie werden disqualifiziert.«

Grube, dachte ich. *Verdammt.*

»Jetzt muss ich nur noch wissen, wie Sie Ihren Nerz nennen«, wandte sich Jim wieder an Kalamack.

»Angel«, erklärte dieser spöttisch, aber Jim schrieb den Namen ohne zu zögern auf.

»Angel«, wiederholte er. »Trainiert von Trent Kalamack,

gleichzeitig auch Besitzer.«

»Du bist nicht mein Besitzer«, quiekte ich, woraufhin Jonathan dem Käfig einen leichten Stoß versetzte.

»Gehen wir wieder hoch, Jon«, meinte Kalamack, nachdem er sich von Jim verabschiedet hatte. »Das Gekreische der Ratten bereitet mir Kopfschmerzen.«

Ich ließ mich wieder auf alle viere nieder, um nicht in dem wackelnden Käfig herumgeschleudert zu werden. »Ich werde nicht kämpfen, Trent«, quiekte ich lauthals. »Das kannst du vergessen.«

»Oh, seien Sie still, Ms. Morgan«, antwortete er ruhig, als wir die Treppen hochstiegen. »Es ist ja nicht so, als ob Sie auf so etwas nicht vorbereitet wären. Jeder Runner weiß, wie man tötet. Ob nun für mich oder für die LS.... da besteht kein Unterschied. Und es ist doch nur eine Ratte.«

»Ich habe in meinem ganzen Leben niemanden getötet!«, schrie ich und rüttelte am Gitter der Tür. »Und ich werde für dich auch nicht damit anfangen.« Aber ich wusste, dass ich keine Wahl hatte. Mit einer Ratte konnte ich nicht diskutieren, ihr nicht einfach sagen, dass alles ein großes Missverständnis sei und wir doch bestimmt eine friedliche Lösung finden könnten.

Als wir am Ende der Treppe angelangt waren, wurde das Geräusch der Ratten von lauten Gesprächen übertönt. Trent hielt kurz inne und ließ die Atmosphäre auf sich wirken.

»Schau mal da hinten«, murmelte er, »da ist Randolph.«

»Randolph Mirick?«, erwiderte Jonathan. »Haben Sie nicht wiederholt versucht, ein Treffen mit ihm zu arrangieren,

bezüglich der Ausweitung Ihrer Wasserrechte?«

»Ja«, antwortete Trent leise, »schon seit sieben Wochen. Er ist ganz offensichtlich ein viel beschäftigter Mann. Und siehst du die Frau, die den scheußlichen kleinen Hund auf dem Schoß hat? Sie ist die Geschäftsführerin der Glasfabrik, mit der wir einen Vertrag haben. Mit ihr würde ich mich gern einmal über die Möglichkeit eines Mengenrabatts unterhalten. Wer hätte gedacht, dass man hier so gut Kontaktpflege betreiben kann.«

Wir bewegten uns gemächlich durch die Menge. Trent unterhielt sich locker und freundlich, während er mich wie einen Zirkusesel herumzeigte. Ich verkroch mich möglichst weit hinten im Käfig und versuchte die Geräusche zu ignorieren, mit denen die Frauen auf mich reagierten. Mein Mund fühlte sich an wie die Innenseite eines Föns, und der Geruch nach altem Blut und Urin überwältigte mich fast. Und dann die Ratten. Ihre kreischenden Stimmen bewegten sich über dem Frequenzbereich der meisten Menschen, doch ich konnte sie hören. Die Kämpfe hatten schon begonnen, auch wenn die Zweibeiner davon nichts mitbekamen. Gitter und Plastikabtrennungen mochten die Teilnehmer voneinander fernhalten, aber das hinderte sie nicht daran, sich zu bedrohen.

Trent fand einen Sitz direkt neben der verfluchten Bürgermeisterin, und nachdem er mich zwischen seinen Füßen abgestellt hatte, verwickelte er die Frau in ein Gespräch über die Vorteile einer Deklaration seiner Ländereien als Industriegebiet, da sie ja alle dem ein oder

anderen industriellen Zweck dienten. Sie hörte ihm nur halbherzig zu, bis er andeutete, seine ja doch sehr sensiblen Unternehmen eventuell an einen aufgeschlosseneren Standort zu verlegen.

Die folgende Stunde war ein Albtraum. Die Ultraschallschreie der Ratten bildeten ein kontinuierliches Hintergrundgeräusch, das von der Menge natürlich nicht wahrgenommen wurde. Jonathan versorgte mich ungebeten mit detaillierten Beschreibungen der Monstrositäten, die sich in der Grube abspielten. Keine der Runden dauerte lange, maximal zehn Minuten. Das konzentrierte Schweigen und die tosenden Ausbrüche der Zuschauer waren barbarisch. Schon bald konnte ich das Blut riechen, über das sich Jonathan mit sichtlichem Genuss ausließ. Bei jeder Bewegung von Trents Füßen zuckte ich zusammen.

Das Publikum applaudierte höflich, als die Ergebnisse des letzen Kampfes bekannt gegeben wurden. Es war ein sehr eindeutiger Sieg gewesen. Dank Jonathan wusste ich, dass die siegreiche Ratte den Bauch ihres Gegners aufgerissen hatte, bevor dieser aufgab und starb, ohne sein Maul von der Pfote des Siegers zu lösen.

»Angel!«, verkündete Jim plötzlich, die Stimme durch den Lautsprecher verzerrt. Sie klang tiefer und hatte einen reißerischen Unterton. »Besitzer und Trainer: Trent Kala-mack.«

Meine Beine zitterten, als das Adrenalin durch meinen Körper schoss. *Ich kann eine Ratte bezwingen,* versuchte ich mir einzureden, während die Menge meinen Kontrahenten,

den Bloody Baron, in der Arena begrüßte. Ich würde mich nicht von einer Ratte umbringen lassen.

Mein Magen verkrampfte sich, als Trent sich auf der Bank neben der Grube niederließ. Der Gestank war hier hundertmal schlimmer. Als Trent sein ebenmäßiges Gesicht verzog, erkannte ich, dass sogar er es riechen konnte. Jonathan stand hinter ihm und trat ungeduldig von einem Bein auf das andere. Für einen steifen Snob, der seinen Hemdkragen bügelte und seine Socken stärkte, hatte der Mann eine abartige Vorliebe für blutige Vergnügungen. Das Quieken der Ratten war stark zurückgegangen. Kein Wunder, die Hälfte von ihnen war tot, und die anderen leckten ihre Wunden.

Es gab eine ganz kurze Pause, in der die Besitzer Höflichkeiten austauschten und Jim die Menge noch weiter anheizte. Die Anweisungen des Ringmeisters entgingen mir völlig, da ich nun zum ersten Mal einen Blick in die Grube werfen konnte.

Sie war rund, hatte ungefähr die Größe eines Kinderplanschbeckens und war von circa einen Meter hohen Wänden umgeben. Der Boden war mit Sägespänen ausgestreut, auf denen sich dunkle Flecken abzeichneten. Ihr Muster verriet mir, dass es sich wahrscheinlich um Blut handelte. Der Gestank von Urin und Angst war hier so stark, dass er fast greifbar war. Irgendjemand mit einem ziemlich perversen Sinn für Humor hatte Tierspielzeug in der Arena verteilt.

»Gentlemen«, rief Jim voller Dramatik und zwang meine

Aufmerksamkeit zurück in die Realität. »Platzieren Sie Ihre Teilnehmer!«

Trent hielt sich die Box direkt vors Gesicht. »Ich habe es mir anders überlegt, Morgan«, flüsterte er. »Ich werde dich nicht als Runner einsetzen. Wenn du Ratten tötest, bist du für mich viel wertvoller, als du es jemals sein könnest, wenn du meine Gegner ausschaltest. Es ist wirklich erstaunlich, was für Kontakte ich hier knüpfen kann.«

»Hau ab und *wandel* dich«, fauchte ich.

Unter meinem schrillen Quieken öffnete er das Gitter und schmiss mich raus.

Die Sägespäne dämpften meinen Aufprall. Auf der anderen Seite der Grube kündigten schattenhafte Bewegungen die Ankunft des Bloody Baron an. Die Menge über mir raunte, und ich machte einen geschmeidigen Hüpfer, um mich hinter einem Ball zu verstecken. Anscheinend war ich doch ein wenig attraktiver als eine Ratte.

Ich war jetzt mittendrin. Die Arena war schrecklich -Blut, Urin, Tod. Ich wollte nur noch raus. Mein Blick blieb kurz an Trent hängen, und er lächelte wissend. Er war sich sicher, meinen Willen brechen zu können; allein dafür hasste ich ihn schon.

Das Publikum applaudierte, und als ich mich umdrehte, sah ich, wie der liebe Bloody auf mich zugaloppiert kam. Er war nicht ganz so groß wie ich, aber stämmiger, sodass wir vermutlich gleich schwer waren. Er quiekte in einer Tour, während er sich näherte. Ich erstarrte und wusste nicht, was

ich tun sollte. Im letzten Moment sprang ich zur Seite und trat nach ihm, als er an mir vorbeilief. Diesen Trick hatte ich als Runner schon hundertmal angewendet. Ich handelte instinktiv, obwohl ich als Nerz weder so effektiv noch so graziös war wie sonst. Nach dem Tritt blieb ich geduckt hocken und sah zu, wie die Ratte über den Boden rutschte, bevor sie zum Stehen kam.

Baron zögerte und drückte seine Schnauze gegen die Stelle, wo ich ihn getroffen hatte. Das Quieken hatte er aufgegeben.

Unter den Anfeuerungsrufen der Menge raste er schließlich wieder auf mich zu. Dieses Mal zielte ich präziser und traf sein langes Gesicht, als ich zur Seite sprang. Ich landete auf allen vieren und hob automatisch meine Vorderpfoten, als ob ich gegen einen Mensch kämpfen würde. Die Ratte rutschte wieder über den Boden, fing sich diesmal aber schneller ab. Sie quietschte und wackelte mit dem Kopf, als versuchte sie, ihren Blick zu fokussieren. Offenbar konnten Ratten nicht besonders gut sehen. Das konnte ich gegen ihn einsetzen.

Baron fiepte wie von Sinnen und stürzte ein drittes Mal auf mich zu. Ich hielt mich bereit, um auf seinen Rücken zu springen und ihn bis zur Bewusstlosigkeit zu würgen. Tief im Innern war mir übel. Auf keinen Fall würde ich für Trent töten, noch nicht mal eine Ratte. Wenn ich nur einen Grundsatz, ein Prinzip über Bord warf, hätte er nicht nur meinen Körper, sondern auch meine Seele versklavt. Gab ich heute bei den Ratten nach, dann wahrscheinlich morgen bei Menschen.

Die Meute wurde immer lauter, als Baron herankam. Ich sprang. »Scheiße!«, quiekte ich, als er unter mir stoppte und sich blitzschnell auf den Rücken warf. Ich würde direkt auf ihn drauffallen!

Mit einem sanften Stoß schlug ich auf und quietschte, als sich seine Zähne in meine Nase bohrten. Panisch versuchte ich mich loszureißen, aber er umklammerte mich und übte gerade genügend Druck aus, um mich an der Flucht zu hindern. Mühsam rollte ich mich von ihm runter und schlug mit meinen Vorderpfoten nach seiner Schnauze, während ich ihm die Hinterpfoten in den Bauch rammte. Bei jedem meiner Schläge quiekte er auf, ließ aber ansonsten die Misshandlung über sich ergehen und lockerte nur langsam seine Kiefer. Endlich gab er genügend nach, dass ich mich befreien konnte.

Ich wich zurück, rieb meine Nase und wunderte mich, warum er sie nicht einfach abgerissen hatte.

Baron rollte sich wieder auf die Füße. Er berührte die Stelle, wo ich ihn zuerst erwischt hatte, dann seine Schnauze und zum Schluss seine Mitte, wo ich ihn getreten hatte. Es schien so, als listete er alle Verletzungen auf, die ich ihm zugefügt hatte. Schließlich hob er eine Pfote an die Nase, und plötzlich wurde mir klar, dass er mich nachahmte. Baron war ein Mensch!

»Heilige Scheiße!«, quiekte ich und Baron nickte mit dem Kopf. Mein Blick flog zu den Mauern und der Menge, die sich dagegenpresste. Gemeinsam hatten wir vielleicht eine Chance, hier rauszukommen. Baron gab einige leise

Geräusche von sich, und die Menge verstummte.

Ich wollte diese Chance auf gar keinen Fall verspielen. Er zuckte mit seinen Schnurrhaaren, und ich machte einen Satz nach vorne. In einem harmlosen Schaukampf rollten wir über den Boden. Jetzt musste ich mir nur noch ausdenken, wie wir hier rauskämen, und es Baron klarmachen, ohne dass Trent etwas bemerkte.

Wir knallten in ein Laufrad und lösten uns voneinander. Ich kam wieder auf die Füße und drehte mich um die eigene Achse, um ihn nicht aus den Augen zu verlieren. Nichts. »Baron!«, rief ich, aber er blieb verschwunden. Kurzzeitig fragte ich mich, ob ihn jemand aus der Grube genommen hatte, aber dann hörte ich ein rhythmisches Kratzen aus einem nahe gelegenen Spielzeugturm. Schnell unterdrückte ich den Impuls, mich dorthin umzudrehen. Erleichterung überkam mich - er war noch da. Gleichzeitig hatte ich eine Eingebung: Es wurde nur in die Grube gegriffen, wenn das Spiel vorbei war. Also musste einer von uns seinen Tod vortäuschen.

»Hey!«, protestierte ich, als Baron plötzlich über mich herfiel. Scharfe Zähne bohrten sich in mein Ohr und zerfetzten es. Blut floss mir in die Augen und nahm mir die Sicht. Wütend warf ich ihn über meine Schulter. »Was zur Hölle ist los mit dir?«, schrie ich, als er hinfiel. Die Menge jubelte begeistert. Offensichtlich hatten sie unser unnage-tierhaftes Verhalten von vorhin schon wieder vergessen.

Baron begann wild zu quieken. Anscheinend wollte er mir seinen Plan erklären. Ich stürzte nach vorne und schnappte

nach seiner Kehle, damit er die Klappe hielt. Sein Hinterfuß traf mich, als ich ihm die Luft abschnürte. Er wand sich in meinem Griff, schlug nach meiner Nase und bearbeitete sie mit seinen Krallen. Daraufhin lockerte ich meinen Biss, damit er wieder atmen konnte.

Er schien meine Taktik verstanden zu haben, denn er ließ sich schlaff hängen. »Noch sollst du nicht sterben«, fiepte ich undeutlich, da ich sein Fell im Maul hatte. Ich verstärkte den Druck meiner Kiefer wieder, bis er quiekte und erfolglos herumzappelte. Die Menge tobte, da sie wohl davon ausging, dass Angel ihren ersten Sieg einfuhr. Ich sah zu Trent hinüber und bekam eine Gänsehaut, als ich seinen misstrauischen Blick bemerkte. Es würde nicht funktionieren. Baron konnte vielleicht entkommen - aber ich nicht. Also musste ich sterben, nicht Baron.

»Greif mich an«, fiepte ich, wusste aber sofort, dass er mich nicht verstand. Ich öffnete meine Kiefer, bis er herausrutschen konnte. Baron verstand mich tatsächlich nicht und ließ sich erneut hängen. Verzweifelt stieß ich meine Hinterpfote in seine Eier. Er schrie vor Schmerz und rutschte endlich aus meinem Maul. Ich rollte von ihm weg. »Kämpfe mit mir! Töte mich!«, schnatterte ich. Baron schwenkte seinen Kopf hin und her, als er versuchte, mich zu fixieren. Ich deutete mit dem Kopf auf die Menge. Er blinzelte verwirrt, doch dann schien er zu verstehen und griff an. Seine Pfoten schlössen sich um meinen Hals und schnitten mir die Luftzufuhr ab. Ich schlug um mich, und wir krachten in die Wand. Die Schreie des Publikums übertönten sogar das

Pulsieren des Blutes in meinem Kopf.

Sein Griff war fest, so fest, dass ich tatsächlich keine Luft bekam. *Es reicht jetzt,* dachte ich verzweifelt. *Du kannst mich jetzt wieder atmen lassen*. Ich ließ uns gegen einen Ball prallen, aber noch immer ließ er mich nicht los. Plötzlich bekam ich Todesangst. Er war doch ein Mensch, oder etwa nicht? Ich hatte doch nicht etwa zugelassen, dass eine Ratte mich zu Tode würgte, oder?

Jetzt wehrte ich mich ernsthaft. Sein Griff wurde noch fester. Mein Kopf fühlte sich an, als würde er jeden Moment explodieren. Ich zappelte wie verrückt und erwischte sogar sein Auge, das sofort zu tränen begann. Aber er ließ immer noch nicht locker. Durch mein wildes Gerangel flogen wir wieder gegen die Wand. Erst als es mir gelang, ihm die Zähne ins Genick zu bohren, lockerte er seinen Griff. Dankbar nahm ich einen tiefen Atemzug.

In meiner Wut biss ich ihn so hart, dass ich sein Blut schmeckte. Er biss zurück und ich quietschte vor Schmerzen. Dann verringerte ich den Druck meiner Zähne, und er tat es mir nach. Der Lärm der Menge war fast genauso bedrückend und lähmend wie die Hitze der Scheinwerfer. Wir lagen im Sägemehl und versuchten, unsere Atmung zu verlangsamen, damit es so aussah, als würden wir uns gegenseitig ersticken. Endlich verstand ich: Sein Besitzer wusste ebenfalls, dass er kein Tier war - also mussten wir beide sterben.

Im Publikum wurden vereinzelte Schreie laut. Sie wollten wissen, wer der Sieger war oder ob wir beide tot waren. Ich versuchte, durch meine halb geschlossenen Lider Trent zu

beobachten. Er sah nicht besonders glücklich aus, woraus ich schloss, dass unser Trick halbwegs erfolgreich war. Baron lag regungslos da. Ein leises Quietschen entwich ihm, und ich antwortete ihm vorsichtig. Meine Nerven waren zum Zerreißen gespannt.

»Ladies und Gentlemen!« Jims mikrofonverstärkte Stimme drang durch den Lärm. »Es scheint, als hätten wir ein Unentschieden. Würden die Besitzer ihre Tiere bitte wieder an sich nehmen?« Die Menge verstummte. »Wir machen eine kurze Pause um festzustellen, ob einer der beiden Kandidaten noch am Leben ist.«

Mein Herz raste, als sich schattenhafte Hände näherten. Baron gab drei kurze Quieker von sich, dann brach er aus. Ich brauchte einen Moment länger, schnappte aber dann nach der ersten Hand, die mir in die Quere kam.

»Achtung!«, schrie jemand. Ich wurde in die Luft geschleudert, als eine Hand ruckartig zurückgezogen wurde. Durch wilde Schwanzbewegungen versuchte ich, meine Flugbahn zu stabilisieren, bis ich ein überraschtes Gesicht sah und auf der Brust eines Mannes landete. Er schrie wie ein Mädchen und fegte mich weg. Ich schlug so hart auf dem Boden auf, dass ich ganz benommen war. Nach drei hastigen Atemzügen taumelte ich unter seinen Sitz.

Der Lärm war unglaublich. Man hätte meinen können, ein Löwe sei ausgebrochen, und nicht zwei Nagetiere. Überall rannten Leute herum, und das Tempo der Füße, die sich an meinem Stuhl vorbeibewegten, war schon fast übermenschlich. Jemand, der nach Holzspänen roch, griff

nach unten, doch als ich die Zähne fletschte, wich er zurück.

»Ich habe den Nerz«, schrie der Angestellte über den Lärm. »Bringt mir ein Netz.« Er sah sich suchend um, und ich rannte los. Hastig schlängelte ich mich zwischen den l'üßen und Stühlen hindurch und wäre beinahe mit dem Kopf gegen eine Mauer geknallt. Mein Ohr blutete noch immer, und das Blut in meinen Augen trübte mir die Sicht. Wie sollte ich hier bloß rauskommen?

»Bitte bleiben Sie ruhig!«, ertönte Jims Stimme aus den Lautsprechern. »Die Arena wird gründlich durchsucht. Bitte genießen Sie solange einige Erfrischungen, die wir in der Lobby für Sie bereithalten. Wir bitten Sie, die äußeren Türen geschlossen zu halten, bis wir die Kandidaten eingefangen haben.« Es gab eine kurze Pause. »Und jemand soll den Hund hier rausbringen!« *Türen?,* dachte ich, während ich versuchte, das Irrenhaus zu überblicken. Ich brauchte keine Tür, ich brauchte Jenks.

In diesem Moment rief jemand meinen Namen. Ich quiekte überrascht, als Jenks mit einem leichten Rums auf meinen Schultern landete. »Du siehst echt beschissen aus«, schrie er in mein zerrissenes Ohr. »Ich dachte schon, die Ratte macht Hackfleisch aus dir. Und als du hochgesprungen bist und dir Jonathans Hand geschnappt hast, hätte ich mir fast in die Hosen gemacht!«

»Wo ist die Tür?«, versuchte ich zu fragen. Die Erklärung, wie er mich gefunden hatte, musste warten.

»Jetzt raste nicht gleich aus. Ich bin abgehauen, wie du es verlangt hast. Bin aber gerade noch rechtzeitig

zurückgekommen. Als sich Trent mit dieser Katzenbox davonmachte, war mir klar, dass du da drin bist. Also habe ich mich unter die Stoßstange gehängt. Ich wette, du wusstest nicht, dass Pixies öfter so unterwegs sind, oder? Du solltest übrigens mal deinen pelzigen Arsch bewegen, bevor dich jemand entdeckt.«

»Wohin denn?«, zwitscherte ich. »Wohin soll ich gehen?«

»Es gibt einen Hinterausgang. Ich habe mich ein wenig umgesehen, während der erste Kampf lief. Mann, diese Ratten sind echt fies. Hast du gesehen, wie die eine der anderen einfach so den Fuß abgebissen hat?«, fragte er angewidert, um dann übergangslos fortzufahren: »Ungefähr sechs Meter die Mauer entlang, dann die drei Stufen runter. Dahinter kommt dann ein Korridor.«

Ich setzte mich in Bewegung, und Jenks krallte sich in meinem Fell fest.

»Uh, dein Ohr ist total im Eimer«, sagte er, als ich die Stufen hinunterlief. »Okay. Jetzt den Korridor runter, halte dich rechts. Da ist ein Durchgang - nein, nicht da rein!«, rief er in dem Moment, als ich genau das tat. »Das ist die Küche.«

Ich drehte mich um und erstarrte, als ich auf der Treppe Schritte hörte. Mein Puls raste. Sie durften mich nicht fangen, auf keinen Fall!

»Zur Spüle«, flüsterte Jenks. »Die Schranktür ist offen. Beeil dich!«

Ich erkannte, was er meinte, hastete über den gefliesten Boden und zwängte mich in den Schrank. Jenks schwirrte zur

Tür, um Ausschau zu halten. Als er zurückwich, um sich hinter einem Eimer zu verstecken, lauschte ich angespannt.

»Sie sind nicht in der Küche«, rief jemand mit gedämpfter Stimme. Ich fühlte, wie sich in meinem Magen ein Knoten löste. Er hatte »sie« gesagt, Baron war also noch immer auf freiem Fuß.

Jenks kehrte zurück und kam zu mir in den Schrank. »Verdammt, tut das gut, dich zu sehen. Ivy hat nichts anderes getan, als auf eine Karte von Trents Grundstück zu starren, die sie irgendwo ausgegraben hatte. Nächtelang hat sie vor sich hin gemurmelt und sich irgendwelche wilden Notizen gemacht, und am Ende ist jedes Blatt zerknüllt in der Ecke gelandet. Meine Kids haben jetzt noch einen Mordspaß dabei, in ihrem Papierhaufen Verstecken zu spielen. Ich glaube, sie hat gar nicht registriert, dass ich weg bin. Sie sitzt bloß vor ihrer Karte und trinkt Orangensaft.«

Ich roch Schmutz. Während Jenks wie ein Brimstonejunkie auf Entzug vor sich hin brabbelte, erkundete ich den muffigen Küchenschrank. So fand ich heraus, dass hier ein Abflussrohr der Spüle im Holzboden verschwand. Die Lücke zwischen Rohr und Boden war gerade breit genug für meine Schultern. Ich begann zu nagen.

»Ich habe euch doch gesagt, dass ihr den Hund wegschaffen sollt!«, rief eine gedämpfte Stimme. »Nein, wartet. Habt ihr eine Leine da? Er könnte sie finden.«

Jenks kam näher. »Hey, der Boden. Das ist eine gute Idee! Ich helfe dir.« Er landete neben mir und stand mir prompt im Weg.

»Hol Baron«, versuchte ich zu quieken.

»So kann ich dir helfen.« Jenks löste demonstrativ ein zahnstochergroßes Stück Holz aus dem Loch.

»Die Ratte«, schnatterte ich. »Er kann nicht sehen.« Frustriert kippte ich einen Behälter mit Reinigungsmittel um. Das Pulver rieselte heraus, und der Geruch nach Pinienholz wurde unerträglich. Ich schnappte mir Jenks' Zahnstocher und schrieb: »Hol Ratte.«

Der Pixie hob vom Boden ab und hielt sich mit einer Hand die Nase zu. »Wieso?«

»Mann«, kritzelte ich. »Kann nicht sehen.«

Jenks grinste. »Du hast einen Freund gefunden! Warte, bis ich das Ivy erzähle.«

Ich fletschte die Zähne und zeigte mit dem Holzsplitter auf die Tür. Er zögerte noch immer. »Du wirst hier bleiben? Und machst das Loch größer?«

Frustriert warf ich das Stöckchen nach ihm. Jenks wich zurück. »Okay, okay! Mach dir mal nicht gleich ins Höschen. Nein, warte. Du hast ja gar keins an, oder?«

Sein Lachen klang wie die Freiheit selbst, als er durch den Spalt in der Tür verschwand. Ich machte mich wieder daran, am Boden zu nagen. Er schmeckte furchtbar, wie eine faulige Mischung aus Seife, Fett und Moder. Irgendwie war mir klar, dass ich früher oder später kotzen müsste. Die Anspannung schnürte mir die Luft ab, und jedes unvermittelte Geräusch ließ mich zusammenzucken. Ich wartete auf das Triumphgeheul eines erfolgreichen Jägers. Glücklicherweise schien der Hund nicht zu verstehen, was von ihm erwartet

wurde. Er wollte nur spielen, und die Laune der Verfolger wurde immer mieser.

Mein Kiefer schmerzte, und ich unterdrückte einen Frustrationsschrei. Irgendwie war Putzmittel in die Wunde an meinem Ohr gelangt, und es brannte höllisch. Ich versuchte, meinen Kopf durch das Loch in den Zwischenraum zu stecken. Wenn mein Kopf durchpasste, dann konnte ich den Körper wahrscheinlich hinterherschieben. Aber es war noch nicht groß genug.

»Schaut her!«, rief irgendjemand. »Es funktioniert, er hat eine Spur.«

Verzweifelt riss ich meinen Kopf aus dem Loch, wobei ich mir mein Ohr wieder aufriss. Aus dem Flur kamen jetzt kratzende Geräusche, und ich nagte mit doppelter Geschwindigkeit weiter. Undeutlich hörte ich Jenks' Stimme. »Es ist die Küche. Rachel ist unter der Spüle. Nein, der nächste Schrank. Beeil dich, ich glaube, sie haben dich gesehen.«

Ein Schwall von Licht und Luft drang in den Schrank, und ich setzte mich auf und spuckte etwas Holzbrei aus.

»Hi, wir sind zurück! Ich habe deine Ratte gefunden, Rachel.«

Baron schaute mich an, seine Augen leuchteten. Dann schob er schnell seinen Kopf in das Loch und begann zu nagen. Da die Öffnung für seine breiten Schultern nicht groß genug war, machte ich mich daran, die Oberkante des Loches zu erweitern. Als im Korridor Hundegebell erklang, erstarrten wir kurz, dann nagten wir weiter. Ich spürte mal

wieder das vertraute Ziehen in meinem Magen.

»Ist es groß genug?«, rief Jenks. »Los, beeilt euch!«

Ich steckte meinen Kopf neben den von Baron in das Loch und nagte wie wild. Etwas kratzte an der Schranktür. Die einfallenden Lichtstrahlen zitterten, als die Tür gegen den Rahmen schlug. »Hier!«, rief eine laute Stimme. »Er hat liier drin einen gefunden.«

Ohne jede Hoffnung hob ich den Kopf. Mein Kiefer ließ sich kaum noch bewegen, und die Pinienseife hatte mein Fell verfilzt und brannte in meinen Augen. Ich wandte mich um und konnte durch den Spalt die kratzenden Pfoten des Hundes erkennen. Und das Loch war immer noch nicht groß genug. Ein scharfes Quietschen lenkte mich von der Bedrohung ab. Baron hockte neben dem Loch und deutete nach unten.

»Es ist nicht groß genug für dich«, sagte ich.

Baron sprang auf mich zu, zog mich zum Loch, und stieß mich nach unten. Das Gebell des Hundes wurde lauter, als ich ins Bodenlose fiel.

Ich streckte alle vier Pfoten aus, um an dem glatten Rohr Halt zu finden, und tatsächlich gelang es mir, mit einer Vorderpfote eine Schweißnaht zu greifen, die meinen Fall stoppte. Über mir hörte ich noch immer den Hund, der wild bellte, mit den Pfoten den Boden zerkratzte und jaulte. Dann rutschte ich ab und landete kurz darauf auf trockener Erde. Ich blieb erschöpft liegen und wartete auf Barons Todesschrei.

Ich hätte dableiben sollen, dachte ich verzweifelt. *Ich hätte*

es niemals zulassen dürfen, dass er mich in das Loch stößt. Ich hatte doch gewusst, dass es nicht groß genug für ihn war.

Auf einmal hörte ich ein hektisches Kratzen und einen Aufprall neben mir.

»Du hast es geschafft!«, fiepte ich, als ich Baron erkannte, der im Dreck lag und alle viere von sich streckte.

Jenks sauste nach unten und verstärkte das Dämmerlicht durch sein Glühen. Er hielt ein Hundebarthaar in der Hand. »Du hättest ihn sehen sollen, Rachel«, sagte er aufgeregt. »Er hat den Hund direkt in die Nase gebissen. Zack, Bumm, Slam-bam, und vielen Dank auch, Ma'am!«

Der Pixie umkreiste uns aufgedreht, Baron jedoch zitterte. Er hatte sich zu einem pelzigen Ball zusammengerollt und sah so aus, als ob er sich gleich übergeben müsste. Ich kroch auf ihn zu, um mich bei ihm zu bedanken. Als ich ihn an der Schulter berührte, sprang er auf und sah mich mit weit aufgerissenen Augen an.

»Schafft die Töle raus!«, tönte eine wütende Stimme durch die Bodenbretter, und wir sahen nach oben in das entfernte Licht. Das Gebell entfernte sich, und ich wurde ruhiger. »Jawohl,« war nun Jim zu hören. »Das sind frische Nagespuren. Einer ist hierdurch entkommen.«

»Wie kommen wir da runter?« Ich erkannte Trents Stimme und drückte mich flach auf den Boden.

»Es gibt im Gang eine Falltür, aber der Zwischenraum ist durch einige Lüftungsschächte zur Straße hin offen.« Ihre Stimmen wurden leiser, als sie davongingen. »Es tut mir leid, Mr. Kalamack«, sagte Jim. »Es hat bei uns noch nie einen

Ausbruch gegeben. Ich werde sofort jemanden da runterschicken.«

»Nein. Sie ist weg.« In seiner Stimme lag tatsächlich so etwas wie Frustration, und ich fühlte einen Hauch von Triumph. Für Jonathan würde die Heimfahrt wohl nicht besonders angenehm werden. Ich richtete mich wieder auf und seufzte. Mein Ohr und meine Augen brannten. Ich wollte nach Hause.

Baron lenkte mit einem Quieken meine Aufmerksamkeit auf sich und deutete auf die Erde. Ich sah, dass er in ordentlichen Buchstaben »danke« in den Schmutz geschrieben hatte. Ich konnte mir ein Lächeln nicht verkneifen, hockte mich neben ihn und schrieb »gern geschehen«. Meine Buchstaben sahen neben seinen eher schlampig aus.

»Ihr beiden seid ja *soo süß«,* spottete Jenks. »Können wir jetzt endlich abhauen?«

Baron sprang gegen das Gitter des Lüftungsschachts und hakte sich mit allen vier Füßen ein. Nachdem er sie eingehend studiert hatte, begann er die Nähte mit seinen Zähnen zu bearbeiten.

23

Akribisch kratzte ich den Frischkäserest in der Packung zu einem kleinen Haufen zusammen und zog meinen mitternachtsblauen Bademantel zurecht, um meine Knie vor dem

kalten Luftzug zu schützen. Ich war damit beschäftigt, mir den Bauch vollzuschlagen, während Baron sich wieder in einen Menschen verwandelte und in unserem zweiten Badezimmer, das jetzt offiziell meins war, eine Dusche nahm. Ich konnte es kaum erwarten, ihn zu sehen. Ivy und ich waren uns einig, dass er ein prächtiges Exemplar von einem Mann sein musste, wenn er wer weiß wie lange die Rattenkämpfe überlebt hatte. Auf jeden Fall war er mutig, ritterlich und unbeeindruckt von Vampiren. Letzteres war besonders faszinierend, da er, wie Jenks herausgefunden hatte, ein Mensch war.

Jenks hatte vom ersten verfügbaren Telefon aus Ivy angerufen, damit sie uns aufsammeln konnte. Der Klang ihres Motorrads hatte in meinen Ohren wie ein himmlischer Chor geklungen. Sie hatte es gerade erst aus der Werkstatt zurückbekommen, nachdem sie es in der Woche zuvor unter einem LKW versenkt hatte. Als ich sah, wie sie sich voller Besorgnis von der Maschine schwang - natürlich von Kopf bis Fuß in schwarzem Leder -, hätte ich heulen können. Da war jemand, dem es nicht egal war, ob ich lebte oder starb. In diesem Moment kümmerte es mich nicht, dass sie ein Vampir war, dessen Beweggründe ich immer noch nicht verstand.

Baron und ich weigerten uns, in die Box zu steigen, die sie mitgebracht hatte. Nach einer fünfminütigen Diskussion, bestehend aus Protesten ihrerseits und Quieken unsererseits, warf sie die Box mit einem frustrierten Grummeln in eine Seitengasse und ließ uns vorne mitfahren. Einen Nerz und

eine Ratte auf dem Tank zu haben, die sich noch dazu mit ihren Pfoten auf dem Armaturenbrett abstützten, hob Ivys Laune nicht gerade, als wir aus der Gasse rollten. Nachdem wir den Freitagnachmittagsstau hinter uns gelassen hatten und endlich etwas schneller fahren konnten, war mir schnell klar, warum Hunde immer den Kopf aus dem Autofenster hängen ließen. Motorradfahren war immer verdammt aufregend, aber als Nagetier war es ein wahrer Sinnesrausch. Ich hatte die Augen zusammengekniffen und meine Tasthaare wurden mir vom Fahrtwind ins Gesicht gedrückt. Das hatte doch mal Stil! Es interessierte mich nicht die Bohne, dass man Ivy komische Blicke zuwarf und wir immer wieder angehupt wurden. Die überwältigende Flut von Sinneseindrücken hatte etwas Orgiastisches an sich.

Es hatte mir beinahe leid getan, als Ivy schließlich in unsere Straße eingebogen war.

Ungeduldig schob ich mit dem Finger den letzten Rest Käse auf den Löffel und ignorierte die Grunzlaute, die Jenks von seinem Platz in der Suppenkelle aus von sich gab. Seit ich mein Fell losgeworden war, hatte ich nicht mehr aufgehört zu essen. Nachdem ich drei Tage lang nur Karotten gegessen hatte, war ein solches Fressgelage mehr als gerechtfertigt.

Während ich die leere Käseschachtel auf meinen schmutzigen Teller stellte, dachte ich darüber nach, ob die Transformation für einen Menschen wohl noch schmerzhafter war oder nicht. Dem gedämpften Stöhnen nach zu urteilen, das aus dem Bad gekommen war, bevor die

Dusche einsetzte, war es genauso schlimm.

Obwohl ich mich jetzt schon zweimal abgeschrubbt hatte, meinte ich immer noch Nerz unter meinem Parfüm zu riechen. Mein aufgerissenes Ohr schmerzte bei jedem Pulsschlag, an meinem Hals waren von Barons Bissen kleine offene Wunden zurückgeblieben, und mein linkes Bein war nach dem Sturz in das Laufrad auch verletzt. Aber es tat gut, kein Tier mehr zu sein. Ich warf einen Blick auf Ivy, die gerade den Abwasch machte, und fragte mich, ob ich mein Ohr hätte verbinden sollen.

Ich hatte Ivy und Jenks immer noch nicht alles erzählt, was in den letzten Tagen geschehen war. Sie wussten von meiner Gefangenschaft, hatten aber keine Ahnung, was ich in dieser Zeit herausgefunden hatte. Ivy hatte nichts gesagt, aber sie brannte offensichtlich darauf, mir zu erklären, wie idiotisch es gewesen war, ohne einen Fluchtplan loszuziehen.

Sie spülte das letzte Glas und stellte den Wasserhahn ab. Erst nachdem sie das Glas zum Trocknen aufgestellt und sich die Hände abgetrocknet hatte, wandte sie sich mir zu.

Einen in Leder gekleideten Vamp beim Abspülen beobachten zu können, machte vieles in meinem verrückten Leben wieder wett.

»Okay, lass es mich noch mal zusammenfassen«, sagte sie nun. »Trent hat dich auf frischer Tat ertappt, und anstatt dich den Behörden zu übergeben, hat er dich zu den Rattenkämpfen gebracht, um deinen Willen zu brechen, damit du anschließend für ihn arbeitest?«

»Jepp.« Ich streckte mich, um an die Kekstüte zu kommen,

die neben Ivys Computer lag.

»Das macht Sinn.« Sie schnappte sich meinen leeren Teller, spülte ihn und stellte ihn zum Abtropfen neben die Gläser. Von meinem Geschirr abgesehen, waren keine Teller, Besteck oder Schüsseln abzuwaschen gewesen. Nur ungefähr zwanzig Gläser, in denen jeweils ein Rest Orangensaft gewesen war.

»Wenn du dich das nächste Mal mit einem Typen wie Trent anlegst... können wir dann wenigstens einen Plan ausarbeiten, für den Fall, dass du erwischt wirst?«, fragte sie mit dem Rücken zu mir. Ihre Schultern wirkten verkrampft.

Verärgert sah ich von meinen Keksen auf. Ich öffnete den Mund, um ihr zu sagen, dass sie ihre Pläne nehmen und als Klopapier benutzen konnte, doch dann zögerte ich. Nicht nur ihre Schultern, ihre gesamte Haltung war angespannt. Plötzlich fiel mir wieder ein, wie Jenks erzählt hatte, dass sie sehr besorgt gewesen war. Und wie sie mir gestanden hatte, dass Aufregung meinerseits ihre Instinkte aktiviere. Ich atmete tief durch, bevor ich antwortete.

»Sicher. Wir können einen idiotensicheren Notfallplan entwerfen für den Fall, dass ich wieder alles vermassele - solange wir auch einen für dich machen.«

Jenks kicherte.

»Für mich brauchen wir keinen«, erwiderte Ivy.

»Schreib ihn auf und hinterlege ihn neben dem Telefon«, gab ich entspannt zurück. »Ich mache es dann genauso.« Ich meinte es natürlich nicht ernst, war mir aber nicht sicher, ob die ordnungssüchtige Ivy es ebenso verstand.

Sie blieb stumm und begann abzutrocknen. Offenbar ließen ihr die nicht aufgeräumten Gläser keine Ruhe. Ich knabberte weiter an meinen Ingwerkeksen herum und beobachtete, wie sich ihre Schultern langsam lockerten und ihre Bewegungen gelassener wurden.

»Du hast ja recht.« Dieses Eingeständnis war ich ihr schuldig. »Nur, ich hatte bisher nie jemanden, auf den ich mich verlassen konnte...« Ich zögerte. »Ich bin das nicht gewöhnt.«

Ivy drehte sich um, und ich war überrascht, wie erleichtert sie plötzlich wirkte.

»Mach dir keine Gedanken, ich verstehe das.«

»O Gott, hilf mir«, stöhnte Jenks von der Kochinsel aus, »ich glaub, ich kotz gleich.«

Ivy grinste und schlug mit dem Geschirrhandtuch nach ihm. Als sie sich wieder dem Geschirr zuwandte, betrachtete ich sie nachdenklich. Ruhe und Offenheit machten tatsächlich einen Unterschied. Jetzt, wo ich darüber nachdachte, fiel mir auch wieder ein, dass wir während unserer einjährigen Zusammenarbeit hauptsächlich aufgrund einer gewissen Offenheit so gut miteinander klargekommen waren. Es war allerdings viel schwieriger, entspannt zu bleiben, wenn ich nur von ihrem Zeug umgeben war und kaum etwas Eigenes hier hatte. Dadurch hatte ich mich irgendwie verletzlich gefühlt und war dementsprechend gereizt gewesen.

»Du hättest sie sehen sollen, Rachel«, flüsterte Jenks verschwörerisch, aber laut. »Tag und Nacht hat sie über ihren

Karten gesessen, um einen Weg zu finden, dich aus Kalamacks Händen zu befreien. Ich habe ihr gesagt, dass wir ihn einfach nur überwachen müssen, um dann eine günstige Gelegenheit abzupassen.«

»Halt die Klappe, Jenks«, warnte Ivy ihn.

Ich stopfte mir den letzten Keks in den Mund und stand auf, um die Tüte wegzuschmeißen.

»Sie hatte diesen grandiosen Plan«, fuhr Jenks fort. »Als du in der Dusche warst, hat sie ihn schnell verschwinden lassen. Sie wollte all die Gefallen einfordern, die diverse Leute ihr noch schulden. Sogar mit ihrer Mutter hat sie gesprochen!«

»Ich werde mir eine Katze anschaffen«, meinte Ivy drohend. »Eine große, schwarze Katze.«

Ich zog die Tüte mit dem Brot von der Arbeitsplatte und suchte nach dem Honig, den ich ganz hinten in der Vorratskammer versteckt hatte, damit Jenks sich nicht daran vergreifen konnte. Dann ging ich mit den Sachen zum Tisch, setzte mich und bereitete die nächste Ladung Essen vor.

»Es ist wirklich gut, dass du rechtzeitig geflohen bist«, sagte Jenks, während er in der Suppenkelle schaukelte. »Ivy war kurz davor, das Wenige, was ihr noch geblieben ist, für dich auszugeben - wieder einmal.«

»Und ich werde sie Pixiestaub nennen«, ergänzte Ivy. »Ich werde sie im Garten halten und ihr nichts zu fressen geben.«

Mein Blick schwenkte von Jenks, der plötzlich seine Klappe hielt, zu Ivy hinüber. Wir hatten gerade ein warmherziges und angenehmes Gespräch gehabt, ohne dass jemand gebissen, verängstigt oder vampirisch geworden war. Warum

musste Jenks das ruinieren?

»Jenks«, sagte ich seufzend, »hast du nicht irgendwas zu tun?«

»Nein.« Er ließ sich von der Kelle fallen und schob eine Hand in den Honigstrahl, der gerade auf mein Brot tropfte. Das Gewicht zog ihn ein paar Zentimeter nach unten, bevor er es ausgleichen konnte. »Und, wirst du ihn behalten?«

Ich sah ihn verständnislos an, und er lachte.

»Deinen neuen Freund«, säuselte er.

Ich biss mir auf die Lippe, als ich Ivys amüsierten Blick sah. »Er ist nicht mein Freund.«

Jenks schwebte über dem offenen Honigglas und zog glänzende Fäden heraus, die er sich dann einverleibte. »Ich habe euch auf dem Motorrad beobachtet«, sagte er. »Hm, das ist gut.« Er nahm sich eine weitere Portion, und das Summen seiner Flügel verstärkte sich. »Eure Schwänze haben sich berührt.«

Genervt wedelte ich ihn weg. Er wich aus, kam aber herausfordernd wieder zurück. »Du hättest sie sehen sollen, Ivy, wie sie auf dem Boden herumgerollt sind, ineinander verbissen...« Er lachte schrill. »Es war wohl Liebe auf den ersten Biss.«

Ivy wandte sich zu mir um. »Er hat dich in den Hals gebissen?« Sie wirkte absolut ernst, doch ihre Augen funkelten spöttisch. »Oh, dann muss es Liebe sein. *Mich* lässt sie nicht an ihren Hals ran.«

Was ging hier ab? War heute der >Nerv Rachel<-Abend? Unbehaglich zog ich eine weitere Scheibe Brot aus der Tüte,

um mein Sandwich zu vollenden, und versuchte gleichzeitig, Jenks vom Honig zu vertreiben. Er flog inzwischen in Schlangenlinien und hatte Mühe, sich in der Luft zu halten. Ofenbar setzte der Zuckerrausch ein.

»Hey, Ivy«, lallte er und leckte sich die Finger ab. »Weißt du, was sie über Rattenschwänze sagen? Je länger der Schwanz, desto größer -«

»Halt endlich die Klappe!«, schrie ich. In diesem Moment wurde die Dusche abgestellt, und mein Atem stockte. Gespannte Erwartung erfasste mich. Ich setzte mich aufrecht Min und warf einen Blick auf Jenks, der völlig vom Honig berauscht war. »Jenks«, forderte ich, da ich Baron nicht mit einem abgefüllten Pixie konfrontieren wollte, »zisch ab.«

»Nei-en«, erwiderte er und schnappte sich noch eine Handvoll Honig. Erbost schraubte ich das Glas zu. Jenks gab ein paar empörte Töne von sich, und ich wedelte ihn zurück in die Küchenutensilien. Mit ein bisschen Glück würde er dort bleiben, bis er wieder nüchtern war. Also vielleicht für vier Minuten, höchstens.

Ivy murmelte etwas von Gläsern im Wohnzimmer und verließ die Küche. Nervös zog ich am Kragen meines Bademantels, der von meinen Haaren durchnässt worden war. Ich wischte den Honig von meinen Fingern und fühlte mich so zittrig wie bei einem Blind Date. Es war bescheuert, ich hatte ihn doch schon getroffen. Wir hatten sogar schon die Nagtierversion eines ersten Dates hinter uns gebracht: eine anregende Fitnesseinheit, eine kleine Flucht vor Menschen und Hunden und sogar eine Rundfahrt im Park.

Aber was sagt man zu einem Typen, den man nicht kennt und der einem das Leben gerettet hat?

Ich hörte, wie sich die Badezimmertür öffnete. Ivy tauchte im Flur auf und blieb so abrupt stehen, dass die Becher in ihrer Hand klirrten. Ihr Gesicht war ausdruckslos. Ich zog den Bademantel über meinen Beinen zusammen und fragte mich, ob ich aufstehen sollte. Barons Stimme drang in die Küche. »Du bist Ivy, richtig?«

»Ähh...« Sie zögerte. »Du trägst - hm - meinen Morgenmantel.« Ich zuckte zusammen. Das war ja großartig. Jetzt hatte er ihren Geruch an sich. Toller Anfang!

»Oh, sorry« Er hatte eine schöne Stimme, tief und ein bisschen rau. Meine Spannung wuchs, ich wollte endlich wissen, wie er aussah. Ivy schien jedenfalls sprachlos zu sein. Baron holte tief Luft. »Ich habe ihn auf dem Trockner gefunden, und es gab nichts anderes zum Anziehen. Vielleicht sollte ich mir ein Handtuch...«

»Nein«, antwortete Ivy nach einem kurzen Zögern. Sie klang leicht amüsiert. »Das ist schon in Ordnung. Du hast also Rachel zur Flucht verholfen?«

»Ja, stimmt. Ist sie in der Küche?«

»Ja, komm einfach mit.« Sie betrat vor ihm die Küche, rollte mit den Augen und wisperte: »Er ist ein Freak.« Freak im Sinne von Außenseiter. Ich war enttäuscht. Mein Retter war ein Freak?

»Oh, hi«, sagte er und blieb unbeholfen im Türrahmen stehen.

»Hi«, antwortete ich verwirrt, während ich ihn musterte.

Ihn einen Freak zu nennen war nicht fair, aber verglichen mit Ivys üblichen Dates mochte er einer sein.

Baron war genauso groß wie Ivy, aber er war so schmal, dass er größer wirkte. Auf den blassen Armen, die aus den Ärmeln von Ivys schwarzem Morgenmantel hervorsahen, waren vereinzelte Narben zu erkennen, die wahrscheinlich von den Rattenkämpfen stammten. Er war glatt rasiert -wobei mir einfiel, dass ich neue Rasierklingen kaufen musste, denn die von Ivy geborgte war jetzt wahrscheinlich im Eimer. Seine Ohrläppchen wiesen einige Kerben auf, und am Hals hatte er zwei Wunden, die gerötet waren und schmerzhaft aussahen. Sie passten genau zu meinen, was mich erröten ließ.

Trotz, oder vielleicht gerade wegen seiner schmalen Figur wirkte er nett, irgendwie jungenhaft. Sein dunkles Haar war lang, doch die Art, wie er es sich aus den Augen strich, deutete darauf hin, dass er es normalerweise kürzer trug. In dem Morgenmantel sah er entspannt und harmlos aus, aber ich registrierte durchaus, wie sich die schwarze Seide über seinen sehnigen Muskeln spannte. Ivy war überkritisch gewesen. Freaks hatten weniger Muskeln.

»Du hast rotes Haar«, sagte er und setzte sich in Bewegung. »Ich dachte, es wäre braun.«

»Und ich dachte, du wärst - äh - kleiner.« Ich stand auf, als er näher kam, und nach einem Moment der Verunsicherung streckte er die Hand aus. Okay, er war kein Arnold Schwarzenegger. Aber er hatte mir das Leben gerettet. Er lag irgendwo zwischen einem jungen Jeff Goldblum und einem

verwilderten Buckaroo Banzai.

»Ich bin Nick«, stellte er sich vor, während er meine Hand schüttelte. »Na ja, eigentlich Nicholas. Danke, dass du mir geholfen hast, aus dieser Rattengrube rauszukommen.«

»Ich bin Rachel.« Sein Händedruck war angenehm: fest, aber keine alberne Kraftprobe. Ich deutete auf die beiden Küchenstühle, und wir setzten uns. »Und das ist nicht der Rede wert. Irgendwie haben wir uns ja gegenseitig geholfen. Wenn es mich nichts angeht, brauchst du es mir nicht zu verraten, aber wie um Himmels willen bist du als Ratte in der Arena gelandet?«

Nick führte eine schmale Hand ans Ohr und schaute an die Decke. »Ich - äh - habe die Privatbibliothek eines Vampirs katalogisiert. Dabei habe ich etwas Interessantes gefunden und den Fehler gemacht, es mit nach Hause zu nehmen.« Er warf mir einen verlegenen Blick zu. »Aber ich wollte es nicht behalten.«

Ivy und ich tauschten Blicke aus. *Nur geliehen, schon klar.* Aber wenn er schon mit Vampiren zusammengearbeitet hatte, erklärte das zumindest seinen ungezwungenen Umgang mit Ivy.

»Als er es herausfand, verwandelte er mich in eine Ratte und verschenkte mich an einen seiner Geschäftspartner. Der hat mich zu den Kämpfen gebracht, da er wusste, dass ich durch menschliche Intelligenz im Vorteil wäre. Zumindest habe ich ihm eine Menge Geld eingebracht«, beendete er seine Geschichte. »Und wie war es bei dir, wie hat es dich dorthin verschlagen?«

»Ahm«, stammelte ich, »ich habe mich mithilfe eines Zaubers in einen Nerz verwandelt und bin durch ein Versehen bei den Kämpfen gelandet.« Das war nicht gelogen, ich hatte das mit den Rattenkämpfen ja schließlich nicht geplant. Also war es ein Unfall gewesen. Irgendwie.

»Du bist eine Hexe?«, fragte er lächelnd. »Cool. Ich war mir nicht sicher.«

Das entlockte nun wiederum mir ein Lächeln. Mir waren schon einige Menschen begegnet, die Inderlander einfach für die andere Seite der Medaille hielten. Solche Begegnungen waren immer wieder überraschend und unglaublich angenehm.

»Was sind das eigentlich für Kämpfe?«, schaltete sich Ivy ein. »Ist das die neueste Methode, um Leute loszuwerden, ohne sich die Hände schmutzig zu machen?«

Nick schüttelte den Kopf. »Glaube ich nicht. Rachel war der erste Mensch, dem ich dort begegnet bin. Und ich war ganze drei Monate da.«

»Drei Monate«, sagte ich schockiert. »Du warst drei Monate lang eine Ratte?«

Er verlagerte sein Gewicht und zog den Gürtel des Morgenmantels enger. »Ja. Und wahrscheinlich wurden mittlerweile meine ganzen Klamotten verkauft, um die ausstehende Miete zu bezahlen. Aber hey - ich habe wieder Hände.« Er hielt sie hoch, und ich bemerkte, dass sie zwar dünn waren, aber ein paar deutliche Schwielen aufwiesen.

Ich nickte mitfühlend. In den Hollows war es allgemein üblich, die Sachen eines Mieters zu verkaufen, wenn dieser

verschwand. Es verschwanden einfach zu häufig Leute. Und Job hatte er auch keinen mehr, da er ja von seinem letzten Arbeitgeber >gefeuert< worden war.

»Und ihr wohnt wirklich in dieser Kirche?«, fragte er nach einem kurzen Schweigen.

Ich folgte seinem Blick, der durch die professionell eingerichtete Kirche schweifte. »Ivy und ich sind vor einigen Tagen eingezogen. Die Leichen im Garten darfst du einfach nicht beachten.«

Das charmante Grinsen veränderte sein Gesicht völlig. Gott hilf mir. So sah er aus wie ein verlorener kleiner Junge. Ivy, die sich wieder an die Spüle gelehnt hatte, unterdrückte ein Kichern.

»Honig«, stöhnte Jenks unvermittelt. Das riss mich aus meinen Gedanken, und ich sah mich nach ihm um. Der Pixie blinzelte desorientiert von seiner Schöpfkelle herunter, setzte sich aber in Bewegung, sobald er Nick bemerkte. Unsicher flog er in unsere Richtung und wäre beinahe auf den Tisch geplumpst. Ich war peinlich berührt, aber Nick lächelte.

»Jenks, nicht wahr?«, fragte er.

»Baron«, antwortetet Jenks. Er stolperte, als er versuchte, sich in seine Peter-Pan-Pose zu werfen. »Gut, dass du nicht mehr nur quiekst. Davon bekomme ich Kopfschmerzen: Quiek, quiek, quiek. Dieses Ultraschallzeugs geht mir direkt in die Birne.«

»Ich bin Nick, Nick Sparagmos.«

»Also gut, Nick«, fuhr Jenks unbeeindruckt fort, »Rachel will wissen, was das für ein Gefühl ist, wenn man Eier hat, die

so groß sind wie dein Kopf und die über den Boden schleifen.«

»Jenks«, kreischte ich. *O Gott, hilf mir.* Ich schaute zu Nick hinüber und schüttelte abwehrend den Kopf. Doch er schien es mit Humor zu nehmen, denn seine Augen funkelten amüsiert, und er grinste.

Jenks machte sich aus dem Staub, bevor ich ihn mir schnappen konnte. »Hey, das ist aber eine fiese Narbe an deinem Handgelenk«, sagte er schnell. »Meine Frau - ein wirklich süßes Mädchen - flickt mich immer zusammen. Sie kann mit einer Nadel wahre Wunder bewirken.«

»Möchtest du etwas für deinen Hals haben?«, fragte ich, um endlich das Thema zu wechseln.

»Nein, es geht schon.« Er streckte sich vorsichtig, als wolle er seine Muskeln testen. Als er unter dem Tisch aus Versehen meinen Fuß berührte, zog er sich hastig zurück. Ich tat einfach so, als hätte ich nichts bemerkt. Jenks war weniger feinfühlig.

»Hey, Nick, hast du schon mal so eine Narbe gesehen?« Der Pixie landete auf dem Tisch und zog einen Ärmel hoch, um eine feine Zickzacklinie zu präsentieren, die von seinem Handgelenk bis zum Ellbogen reichte. Da er immer langärmelige Seidenhemden und dazu passende Hosen trug, hatte ich gar nicht gewusst, dass er Narben hatte.

Nick pfiff anerkennend und Jenks strahlte. »Hab ich von einem Fairy. Er hat dasselbe Ziel beschattet wie mein Runner. Nach ein paar Sekunden an der Decke hat sich das schmetterlingsflüglige Weichei mitsamt seinem Runner

verzogen.«

»Nicht schlecht.« Nick schien beeindruckt zu sein und lehnte sich vor, um besser sehen zu können. Er roch gut -männlich, ohne Tiermenscharoma, und keine Spur von Blut. Er hatte braune Augen. Ich mochte menschliche Augen, in ihnen lauerten keine bösen Überraschungen.

»Und was ist mit der da?« Nick deutete auf eine runde Narbe an Jenks' Schlüsselbein.

»Bienenstich. Hat mich für drei Tage mit Fieber und Schüttelfrost ans Bett gefesselt, aber wir haben unseren Anspruch auf die südlichen Blumenkästen erfolgreich verteidigt. Und woher hast du die?« Er stieg in die Luft, um auf die kaum verheilte Narbe an Nicks Handgelenk zu zeigen.

Nick warf mir kurz einen Blick zu und richtete seine Aufmerksamkeit dann wieder auf Jenks. »Von einer fetten Ratte namens Hugo.«

»Sieht aus, als hätte er dir beinahe die ganze Hand abgebissen.«

»Das hat er zumindest versucht.«

»Schau mal hier.« Jenks griff nach seinem Stiefel, zog ihn aus und streifte auch noch seine fast durchsichtige Socke ab. Der Fuß, der zum Vorschein kam, war verkrüppelt. »Ein Vamp hat ihn mir zu Brei geschlagen, ich bin nicht schnell genug ausgewichen.«

Der Anblick verursachte mir Übelkeit, und auch Nick zuckte kurz zusammen. Das Leben in einer Zwei-Meter-Welt war mit nur zehn Zentimetern echt hart. Nick schlug den

Morgenmantel zurück und entblößte eine gut trainierte Schulter. Sie war mit feinen Narben übersäht, die von Krallen zu stammen schienen. Ich beugte mich vor, um erkennen zu können, wie weit sich die Narben seinen Körper hinabzogen. Ivy lag definitiv falsch, er war kein Freak. Freaks hatten keine Waschbrettbäuche. »Die stammen von einer Ratte mit dem Namen >Pan der Peiniger<.«

»Okay, aber was sagst du dazu?« Jenks öffnete sein Hemd bis zur Taille und meine gerade erst einsetzende Belustigung verschwand, als Jenks' zerschundener Oberkörper sichtbar wurde. »Siehst du die hier?«, sagte er und zeigte auf eine runde Einbuchtung. »Sie geht einmal ganz rum, bis zur anderen Seite.« Er drehte sich um, damit wir eine kleine Narbe kurz oberhalb seines Steißbeins sehen konnten. »Fairyschwert. Hätte ich nicht überlebt, wenn ich nicht kurz zuvor Matalina geheiratet hätte. Sie hat mich am Leben erhalten, bis die ganzen Giftstoffe raus waren.«

Nick schüttelte bedächtig den Kopf. »Du hast gewonnen«, sagte er. »Da kann ich nicht mithalten.« Jenks stieg stolz ein paar Zentimeter in die Luft. Ich wusste nicht, was ich sagen sollte. Als mein Magen knurrte, fragte ich schuldbewusst: »Nick, soll ich dir ein Sandwich oder so was machen?«

Er sah mich dankbar an. »Wenn es keine Umstände macht.«

Ich stand auf und schlurfte in meinen flauschigen pinken Hausschuhen zum Kühlschrank. »Ach was, ich wollte mir sowieso gerade etwas zu Essen machen.«

Ivy hatte inzwischen die sauberen Gläser weggeräumt und

begann nun, das Spülbecken zu scheuern, was ihr einen bösen Blick von mir einbrachte. Die Spüle musste überhaupt nicht geputzt werden, Ivy war einfach nur neugierig. Ich öffnete den Kühlschrank und begutachtete lustlos die Pappschachteln von vier verschiedenen Restaurants. Das war also Ivys Vorstellung von einem Lebensmitteleinkauf. Nachdem ich ein wenig herumgestöbert hatte, fand ich immerhin eine Lyonerwurst und einen etwas angegammelten Salatkopf. Als mein Blick auf die Tomate auf dem Fenstersims fiel, biss ich mir verlegen auf die Lippe und hoffte, dass Nick sie noch nicht entdeckt hatte. Die meisten Menschen würden eine Tomate noch nicht mal mit Handschuhen anfassen, und ich wollte ihn nicht verschrecken. Ich versuchte, sie unauffällig hinter dem Toaster zu verstecken.

»Na, essen wir immer noch weiter?«, murmelte Ivy. »Einen Moment im Mund...«

»Ich hab ganz einfach Hunger«, zischte ich. »Und heute Nacht werde ich jede Menge Kraft brauchen.« Ich steckte noch einmal meinen Kopf in den Kühlschrank, um nach der Mayonnaise zu suchen. »Ich könnte übrigens eure Hilfe gebrauchen, falls ihr Zeit habt.«

»Hilfe wobei?«, fragte Jenks. »Dich ins Bett zu stecken?«

Ich drehte mich um und schloss, da ich die Hände voll hatte, mit dem Ellbogen die Kühlschranktür. »Um Trent zu kitnappen. Und wir haben dafür nur noch bis Mitternacht Zeit.«

Jenks schien in der Luft zu stolpern. »Was?«, fragte er

entgeistert.

Erschöpft sah ich zu Ivy hinüber. Ehrlich gesagt hatte ich es ihr extra erst erzählt, als Nick da war, weil ich hoffte, so eine große Szene vermeiden zu können.

»Heute Nacht?« Ivy stemmte eine Hand in die lederbekleidete Hüfte und starrte mich an. »Du willst, dass wir den Fall heute Nacht klarmachen?« Sie warf einen vielsagenden Blick auf Nick, dann schmiss sie den Putzlappen in die Spüle und trocknete sich mit dem Geschirrtuch die Hände ab.

»Rachel, können wir uns mal kurz unter vier Augen unterhalten?«

Ich runzelte die Stirn über die Implikation, dass Nick nicht vertrauenswürdig sein könnte.

Schließlich seufzte ich und ließ die Sandwichzutaten auf die Arbeitsplatte fallen. »Entschuldige mich«, sagte ich zu Nick und zog eine Grimasse.

Genervt folgte ich Ivy auf den Flur, blieb aber abrupt stehen, als ich sie auf halbem Weg zu unseren Zimmern entdeckte. Trotz der Dunkelheit konnte ich erkennen, wie verärgert sie aussah. Und gefährlich. Ihr Weihrauchgeruch war stärker als sonst, und für einen Moment nahm er mir den Atem.

»Also, was?«, fragte ich schließlich.

»Ich halte es für keine gute Idee, Nick in dein kleines Problem einzuweihen.«

»Er war während der letzten drei Monate eine Ratte«, konterte ich. »Wie im Himmel sollte er da bitteschön ein I. S.-

Attentäter sein? Der arme Mann hat noch nicht mal was zum Anziehen, und du machst dir Sorgen darüber, dass er mich umbringen könnte?«

»Nein.« Ivy kam immer näher, bis ich mit dem Rücken an der Wand stand. »Aber je weniger er über dich weiß, desto sicherer seid ihr *beide*.«

»Oh.« Sie stand viel zu nah bei mir. Sie hatte ihr Gespür für den persönlichen Wohlfühlbereich anderer verloren. Das war kein gutes Zeichen.

»Und womit willst du Trent eigentlich belasten?«, fragte sie angriffslustig. »Dass er dich als Nerz in einem Käfig gehalten hat? Dass er dich zu den Kämpfen in die Stadt gebracht hat? Wenn du mit so etwas bei der I. S. angekrochen kommst, bist du tot!«

Während sie sprach, veränderte sich ihre Stimme, bis sie zu einem sinnlichen Schnurren geworden war. Ich musste hier weg. »Nach drei Tagen bei Trent habe ich mehr in der Hand.«

Aus der Küche kam Nicks Stimme. »Die I. S.? Haben die dich in die Rattenarena gesteckt, Rachel? Du bist doch keine schwarze Hexe, oder?«

Ivy kam wieder zu sich, und ihre Pupillen zogen sich zusammen. Sichtlich irritiert zog sie sich zurück. »Sorry«, sagte sie leise und kehrte noch immer verärgert in die Küche zurück. Erleichtert folgte ich ihr und sah, dass Jenks inzwischen auf Nicks Schulter thronte. Hatte Nick so ein gutes Gehör oder hatte Jenks ihm alles eingeflüstert? Wohl eher Letzteres. Nicks Erwähnung schwarzer Magie hatte mich verunsichert. Er hatte dabei völlig entspannt geklungen, als

sei das eine selbstverständliche Option.

»Nö«, verkündete Jenks gerade selbstzufrieden, »Rachels Hexenkünste sind weißer als ihr Allerwertester. Sie hat bei der I. S. gekündigt und hat Ivy mitgenommen. Und da Ivy sein bester Runner war, hat ihr Boss Denon auf Rachels Kopf eine Prämie ausgesetzt.«

»Du warst ein I.S.-Runner? Okay, das habe ich kapiert. Aber wie bist du denn nun bei den Rattenkämpfen gelandet?«

Immer noch nervös schaute ich zu Ivy rüber, die wieder eifrig die Spüle schrubbte. Sie zuckte nur mit den Schultern. So viel zu dem Thema, dass wir den Rattenjungen darüber im Dunkeln lassen sollten. Ich ging zur Arbeitsplatte und zog sechs Scheiben Brot aus der Tüte. »Mr. Kalamack hat mich in seinem Büro erwischt, als ich auf der Suche nach Beweismitteln war, um ihn wegen Biodrogenhandel dranzukriegen. Und er hielt es für unterhaltsamer, mich zu den Kämpfen zu bringen, als mich den Behörden zu übergeben.«

»Kalamack?«, fragte Nick verblüfft. »Du meinst Trent Kalamack, den Abgeordneten? Der hat was mit Biodrogen zu tun?« Nicks Morgenmantel teilte sich, und ich hoffte, er würde sich noch ein kleines bisschen weiter zu mir drehen.

Selbstherrlich schmiss ich je zwei Scheiben Wurst auf drei von den Brotscheiben. »Jepp. Und während meiner Gefangenschaft habe ich herausgefunden, dass er nicht nur damit dealt.« Ich machte eine dramatische Pause, bevor ich verkündete: »Er stellt sie auch her.«

Ivy fuhr herum und starrte mich an, den Putzlumpen noch

in der Hand. In der plötzlichen Stille waren die Nachbarskinder zu hören, die gerade Fangen spielten. Ivys Reaktion war Balsam für meinen lädierten Stolz. Seelenruhig zupfte ich an dem Salatkopf herum, bis die ersten grünen Blätter zum Vorschein kamen.

Nick war leichenblass geworden, und ich konnte es ihm nicht verübeln. Aus den bekannten Gründen hatten die Menschen panische Angst vor jeder Form der genetischen Manipulation. Und wenn Trent Kalamack da die Finger im Spiel hatte, war das mehr als besorgniserregend - besonders, da nicht klar war, auf welcher Seite der Menschen/Inderlander-Front er sich befand.

»Nicht Mr. Kalamack«, sagte er verstört. »Ich habe ihn gewählt, beide Male. Bist du dir auch wirklich sicher?«

Auch in Ivys Augen sah ich Besorgnis. »Er ist ein Biotechniker?«

»Er finanziert welche«, erklärte ich. *Und tötet sie. Und lässt sie dann in seinem Boden verrotten.* »Er will heute Nacht eine Ladung in den Südwesten verschieben. Wenn wir das verhindern und ihn festnageln können, könnte ich mich damit endlich von meinem Vertrag befreien. Jenks, du hast doch noch die Seite aus seinem Terminkalender?«

Der Pixie nickte. »Ich hab sie in meinem Baumstumpf versteckt.«

Zunächst wollte ich protestieren, entschied aber dann, dass es gar kein schlechtes Versteck war. Also strich ich wortlos die Mayonnaise auf das Brot und machte die Sandwiches fertig.

Nick hob den Kopf. Sein schmales Gesicht war bleich und angespannt. »Genmanipulation. Trent Kalamack hat ein Biolabor? Der Abgeordnete?«

»Das Beste kommt erst noch«, sagte ich. »Francis ist Trents Kontaktmann bei der LS.«

Jenks stieß einen Schrei aus und flog das Pendant zu einem Freudensprung. »Francis? Bist du sicher, dass du nicht einen Schlag auf den Kopf bekommen hast, Rachel?«

»So sicher, wie ich in den letzten drei Tagen Karotten gefressen habe. Ich habe ihn gesehen. Erinnert ihr euch an die Brimstoneladungen, die Francis hochgenommen hat? Die Beförderung? *Das Auto?«*

Ich ließ die Fragen unbeantwortet, um Jenks und Ivy die Möglichkeit zu geben, ihre eigenen Schlüsse zu ziehen.

»Dieser Hundsfott!«, rief Jenks. »Die Brimstonelieferungen sind Ablenkungsmanöver!«

»Jepp.« Ich schnitt die Sandwiches durch. Zufrieden legte ich sie auf die bereitstehenden Teller: eins für mich und zwei für Nick; er war viel zu dünn. »Trent hält die I. S. und das FIB mit Brimstone auf Trab, während das wirklich lukrative Zeug auf der anderen Seite der Stadt verschoben wird.«

Ivy war in Gedanken versunken und wusch sich jetzt bereits zum zweiten Mal das Scheuerpulver von den Händen. »Francis ist für so etwas nicht gerissen genug«, sagte sie, als sie wieder einmal ihre Finger abtrocknete und das Geschirrtuch zur Seite legte.

Ich wurde ernst. »Nein, das ist er nicht. Er wird nur benutzt.«

Jenks landete neben mir. »Denon wird sich die Haare ausreißen, wenn er das hört«, sagte er.

»Wartet mal«, meinte Ivy plötzlich. Ihre braune Iris wurde kleiner, diesmal jedoch wegen der Aufregung, nicht wegen ihres Hungers. »Wer sagt, dass Denon nicht auch von Trent geschmiert wird? Ihr braucht Beweise, bevor ihr zur LS. geht. Sonst töten sie euch eher, als dass sie euch helfen, ihn zu schnappen. Und für diese Aktion braucht man mehr als uns beide und einen Nachmittag zum Planen.«

»Das ist meine einzige Chance, Ivy«, gab ich zu bedenken. »Risiko hin oder her.«

»Ahm.« Nicks Hand zitterte, als er nach einem Sandwich griff. »Wieso geht ihr nicht zum FIB?«

Ivy und ich hüllten uns in beredtes Schweigen. Nick nahm einen Bissen und schluckte. »Das FIB würde um Mitternacht in einen Slum der Hollows eindringen, wenn es um Biodrogen geht - besonders wenn Mr. Kalamack involviert wäre. Wenn ihr auch nur den geringsten Beweis habt, werden sie dem nachgehen.«

Ich warf Ivy einen zweifelnden Blick zu. Sie sah so widerwillig aus, wie ich mich fühlte. Das FIB*?*

Doch dann entspannte ich mich und musste sogar grinsen. Nick hatte recht. Allein schon die Rivalität zwischen dem FIB und der I. S. würde ausreichen, um sie dafür zu interessieren. »Trent wird hingerichtet, ich komme aus meinem Vertrag raus, und die I. S. wird wie der letzte Idiot dastehen. Gefällt mir.« Ich biss in mein Sandwich und wischte mir gerade etwas Mayonnaise aus dem Mundwinkel, als ich

einen Blick von Nick auffing.

»Rachel«, sagte Ivy vorsichtig. »Kann ich dich einen Moment sprechen?«

Ich sah noch immer in Nicks große Augen und fühlte, wie meine Wut zurückkehrte. Was wollte sie jetzt schon wieder? Aber sie war schon verschwunden.

»Entschuldige mich«, sagte ich wieder, stand schwerfällig auf und zog den Gürtel meines Bademantels zu. »Prinzessin von und zu Paranoia möchte mich sprechen.« Ivy sah stabil genug aus, es würde schon nichts passieren.

Nick strich sich ungerührt einen Krümel aus dem Gesicht. »Hast du was dagegen, wenn ich Kaffee koche? Ich sehne mich seit drei Monaten nach einer Tasse von dem Zeug.«

»Klar, bedien dich.« Ich war froh, dass er mit Ivys Misstrauen kein Problem hatte. Ganz im Gegensatz zu mir. Da kam er mit einem großartigen Plan um die Ecke, und Ivy lehnte ihn ab, bloß weil er nicht von ihr war. »Der Kaffee ist im Kühlschrank«, fügte ich noch hinzu, bevor ich Ivy auf den Flur folgte.

»Was ist dein Problem?«, fragte ich, noch bevor ich sie erreicht hatte. »Okay, er hat mal was geklaut, aber ansonsten Ist er in Ordnung. Und er hat recht: Das FIB davon zu überzeugen, Trent hoppszunehmen ist doch wohl wesentlich sicherer, als die I. S. dazu zu bringen, mir zu helfen.«

In dem schwachen Licht konnte ich die Farbe ihrer Augen nicht erkennen. Draußen dämmerte es bereits, und der Flur war ein dunkles Loch, mit Ivy als Zugabe. »Rachel, das ist keine Razzia im örtlichen Vampirtreff«, sagte sie, »sondern

ein Versuch, einen der mächtigsten Einwohner dieser Stadt zu erledigen. Ein falsches Wort von Nick, und du bist tot.«

Bei dieser Verdeutlichung der Bedrohung zog sich mein Magen zusammen. Ich atmete tief durch. »Sprich weiter.«

»Ich weiß, dass Nick nur helfen will. Er wäre kein Mensch, wenn er sich nicht irgendwie dafür revanchieren wollte, dass du ihm zur Flucht verholfen hast. Aber er bringt sich dadurch in Gefahr.«

Ich wusste, dass sie recht hatte. Wir waren Profis, aber er nicht. Irgendwie musste ich ihn da raushalten. »Was schlägst du vor?«, fragte ich. Ihre Anspannung ließ deutlich nach. »Wieso bringst du ihn nicht nach oben und schaust, ob ihm ein paar von den Klamotten aus dem Glockenturm passen? Ich buche uns derweil einen Platz in dieser Maschine. Welcher Flug, sagtest du, war das noch gleich?«

Ich schob mir eine verirrte Locke hinters Ohr. »Warum? Wir müssen doch nur die Abflugzeit herausfinden.«

»Möglicherweise brauchen wir mehr Zeit, es ist alles ganz schön knapp. Die meisten Fluggesellschaften zögern den Start raus, wenn man behauptet, man unterliege Tageslichtbeschränkungen. Sie schieben das meist auf das Wetter oder irgendein kleines technisches Problem. Sie heben dann nicht ab, solange in 38000 Fuß Höhe die Sonne scheint.«

Tageslichtbeschränkungen? Das erklärt eine Menge. »Der letzte Flug nach L. A. vor Mitternacht«, sagte ich.

Ivys Gesicht wirkte konzentriert. Offenbar hatte sie den Zustand erreicht, den ich insgeheim ihren >Planungsmodus<

nannte. »Jenks und ich werden zum FIB gehen und ihnen den Fall erklären«, erläuterte sie sachlich. »Für den tatsächlichen Zugriff kannst du dann später zu uns stoßen.«

»Momentchen mal. Ich werde zum FIB gehen, es ist mein Fall.« Ihr finsterer Blick war sogar im Halbdunkel des Flurs zu erkennen, und ich wich unbehaglich einen Schritt zurück. »Es ist immer noch das FIB«, sagte sie nüchtern. »Es ist sicherer, ja. Aber sie könnten dich festnehmen, nur um sich in dem Ruhm zu sonnen, dass sie einen Runner festgenagelt haben, an dem sich die I. S. die Zähne ausgebissen hat. Einige dieser Typen würden viel dafür geben, eine Hexe zu töten, und das weißt du.«

Ich fühlte mich krank. »Okay«, willigte ich zögernd ein. »Du hast recht. Ich halte mich bedeckt, bis ihr dem FIB erklärt habt, was los ist.«

Ivys Miene wechselte von Entschlossenheit zu Schock. »Du stimmst mir tatsächlich zu?«

Der Kaffeeduft lockte mich zurück in die Küche. Ivy folgte mir lautlos. Als ich den hellen Raum betrat, verschränkte ich unwillkürlich schützend die Arme vor der Brust. Die Erinnerung an den nächtlichen Angriff der Fairy-Attentäter erstickte jede Aufregung, die die Aussicht auf Trents Verhaftung in mir ausgelöst hatte.

Ich würde zusätzliche Zauber brauchen. Starke Zauber. Andere Zauber. Ganz andere Zauber. Vielleicht... vielleicht sogar schwarze. Bei dem Gedanken daran wurde mir übel.

Nick und Jenks hatten die Köpfe zusammengesteckt, und Jenks versuchte, ihn dazu zu bringen, das Honigglas zu

öffnen. Aus Nicks freundlicher, aber entschlossener Weigerung schloss ich, dass er sich nicht nur mit Vamps, sondern auch mit Pixies auskannte. Ich stellte mich neben die Kaffeemaschine und wartete, bis das Wasser durchgelaufen war. Ivy öffnete den Küchenschrank und gab mir drei Tassen. In ihrem Gesicht stand die Frage geschrieben, warum ich plötzlich so angespannt war. Sie war ein Vampir, dadurch hatte sie mehr Ahnung von Körpersprache als Dr. Ruth.

»Die LS. ist immer noch hinter mir her«, sagte ich leise. »Und wann immer das FIB einen bedeutenden Schachzug macht, zieht die I. S. auf der Stelle nach. Das heißt, wenn ich mich in der Öffentlichkeit bewege, brauche ich etwas, das mich vor ihnen schützt. Etwas Starkes. Ich kann mir etwas zusammenbrauen, während ihr beim FIB seid, und stoße dann am Flughafen zu euch«, sagte ich langsam.

Ivy stand an der Spüle und beobachtete mich argwöhnisch. »Das klingt nach einer guten Idee«, entgegnete sie. »Ein paar Vorbereitungen, das ist gut.«

Meine Nervosität stieg. Schwarze Erdmagie verlangte immer eine Tötung, deren Opfer Bestandteil der Mixtur war. Das galt besonders für die starken Zauber. Ich musste wohl herausfinden, ob ich dazu in der Lage war. Ich schlug die Augen nieder und stellte die Becher in eine ordentliche Reihe. »Jenks, wie sieht es an der Attentäterfront aus?«

Er flog herüber und landete so dicht neben meiner Hand, dass die Luftbewegung seiner Flügel meine Haare durcheinanderbrachte. »Kaum der Rede wert. Die letzte

Sichtung deiner Person ist immerhin schon vier Tage her. Jetzt sind es nur noch die Fairies. Gib meinen Kindern fünf Minuten, und wir lenken sie lange genug ab, dass du hier rausschleichen kannst.«

»Gut. Sobald ich angezogen bin, mache ich mich auf den Weg, um ein paar neue Zauber zu suchen.«

»Wozu?«, fragte Ivy besorgt. »Du hast doch einen Haufen Zauberbücher hier.«

Ich spürte den feuchten Schweiß auf meinem Hals. Die Vorstellung, dass Ivy ihn ebenfalls wahrnehmen konnte, wirkte nicht gerade beruhigend auf mich. »Ich brauche etwas Stärkeres.« Ivys Gesicht blieb regungslos. Meine Schultermuskeln verkrampften in Reaktion auf meine Befürchtungen. Ich holte tief Luft und senkte den Blick. »Ich will etwas Offensives«, sagte ich leise. Dabei stützte ich eine Hand in den Ellbogen und rieb mir nervös das Schlüsselbein.

»Wow, Rachel«, sagte Jenks. Seine Flügel rauschten, als er direkt vor mein Gesicht schwebte. Die Besorgnis in seinem kleinen Gesicht trug nicht gerade zu meinem Wohlbefinden bei. »Das ist irgendwie verdammt nah an schwarzer Magie, oder?«

Mein Herz klopfte wild, obwohl ich doch noch gar nichts ^etan hatte. »Nah dran? Zur Hölle, es ist schwarze Magie«, sagte ich. Ich warf einen Blick zu Ivy rüber, die aber noch immer keine Reaktion zeigte. Nick wirkte auch nicht sonderlich erschrocken, als er aufstand und auf mich zukam, um sich Kaffee zu holen. Mein Verdacht, dass er schwarze Magie praktizieren könnte, kam mir wieder in den Sinn.

Menschen konnten Kraftlinien anzapfen, obwohl Zauberer und Zauberinnen in Inderlanderkreisen eher als eine Art Witz angesehen wurden.

»Der Mond nimmt zu, was für mich von Vorteil ist. Und ich will ja keine Zauber wirken, die sich gegen bestimmte Personen richten…« Ich verstummte und eine drückende Stille breitete sich aus. Ivys verhältnismäßig milde Antwort irritierte mich. »Bist du dir sicher, Rachel?« In ihrer Stimme lag nur eine ganz leise Warnung.

»Mir wird nichts passieren«, sagte ich ohne sie anzusehen. »Ich tue es ja nicht aus Böswilligkeit, sondern um mein Leben zu retten. Das ist ein entscheidender Unterschied.« *Hoffe ich. Gott, rette meine Seele, wenn ich falsch liege.*

Jenks verzog sich wieder auf die Suppenkelle. »Das spielt sowieso keine Rolle. Die schwarzmagischen Bücher wurden alle verbrannt.«

Nick zog die Kaffeekanne aus der Maschine und ersetzte sie durch seine Tasse. »Die Universitätsbibliothek hat einige«, sagte er, als einige Tropfen zischend auf die Warmhalteplatte fielen.

Als wir uns daraufhin geschlossen zu ihm umdrehten, zuckte er mit den Schultern. »Sie halten sie im Archiv für antike Bücher unter Verschluss.«

Mein ungutes Gefühl verstärkte sich. *Ich sollte das nicht tun,* dachte ich. »Und du hast den Schlüssel dazu, was?«, fragte ich sarkastisch und war sprachlos, als er nickte.

Ivy schnaubte ungläubig. »Du hast also einen Schlüssel«, spottete sie. »Vor einer Stunde warst du noch eine Ratte und

jetzt hast du einen Schlüssel zur Universitätsbibliothek.«

Obwohl er nach wie vor entspannt in meiner Küche stand, eingewickelt in Ivys Morgenmantel, wirkte Nick plötzlich bedrohlich. »Ich habe dort ein studienbegleitendes Praktikum gemacht.«

»Du warst auf der Universität?«, fragte ich und schenkte mir eine Tasse Kaffee ein.

Er trank einen Schluck und schloss genießerisch die Augen. »Mit einem vollen Stipendium«, sagte er dann. »Ich habe meinen Abschluss in Datenakquisition, -Organisation und Vertriebslehre gemacht.«

»Du bist ein Bibliothekar«, stellte ich erleichtert fest. Deshalb wusste er also über die schwarzmagische Literatur Bescheid.

»Ich war, ja. Ich kann dich rein- und rausbringen, das ist kein Problem. Die Bibliothekarin, die für die Praktikanten zuständig war, hat die Schlüssel zu den jeweiligen Räumen immer in der Nähe der entsprechenden Türen versteckt, damit wir sie nicht belästigen mussten.« Er nahm einen weiteren Schluck und seine Augen wurden glasig, als sich das Koffein in seinem Körper ausbreitete.

Ivy war offenbar immer noch beunruhigt, denn sie fragte wieder einmal: »Rachel, kann ich mit dir reden?«

»Nein«, sagte ich leise. Ich wollte nicht wieder raus in den Flur. Da war es dunkel, und ich war auch so schon nervös genug. Die Tatsache, dass mein Herzschlag wegen der Aussicht auf schwarze Magie erhöht war und nicht ihretwegen, würde für ihre Instinkte wohl kaum eine Rolle

spielen. Und mit Nick in die Bücherei zu gehen war weniger gefährlich, als einen schwarzen Zauber zu erschaffen - was ihr ja scheinbar überhaupt nichts ausmachte. »Was willst du?«

Sie sah zunächst auf Nick, dann auf mich. »Ich wollte dir lediglich vorschlagen, mit Nick in den Glockenturm zu gehen. Dort liegen doch ein paar Klamotten, die ihm passen konnten.«

Ich rutschte von der Arbeitsplatte, behielt meinen noch unberührten Kaffeebecher aber in der Hand. *Lügnerin,* dachte ich. »Gib mir eine Minute, um mich anzuziehen, Nick, dann bringe ich dich nach oben. Du hast kein Problem damit, Secondhand-Klamotten von einem Priester anzuziehen, oder?«

Nicks Blick war zunächst überrascht, dann fragend. »Nein, das wäre großartig.«

»Gut«, sagte ich. Mein Schädel dröhnte. »Wenn du erst mal angezogen bist, gehen wir in die Bibliothek, und du kannst mir all ihre schwarzmagischen Bücher zeigen.«

Mit einem letzten Blick auf Ivy und Jenks verließ ich den Kaum. Jenks war sehr blass. Ihm gefiel mein Vorhaben offenbar ganz und gar nicht. Ivy sah nach wie vor besorgt aus. Aber was mich am meisten beunruhigte, war Nicks lockerer Umgang mit allem Inderlandischen und nun auch noch mit schwarzer Magie. Er konnte doch nicht wirklich lln Zauberer sein. Oder?

24

Während ich auf dem Bürgersteig darauf wartete, dass Nick aus dem Taxi stieg, versuchte ich abzuschätzen, wie viel noch in meinem Portemonnaie war. Mein letzter Gehaltsscheck war fast aufgebraucht. Wenn ich nicht vorsichtiger war, musste ich Ivy bald zur Bank schicken. Das Geld rann mir noch schneller durch die Finger als sonst, ohne dass ich gewusst hätte, warum das so war. *Es müssen die Taxis sein,* dachte ich und schwor mir, öfter den Bus zu nehmen.

Nick hatte im Glockenturm eine verwaschene Jeans gelunden, die ihm allerdings viel zu weit war, sodass ich ihm einen von meinen etwas konservativeren Gürteln hatte leihen müssen. Unser verschwundener Priester war wohl ein kräftiger Mann gewesen. Das graue Sweatshirt mit dem Logo der Universität von Cincinnati passte ebenso wenig, und auch die Arbeitsstiefel waren viel zu groß. Nick hatte sie trotzdem angezogen und stampfte nun darin herum wie ein Frankenstein für Arme. Aber irgendwie, vielleicht wegen seiner Größe und Schlaksigkeit, machte ihn der Gammellook noch attraktiver. Und er passte gut zu meinem eigenen schlampigen Stil.

Die Sonne war noch nicht untergegangen, aber da es neblig war, waren die Straßenlaternen schon in Betrieb. Da Nick noch ein paar Worte mit dem Fahrer wechselte, schlug ich den Kragen meines Wintermantels hoch und

beobachtete die von den Scheinwerfern zusätzlich erleuchtete Straße. Es war eine dieser ziemlich kalten Frühlingsnächte, aber ich hätte den langen Mantel sowieso getragen, um mein braunes Ginghamkleid zu verbergen. Es war Teil meiner Verkleidung als alte Frau, und ich hatte es ansonsten nur ein einziges Mal getragen - auf einem Mutter-Tochter-Bankett, in das ich mich hatte verwickeln lassen.

Endlich stieg Nick aus dem Auto, schlug die Tür zu und klopfte noch einmal aufs Wagendach. Der Fahrer winkte ihm kurz zu und fädelte sich in den starken Verkehr ein. In den Stunden der Dämmerung waren die Straßen immer überfüllt, da zu dieser Zeit sowohl Menschen als auch Inderlander unterwegs waren.

»Hey«, sagte Nick, als er mich in dem diffusen Licht musterte. »Was ist mit deinen Sommersprossen passiert?«

»Ähh...« Unwillkürlich spielte ich mit dem Ring an meinem kleinen Finger. »Ich habe gar keine Sommersprossen.«

Nick wollte offenbar etwas erwidern, zögerte dann aber. »Wo ist Jenks?«, fragte er schließlich.

Hastig deutete ich mit dem Kopf auf die andere Straßenseite, wo ein paar Stufen zum Eingang der Bibliothek hinaufführten. »Er ist schon mal vorgeflogen, um die Lage zu checken.« Ich beobachtete die wenigen Leute, die dort ein- und ausgingen. Solche Freitagabend-Lerner legten es doch nur darauf an, auch allen anderen den Spaß zu verderben. Nick nahm mich am Ellbogen, den ich ihm aber sofort wieder entzog. »Danke, aber ich kann schon alleine über die Straße gehen.«

»Du siehst aus wie eine alte Dame«, murmelte er. »Also hör auf, mit den Armen zu schlenkern, und geh langsamer.«

Seufzend mäßigte ich mein Tempo, während Nick über die Straße lief, wobei er die hupenden Autofahrer einfach ignorierte. Das hier war das Studentenviertel; wenn wir über den Zebrastreifen gegangen wären, hätte das bloß Aufmerksamkeit erregt. Trotzdem war ich versucht, einigen Typen den Mittelfinger zu zeigen, vergegenwärtigte mir aber gerade noch rechtzeitig, dass so etwas wohl kaum zu einer alten Dame passen würde. Oder vielleicht gerade doch.

»Bist du sicher, dass dich keiner wiedererkennen wird?«, fragte ich, als wir die Marmorstufen zu den Glastüren hochgingen. Scheiße, kein Wunder, dass alte Leute starben. Sie brauchten für alles doppelt so lange.

»Ganz sicher.« Er hielt mir die Tür auf, und ich schlurfte hinein. »Ich war seit fünf Jahren nicht mehr hier, außerdem trifft man hier freitagsabends sowieso nur auf Erstsemester. Und jetzt mach den Rücken krumm und versuch, niemanden anzugreifen.« Ich schenkte ihm ein fieses Lächeln, das er nur mit einem »schon besser« kommentierte.

Wenn er bis vor fünf Jahren hier gearbeitet hatte, konnte Nick nicht viel älter sein als ich. Ich hatte also richtig gelegen mit meiner Schätzung, auch wenn diese bei den ganzen Narben von den Rattenkämpfen nicht ganz einfach gewesen war.

Ich blieb im Eingangsbereich stehen, um mich erst mal zu orientieren. Ich mochte Bibliotheken. Sie rochen gut und waren immer so herrlich ruhig. Das fluoreszierende Licht hier

vorne war jedoch ein bisschen zu dunkel, wahrscheinlich, da es normalerweise durch das Tageslicht von den großen Fenstern verstärkt wurde, die sich über die ganze Höhe des Gebäudes erstreckten.

Plötzlich entdeckte ich einen verschwommenen Lichtpunkt, der von der Decke aus direkt auf mich zukam. Mit einem Keuchen duckte ich mich, während Nick nach meinem Arm griff. Ich kam auf den Marmorplatten ins Rutschen und verlor das Gleichgewicht. Mit einem Schrei ging ich zu Boden. Noch bevor ich meine Arme und Beine wieder zusammensuchen konnte, erkannte ich Jenks, der hysterisch lachend vor meinem Gesicht schwebte. »Verdammt noch mal!«, schrie ich. »Kannst du nicht aufpassen?«

Sofort war es totenstill um mich herum, und ich spürte, wie sich die Blicke der Umstehenden auf mich richteten.

Jenks versteckte sich in meinen Haaren, ohne sich das fröhliche Lachen zu verkneifen. Nick beugte sich zu mir herunter und nahm meinen Ellbogen.

»Entschuldige, Großmama«, sagte er betont laut und warf einen belämmerten Blick in die Runde. »Großmama hört nicht mehr so gut«, flüsterte er verschwörerisch, »die alte Fledermaus.« Mit einem ernsten Gesichtsausdruck, aber spöttisch funkelnden Augen, wandte er sich wieder mir zu. »Wir sind jetzt in der Bibliothek«, schrie er. »Da musst du still sein.«

Inzwischen hatte mein Gesicht die Farbe eines Stoppschildes angenommen, aber ich beherrschte mich und

murmelte nur vor mich hin, während er mir aufhalf. Die Umstehenden tuschelten noch ein wenig, dann kehrten sie an ihre Plätze zurück.

Ein nervöser, pickeliger Jugendlicher kam angerannt, zweifellos besorgt wegen einer möglichen Klage. Er machte übertrieben viel Aufhebens um die Sache und führte uns zu einem der Büros im hinteren Teil des Gebäudes, wobei er unaufhörlich über rutschige Böden, zu viel Bohnerwachs und den unzuverlässigen Hausmeister schwadronierte.

Ich hing an Nicks Arm, klagte über vermeintliche Hüftschmerzen und spielte die alte Dame voll aus. Der aufgeregte Junge brachte uns in einen gesicherten Teil der Bibliothek, wo er mir in einen Sessel half und einen Drehstuhl unter die Füße schob. Er stockte kurz, als er das Silbermesser an meinem Knöchel entdeckte. Schnell hauchte ich eine Forderung nach Wasser, und er verschwand, um mir welches zu besorgen. Vor lauter Aufregung brauchte er drei Anläufe, um durch die elektronisch gesicherte Tür zu kommen. Nachdem sie hinter ihm zugefallen war, breitete sich Stille aus. Grinsend sah ich zu Nick hoch. Es war vielleicht nicht so, wie wir es geplant hatten, aber wir waren drin.

Jenks kam aus seinem Versteck. »Das lief so geschmiert wie ein vollgerotzter Türknauf«, meinte er und inspizierte die Überwachungskameras.

»Ha«, rief er, »nur Attrappen.«

Nick nahm meine Hand und zog mich auf die Füße. »Ich wollte dich eigentlich durch den Pausenraum der

Angestellten reinbringen, aber so geht es auch.« Ich schaute ihn fragend an, und er deutete in Richtung einer grauen Feuertür. »Zum Keller geht's da entlang.«

Ein Lächeln huschte über mein Gesicht, als ich das Schloss sah. »Jenks?«

»Bin schon dabei.« Eifrig begann er, daran herumzudoktern. Nach exakt drei Sekunden sprang die Verriegelung auf.

»Also los...«, murmelte Nick, als er den Knauf drehte. Die Tür gewährte Zugang zu einem dunklen Treppenhaus. Nick schaltete das Licht an und lauschte aufmerksam. Kein Alarm.«

Ich zog ein Erkennungsamulett aus der Tasche und beschwor es. Es lag warm und grün in meiner Hand. »Auch keine lautlosen Alarmanlagen«, flüsterte ich und hängte es mir um den Hals.

»Das Ganze hier ist doch Kinderkram«, beschwerte sich Jenks.

Wir begannen den Abstieg. In dem engen Treppenhaus war die Luft kalt und frei von dem beruhigenden Büchergeruch, der oben herrschte. Im Abstand von jeweils sechs Metern tauchten nackte Glühbirnen auf, deren kränklich gelbes Licht den Dreck zwischen den Stufen sichtbar machte. An den Wänden zogen sich ungefähr auf der Höhe meiner Hand breite Schmutzstreifen entlang, die mich angewidert das Gesicht verziehen ließen. Das Treppengeländer sah nicht viel besser aus.

Wir erreichten einen dunklen Korridor, in dem unsere

Schritte laut hallten. Nick warf mir einen fragenden Blick zu, und ich kontrollierte das Amulett. »Alles in Ordnung«, versicherte ich flüsternd, woraufhin er das Licht anmachte. Wir befanden uns in einem breiten, aber niedrigen Gang mit unverputzten Wänden. Vom Boden bis zur Decke verliefen Drahtgitter, hinter denen Bücherregale zu erkennen waren. Jenks schwebte vor uns her, während ich Nick zu einer verschlossenen Gittertür folgte. Hier also war das Archiv für antike Bücher. Während Jenks durch die diamantförmigen Öffnungen rein- und rausflog, griff ich mit meinen Fingern durch das Gitter und nahm die Ausstrahlung der uralten Wälzer in mich auf. Natürlich war es nur meine Einbildung, aber ich hatte das Gefühl, als könnte ich die Magie riechen; als strömte sie von den Regalen herüber und waberte unsichtbar um meine Beine. Die Aura uralter Macht, die von diesem Raum ausging, verhielt sich zu der Stimmung in den Bibliotheksräumen wie eine belgische Praline zu einem Negerkuss. Berauschend, reichhaltig und ach so ungesund.

»So, wo ist nun der Schlüssel?« Ich wusste, dass die massiven Riegel des alten, mechanischen Schlosses zu schwer waren für Jenks. Manchmal sind es eben doch die alten Sicherheitsmaßnahmen, die am besten funktionieren.

Nick tastete unter einem nicht verschlossenen Regalbrett herum, wobei er sich offenbar an ein vergangenes Ärgernis erinnerte. Plötzlich hielt er inne. »Wer ist jetzt nicht alt genug für den Sicherheitsbereich?«, murmelte er, als er einen Schlüssel hervorzog, an dem ein Stück Klebeband befestigt war. Mit zusammengekniffenen Augen betrachtete er den

schweren, wie einen Dietrich geformten Schlüssel, bevor er damit das Gitter öffnete.

Als die Tür ein durchdringendes Quietschen von sich gab, setzte mein Herz kurz aus, beruhigte sich aber schnell wieder. Nick steckte mit einer nachdrücklichen Bewegung den Schlüssel in seine Tasche. »Nach dir«, sagte er, als er die Leuchtröhren im hinteren Teil des Raumes einschaltete.

Ich zögerte. »Gibt es noch einen anderen Weg nach draußen?«, erkundigte ich mich, und als er den Kopf schüttelte, drehte ich mich zu Jenks um. »Du bleibst hier und haltst mir...« Ich biss mir auf die Lippe. »Würdest du mir bitte den Rücken frei halten, Jenks?«, fragte ich unsicher, und mein Magen rebellierte. Der Pixie musste das leichte Zittern in meiner Stimme gehört haben, denn er vergaß seine Aufgedrehtheit und landete in meiner geöffneten Hand. Er nickte ernst. Das Licht brach sich in den Glitzersteinen auf seinem schwarzen Seidenhemd und verstärkte so das Leuchten seiner Flügel.

»Natürlich, Rachel«, sagte er feierlich. »Hier wird nichts durchkommen, ohne dass du es erfährst. Versprochen.«

Ich versuchte tief Luft zu holen, um mich zu beruhigen. Nicks Augen spiegelten Verwirrung wider. Jeder in der LS. wusste, wie mein Vater ums Leben gekommen war. Und ich rechnete es Jenks hoch an, dass er mein Verhalten nicht kommentierte, sondern mir einfach nur zu verstehen gab, dass er für mich da war.

»Okay«, sagte ich, als ich das Erkennungsamulett abnahm und es an eine Stelle hängte, wo Jenks es im Auge behalten

konnte. Dann ging ich an Nick vorbei in den Raum und versuchte den Schauer zu ignorieren, der über meine Haut kroch. Egal, ob sie sich mit schwarzer oder weißer Magie beschäftigten - es waren nur Bücher. Die Macht lag in ihrer Nutzung.

Die Tür fiel quietschend zu. Nick schob sich an mir vorbei und gab mir ein Zeichen, ihm zu folgen. Ich nahm das Tarnamulett ab und steckte es in meine Tasche, dann löste ich meinen Haarknoten und schüttelte meinen Kopf, um die Haare aufzulockern. Sofort fühlte ich mich um ein halbes Jahrhundert verjüngt. Ein wenig beruhigt folgte ich Nick und versuchte im Vorbeigehen, einige der Buchtitel zu entziffern. Schließlich erreichten wir einen großen Raum, der aufgrund der Bücherregale an allen Seiten von außen nicht einsehbar war. Hier befanden sich ein gewöhnlicher Bürotisch und drei nicht zueinander passende Drehstühle, die ganz offensichtlich sogar für die Praktikantentische zu schäbig waren.

Nick ging zielstrebig auf eine Vitrine zu, die sich am anderen Ende des Raums befand. »Hier, Rachel«, sagte er und öffnete einladend die Glastüren. »Sieh nach, ob es das ist, was du suchst.« Er drehte sich um und strich sich das schwarze Haar aus den Augen. Er wirkte auf einmal unheimlich konzentriert. Irgendwie lauernd.

»Danke, das ist großartig. Ich bin dir wirklich dankbar«, sagte ich vorsichtig, warf aber dann entschlossen meine Tasche auf den Tisch und stellte mich neben ihn. Meine Befürchtungen von vorhin meldeten sich wieder zu Wort,

aber ich ignorierte sie. Wenn die Sprüche zu widerlich waren, musste ich sie ja nicht benutzen.

Vorsichtig zog ich das Buch raus, welches am ältesten aussah. Der Einband am Buchrücken hatte sich gelöst, und ich brauchte beide Hände, um den unhandlichen Wälzer aus dem Regal zu wuchten. Ich legte ihn auf den Tisch und zog mir einen Stuhl heran. Hier unten war es kalt wie in einer Höhle und ich war froh, dass ich meinen Mantel anhatte.

Ein leichter Geruch nach Kartoffelchips hing in der trockenen Luft. Ich verdrängte meine Nervosität und öffnete das Buch. Die Titelseite fehlte. Einen Zauber aus einem Buch ohne Titel zu benutzen, hatte etwas Beunruhigendes an sich. Glücklicherweise war der Index noch vollständig, und er hielt ein paar Überraschungen parat. *Ein Zauber, um mit Geistern zu sprechen? Cool...*

»Du bist anders als die meisten Menschen, mit denen ich es bisher zu tun hatte«, sagte ich, während ich fortfuhr, das Ihaltsverzeichnis durchzugehen.

»Meine Mutter war alleinerziehend«, antwortete er. »Sie konnte es sich nicht leisten, in eine der besseren Gegenden EU ziehen. Und es war ihr lieber, wenn ich mit Hexen und Vampiren spielte als mit den Kindern von Heroinsüchtigen. Die Hollows waren das kleinere von zwei Übeln.« Nick hatte seine Hände in die Gesäßtaschen gesteckt und wippte auf seinen Füßen auf und ab, während er die Titel einiger Bücher studierte. »Ich bin dort aufgewachsen, bin auf die Emerson gegangen.«

Ich warf ihm einen faszinierten Blick zu. Eine Kindheit in

den Hollows würde erklären, warum er so viel über Inderlander wusste. Das war überlebensnotwendig.

»Du warst auf der Highschool im Inderlanderbezirk?«

Er rüttelte an der Tür eines großen, verschlossenen Schranks, der mitten im Raum stand. Im flimmernden Licht der Neonröhren sah das Holz rot aus. Ich fragte mich, was wohl so gefährlich sein konnte, dass man es in einem verschlossenen Schrank, in einem verschlossenen Kellerarchiv, hinter einer verschlossenen Tür im hintersten Winkel eines Regierungsgebäudes aufbewahren musste.

Nick begutachtete das offenbar durch Hitzeeinwirkung verbogene Schloss und zuckte mit den Schultern. »Es war schon in Ordnung. Der Direktor hat sogar die Schulordnung für mich geändert, nachdem ich eine Gehirnerschütterung abbekommen hatte. Mir wurde das Tragen eines Silberdolchs erlaubt, mit dem ich die Tiermenschen auf Distanz halten konnte, und durch Haarwäschen mit Weihwasser habe ich mir die lebenden Vampire vom Hals gehalten. Sie waren immer noch widerlich zu mir, aber durch den Geruch sind sie mir immerhin nicht zu nahe gekommen.

»Weihwasser also?« Ich entschied mich dafür, bei meinem Lavendelparfüm zu bleiben. Ich wollte keinen Körpergeruch, den nur Vampire riechen konnten.

»Letzten Endes hatte ich dann nur mit den Hexen und Hexern Stress«, fügte er hinzu, als er einsah, dass er das Schloss nicht öffnen konnte. Er setzte sich in einen der Stühle und streckte seine langen Beine aus. Unwillkürlich musste ich grinsen. Ich konnte mir lebhaft vorstellen, wie er mit den

Hexen so seine Schwierigkeiten hatte. »Aber die Streiche hörten auf, als ich mich mit dem größten, gemeinsten und hässlichsten Hexer der Schule anfreundete.« Ein Lächeln huschte über sein Gesicht. Er wirkte müde. »Turk. Ich habe vier Jahre lang seine Hausaufgaben gemacht. Damals hätte er schon längst seinen Abschluss haben müssen, also haben die Lehrer beide Augen zugedrückt, um ihn endlich loszuwerden. Und weil ich im Gegensatz zu den wenigen anderen menschlichen Schülern nicht ständig heulend zum Direktor gelaufen bin, hielten mich die Inderlander für cool genug, um mit ihnen rumzuhängen. Meine Freunde haben mich beschützt, und ich habe einige Dinge gelernt, die ich sonst nicht mitbekommen hätte.«

»Wie zum Beispiel, dass du dich vor Vampiren nicht zu fürchten brauchst.« Irgendwie kam es mir seltsam vor, dass ein Mensch mehr über Vampire wissen sollte als ich.

»Zumindest nicht zur Mittagsstunde. Ich werde mich allerdings um einiges besser fühlen, wenn ich gründlich geduscht habe und Ivys Geruch losgeworden bin. Aber ich konnte ja nicht ahnen, dass es ihr Morgenmantel war.« Er beugte sich zu mir rüber. »Was suchst du eigentlich?«

»Weiß ich nicht so genau.« Es machte mich nervös, dass er mir über die Schulter schaute. Hier musste es doch etwas geben, das ich benutzen konnte, ohne zu weit auf die falsche Seite der >Macht< zu rutschen. Ich musste mir ein Kichern verkneifen. *Du bist nicht mein Vater, Darth, und ich werde mich dir niemals anschließen!*

Nicks Augen tränten von meinem Parfüm, und er zog sich

wieder zurück. Auf dem Weg hierher waren wir mit geöffneten Fenstern gefahren. Nun verstand ich, warum er kein Wort darüber verloren hatte.

»Du lebst noch nicht lange mit Ivy zusammen, oder?« Überrascht schaute ich von dem Inhaltsverzeichnis hoch. Sein schmales Gesicht erschlaffte. »Ich, äh, dachte, dass du und sie vielleicht...«

Ich wurde rot und konnte ihm nicht mehr in die Augen sehen. »Sind wir nicht. Nicht, solange wir es verhindern können. Wir sind Wohnpartner, das ist alles. Ich wohne auf der rechten Seite des Gangs, sie auf der linken.«

Er zögerte. »Darf ich dir dann vielleicht einen Vorschlag machen?«

Verwundert starrte ich ihn an. Er hockte sich auf die Tischkante. »Vielleicht solltest du mal ein Parfüm ausprobieren, das einen Zitrusduft als Basis hat, keinen Blumenduft.«

Meine Augen weiteten sich. Das war sicherlich nicht das, was ich erwartete hatte. Unbewusst hob ich die Hand an die Stelle, wo ich dieses schreckliche Parfüm aufgetragen hatte. »Jenks hat mir bei der Auswahl geholfen«, erklärte Ich ihm. »Er meinte, es überdecke Ivys Geruch ganz gut.«

»Das tut es sicherlich.« Nick lächelte entschuldigend. »Aber du brauchst eine Menge davon, damit es funktioniert. Ein Parfüm auf Zitrusbasis allerdings neutralisiert den Geruch eines Vampirs, statt ihn nur zu überdecken.«

»Oh...«, hauchte ich, und Ivys Vorliebe für Orangensaft fiel mir wieder ein.

»Der Geruchssinn eines Pixies ist gut, aber der eines Vampirs ist sehr speziell. Geh das nächste Mal mit Ivy einkaufen. Sie hilft dir bestimmt dabei, etwas zu finden, das wirkt.«

»Werde ich machen«, antwortete ich und musste daran denken, dass ich allen viel Ärger hätte ersparen können, wenn ich schon zu Beginn jemanden um Hilfe gebeten hätte. Beschämt schloss ich das namenlose Buch und stand auf, um mir ein anderes zu holen.

Als ich den nächsten Band aus dem Regal zog, war ich überrascht, wie schwer er war. Er landete mit einem lauten Knall auf dem Tisch, und Nick zuckte zusammen. Ich entschuldigte mich bei ihm und zog schnell den Buchdeckel zurecht, um zu vertuschen, dass ich die brüchige Bindung zerstört hatte. Dann setzte ich mich und öffnete das Buch.

In diesem Moment fühlte ich, wie sich meine Nackenhaare aufstellten. Das war keine Einbildung. Beunruhigt schaute ich hoch, um zu sehen, ob Nick es auch bemerkt hatte. Er starrte über meine Schulter hinweg in einen der Gänge zwischen den Bücherregalen. Das beklemmende Gefühl wurde also nicht von dem Buch ausgelöst, sondern von irgendetwas, das sich hinter meinem Rücken befand. *Verflucht!*

»Rachel!«, schallte eine leise Stimme vom Eingang herüber. »Dein Amulett ist rot geworden, aber hier ist keiner!«

Ich schloss das Buch und stand auf. Plötzlich schien die Luft zu flimmern, und ich sah entsetzt, wie einige Bücher im Gang vor mir scheinbar von allein tiefer auf ihre Regalbretter rutschten. »Ah, Nick?«, fragte ich vorsichtig.

»Gibt es irgendwelche Berichte darüber, dass es in der Bibliothek Geister gibt?«

»Nicht, dass ich wüsste.«

Verdammt, verdammt! Ich ging zu ihm rüber und stellte mich neben ihn. »Was zur Hölle ist das dann?«

Er warf mir einen wachsamen Blick zu. »Ich weiß es nicht.«

Da tauchte Jenks auf. »Im Flur ist nichts, Rachel. Bist du sicher, dass das Amulett, das du mir gegeben hast, auch funktioniert?« Wortlos zeigte ich auf das unerklärliche Phänomen im Gang.

»Heilige Scheiße!«, rief er aus und schwebte zwischen mich und Nick. Langsam zeichnete sich in der flimmernden Luft ein Umriss ab, der immer mehr an Gestalt gewann. Doch es war fast noch unheimlicher, dass sich mit einem Mal alle Bücher wieder in eine Reihe stellten.

Der Nebel wurde erst gelb, dann gewann er an Substanz. Erschrocken zog ich die Luft durch die Zähne. Es war ein Hund. Also zumindest, wenn Hunde so groß wie Ponys sein, Reißzähne größer als meine Hand und Hörner haben können - dann war es ein Hund. Nick und ich wichen einen Schritt zurück. Er folgte uns.

»Bitte sag mir, dass er zum Sicherheitssystem der Bibliothek gehört«, flüsterte ich.

»Ich weiß nicht, was das ist.«

Nick war kreidebleich, und von seiner gelassenen Selbstsicherheit war nichts übrig geblieben.

Der Hund stand zwischen uns und der Tür. Aus seinem Maul tropfte Speichel, der zischte, sobald er den Boden

berührte. Aus der schleimigen Pfütze stieg gelber Qualm auf, und ich erkannte den Geruch von Schwefel. Was zum Teufel war dieses Ding?

»Hast du für so etwas auch irgendwas in deiner Handtasche?«, flüsterte Nick und erstarrte, als der Hund die Ohren aufstellte.

»Irgendwas, um einen gelben Höllenhund aufzuhalten? Nein.«

»Vielleicht greift er nicht an, wenn wir keine Angst zeigen.«

Da öffnete der Hund sein Maul und fragte: »Wer von euch ist Rachel Mariana Morgan?«

25

Ich keuchte und mein Herz begann zu rasen.

Der Hund gähnte ausgiebig. »Das wirst dann wohl du sein.« Über sein Fell liefen leuchtende Schauer, die die Farbe von Bernstein hatten. Dann sprang er.

»Pass auf!« Nick stieß mich zur Seite, als der sabbernde Hund auf dem Tisch landete. Ich schlug auf dem Boden auf, rollte mich ab und blieb sprungbereit hocken. Nick schrie auf, und mit einem lauten Knall flog der Tisch gegen die Regale. Er fiel um, als der Hund heruntersprang, und zerbrach.

Als ich Nick leblos auf dem Boden liegen sah, rief ich verzweifelt seinen Namen. Das Monster stand über ihm und beschnüffelte ihn. Der Boden war blutverschmiert.

»Lass ihn in Ruhe!«, brüllte ich die Bestie an. Jenks schwebte unter der Decke, hiergegen war er machtlos.

Das Biest drehte sich zu mir um und mir stockte der Atem. Seine Augen waren leuchtend rot, die Augäpfel schimmerten in einem fahlen Orange, und seine Pupillen waren geschlitzt wie die einer Ziege. Ohne die Bestie aus den Augen zu lassen, kroch ich von ihr weg und zog mit zitternden Findern meinen Silberdolch aus dem Knöchelhalfter. Ich hätte schwören können, dass der Hund seine Lefzen zu einem Grinsen verzog, als ich meinen Mantel abschüttelte und die Omaschuhe abstreifte.

Nick gab ein Stöhnen von sich. Er lebte also noch. Erleichtert sah ich, wie Jenks auf seiner Schulter landete und ihn anbrüllte, aufzustehen.

»Rachel Mariana Morgan«, sagte der Hund mit honigsüßer Stimme. Ich zitterte inzwischen vor Kälte. »Einer von euch hat Angst vor Hunden«, fuhr er amüsiert fort, »aber ich glaube nicht, dass du es bist.«

»Komm doch und finde es heraus«, entgegnete ich dreist und fasste den Griff meines Dolches noch etwas fester. Das Zittern kam wohl doch nicht nur von der Kälte. Hunde sollten nicht sprechen. Sie sollten es einfach nicht können.

Das Biest kam einen Schritt näher, und seine Vorderpfoten verlängerten sich, bis es aufrecht stand. Dann streckte sich auch der Rest seines Körpers, bis es menschliche Gestalt angenommen hatte. Zuletzt erschienen sogar Kleidungsstücke: eine kunstvoll zerrissene Jeans, eine schwarze Lederjacke und sogar eine Gürtelkette. Sein Haar

war zu Stacheln hochtoupiert und rot gefärbt, sodass es zu seinem rötlichen Teint passte. Die unheimlichen Augen waren hinter einer schwarzen Plastiksonnenbrille verschwunden. Ich war vollkommen geschockt und konnte mich nicht bewegen, als der neu entstandene Möchtegernrowdy seine ersten Schritte machte.

»Ich wurde geschickt, um dich zu töten«, verkündete er mit Londoner Gossenakzent. Während er auf mich zukam, vervollständigte er seine Verwandlung in ein Straßengang-mitglied. Obwohl es keine sehr moderne Gang sein konnte. »Und mir wurde befohlen, dass du dabei Todesängste ausstehen sollst, Sweety. Man hat mir allerdings nicht gesagt, wovor du dich fürchtest. Es kann also einige Zeit dauern, bis ich es herausgefunden habe.«

Ich sprang zurück, da ich erst jetzt realisierte, dass er mich fast erreicht hatte.

Mit atemberaubender Geschwindigkeit schnellte seine Hand vor und traf mich, bevor ich die Bewegung überhaupt wahrgenommen hatte. Meine Wange brannte wie Feuer und wurde taub. Ein zweiter Schlag, diesmal gegen meine Schulter, schleuderte mich in die Luft, und ich krachte mit dem Rücken in ein Bücherregal.

Ich schlug auf dem Boden auf und wurde unter herabfallenden Büchern begraben. Obwohl ich halb bewusstlos war, schaffte ich es, aufzustehen. Nick hatte sich zwischen zwei Regalreihen geschleppt. Aus einer Wunde am Haaransatz floss ihm Blut in den Nacken, und sein Gesicht zeigte eine Mischung aus Ehrfurcht und Angst. Er berührte

seinen Kopf und sah auf seine blutigen Finger, als hätte das eine besondere Bedeutung. Unsere Blicke trafen sich, doch dann schob sich das Wesen zwischen uns.

Ich keuchte entsetzt, als es sprang, die Hände zu Klauen gekrümmt. Schnell ließ ich mich auf ein Knie fallen und holte mit dem Messer aus. Ich rammte es in seinen Körper, spürte jedoch keinen Widerstand. Verstört versuchte ich, mich aus seiner Reichweite zu bringen, doch es kam schon wieder auf mich zu. Nach meiner Attacke mit dem Messer war sein Gesicht für kurze Zeit zu einer Art Nebel verschwommen, bildete sich aber bereits wieder neu. *Was zum Teufel war das?*

»Rachel Mariana Morgan«, spottete es, »ich bin ganz für dich da.«

Als es versuchte, nach mir zu greifen, wandte ich mich zur Flucht. Eine schwere Hand krallte sich in meine Schulter und riss mich zurück. Es hielt mich fest und mich durchdrang Eiseskälte, als ich sah, wie es seine rothäutige Hand zu einer riesigen Faust ballte. Mit einem breiten Grinsen, bei dem schneeweiße Zähne zum Vorschein kamen, holte es aus. Es zielte auf meine Körpermitte.

Der Schlag war so heftig, dass ich ihn nur mit Mühe abblocken konnte. Seine Faust traf auf meinen Arm, und der Schmerz raubte mir beinahe das Bewusstsein. Schreiend fiel ich auf die Knie. Es ließ sich auf mich fallen. Ich presste den nutzlosen Arm an meinen Körper und rollte zur Seite, doch das Ding landete mit voller Wucht auf mir. Ich hatte das Gefühl, als würde jeder Knochen meines Körpers brechen,

und sein Atem schlug mir wie kochend heißer Dampf ins Gesicht. Seine langen Finger gruben sich in meine Schulter, bis ich schrie. Die freie Hand schob es unter mein Kleid und ließ sie suchend an der Innenseite meines Schenkels emporgleiten. Das brachte mich aus dem Konzept. *Was zum Teufel…?*

Sein Gesicht war nur noch wenige Zentimeter von meinem entfernt, und ich konnte in den Gläsern seiner Sonnenbrille mein entsetztes Spiegelbild erkennen. Ganz langsam streckte es die Zunge aus und fuhr mit ihr an meinem Kinn entlang, bis zu meinem Ohr. Dann schlug es seine Nägel in meinen Slip und zog so fest, dass der Stoff mir ins Fleisch schnitt.

Schlagartig kam ich wieder zu mir, schlug ihm die Sonnenbrille aus dem Gesicht und bohrte meine Fingernägel in die orangefarbenen Augen.

Sein überraschter Aufschrei gab mir Zeit zum Luftholen, und es gelang mir, das Ding von mir runterzuschieben und mich zur Seite zu rollen. Doch schon im nächsten Moment traf ein nach Asche stinkender Stiefel meine Nieren. Ächzend rollte ich mich zusammen und versteckte dabei mein Messer. Diesmal hatte ich es erwischt. Es war zu abgelenkt gewesen, um sich in Nebel aufzulösen. Und wenn es Schmerz empfinden konnte, konnte es auch sterben.

»Keine Angst vor Vergewaltigung, Süße?«, fragte es erfreut. »Du bist ja eine richtig harte kleine Schlampe.«

Wieder griff es nach meiner Schulter, und ich wehrte mich vergeblich gegen die langen, roten Finger, die mich hochzogen. Ich hörte laute Schläge und schaffte es, einen

Blick auf Nick zu werfen. Er hämmerte mit einem Tischbein auf den verschlossenen Holzschrank ein. Sein Blut war inzwischen im ganzen Raum verteilt. Jenks saß auf seiner Schulter, die Flügel rot vor Angst.

Die Luft vor mir begann zu flimmern und ich stolperte zurück, als ich erkannte, dass das Ding sich ein weiteres Mal verwandelte. Die Hand, die mich festhielt, wurde weicher.

Atemlos schaute ich hoch und sah einen großen, kultivierten jungen Mann, der einen altmodischen Gehrock und einen Überzieher trug. Auf seiner schmalen Nase thronte eine getönte Brille. Ich war mir sicher, es getroffen zu haben, aber soweit ich es erkennen konnte, waren seine Aussen unverletzt. War es ein Vamp, ein richtig alter Vampir?

»Vielleicht hast du ja Angst vor Schmerzen?«, mutmaßte der elegante Mann, jetzt mit einem makellosen Intellektuellenakzent.

Ich riss mich los und taumelte gegen ein Regal. Grinsend packte es mich, hob mich hoch und warf mich quer durch den Raum auf Nick, der immer noch auf den Schrank einschlug.

Ich knallte mit solcher Wucht gegen das Holz, dass mir die Luft wegblieb. Mit einem lauten Scheppern fiel mir das Messer aus der Hand, und ich rutschte an dem zerbrochenen Schrank herunter, bis ich hilflos auf den zerbrochenen Regalbrettern lag, die hinter den nun zerschmetterten Türen verborgen gewesen waren. Das Ding zog mich an meinem Kleid hoch.

»Was bist du?«, krächzte ich.

»Was auch immer dir Angst macht.« Es zeigte seine ebenmäßigen Zähne. »Was ängstigt dich, Rachel Mariana Morgan?«, fragte es. »Schmerzen nicht, Vergewaltigung nicht, und Monster anscheinend auch nicht.«

»Nichts«, keuchte ich und spuckte ihm ins Gesicht.

Mein Speichel zischte, als er seine Haut berührte. Ich musste an Ivys Speichel an meinem Hals denken und bekam eine Gänsehaut.

Die Augen meines Peinigers weiteten sich vor Vergnügen. »Du fürchtest dich vor den seelenlosen Schatten«, wisperte es voller Wonne. »Du fürchtest dich vor dem Tod in der leidenschaftlichen Umarmung eines seelenlosen Schattens. Dein Tod wird für uns beide ein Vergnügen sein, Rachel Mariana Morgan. Welch eine skurrile Art, zu sterben, so voller Lust. Für deine Seele wäre es allerdings besser gewesen, wenn du dich vor Hunden gefürchtet hättest.«

Ich holte aus und hinterließ tiefe Kratzspuren in seinem Gesicht. Das Wesen zuckte nicht einmal. Aus den Wunden trat Blut aus, viel zu dickflüssiges und viel zu rotes Blut. Es drehte mir die Arme auf den Rücken und hielt mit einer Hand meine Handgelenke fest. Mir wurde schlecht, als es brutal an meinem Arm zog. Doch dann drückte es mich gegen die Wand, und ich bekam eine Hand frei und konnte nach ihm schlagen. Mühelos fing es meine Hand ab. Unsere Blicke trafen sich, und meine Knie gaben unter mir nach. Der altmodische Gehrock hatte sich in eine Lederjacke verwandelt, dazu trug es schwarze Hosen. Blondes Haar und ein Dreitagebart ersetzten den rötlichen Teint. In jedem Ohr

glitzerten zwei Stecker. Kisten lächelte mich an und schlug verführerisch mit seiner roten Zunge.

»Du stehst auf Vampire, kleine Hexe?«, flüsterte das Ding.

Ich strampelte wie wild und versuchte zu entkommen. »Noch nicht ganz richtig«, murmelte es und ich wehrte mich noch stärker, als sich seine Gestalt erneut veränderte. Das Wesen schrumpfte, bis es nur noch einen Kopf gröIser war als ich. Sein Haar wuchs, färbte sich schwarz und glättete sich. Der blonde Stoppelbart verschwand, und das Gesicht verlor an Farbe, während Kists kantiger Kiefer sich rundete.

»Ivy«, flüsterte ich schockiert.

»Du kannst mir jeden Namen geben«, sagte es, und seine Stimme wurde weich und feminin. »Soll es wirklich dieser sein?«

Ich war wie versteinert. »Du machst mir keine Angst«, flüsterte ich.

Seine Augen wurden schwarz. »Aber Ivy.«

Mühevoll löste ich mich aus meiner Erstarrung und versuchte, mich loszureißen, als es mein Handgelenk zu sich heranzog. Ich begann zu schreien, als es den Mund öffnete und seine Fangzähne entblößte. Ohne weitere Spielchen schlug es sie in mein Handgelenk, und es fühlte sich an, als ob Feuer durch meinen Arm raste und sich im ganzen Körper verteilte. Ich konnte nicht mehr aufhören zu schreien und krümmte mich vor Schmerzen, während es wie ein Hund an meinem Unterarm zu nagen begann.

Als ich fühlte, wie meine Haut zerfetzt wurde, warf ich mich verzweifelt hin und her. Schließlich riss ich mein Knie

hoch und schob das Wesen von mir weg. Es ließ mich tatsächlich los, und ich fiel schluchzend auf den Rücken. Meine Furcht blockierte mich völlig. Es war, als stünde Ivy vor mir, mit meinem Blut auf ihren lächelnden Lippen. Das Ivywesen hob eine Hand, um sich das Haar aus den Augen zustreichen, und hinterließ eine rote Spur auf seiner Stirn.

Ich schaffte es nicht... ich konnte hiermit einfach nicht umgehen. Verzweifelt versuchte ich, zur Tür zu gelangen.

Das Ding streckte mit der Schnelligkeit eines Vampirs den Arm aus und riss mich zurück. Neue Schmerzen rasten durch meinen Körper, als es mich gegen die Betonwand knallte. Es war Ivys blasse Hand, die mich gegen die Mauer drückte. »Lass mich dir zeigen, was Vampire hinter verschlossenen Türen treiben, Rachel Mariana Morgan«, hauchte es.

In diesem Moment erkannte ich, dass ich in diesem Keller sterben würde.

Das Ding, das Ivy war, schob sich näher an mich heran. Ich fühlte meinen Puls unter der Haut. Mein Handgelenk war heiß und kribbelte. Ivys Gesicht war nun ganz nah an meinem. Das Wesen wurde immer besser darin, Bilder aus meinem Bewusstsein zu ziehen. Es trug jetzt ein Kruzifix um den Hals, und ich roch Orangensaft. Sein Blick war von lüsternem Hunger verschleiert. »Nein«, flehte ich, »bitte nicht.«

»Ich kann dich haben, wann immer ich will, kleine Hexe«, flüsterte es mit Ivys Stimme.

In meiner wachsenden Panik versuchte ich weiter, mich zu befreien, doch ohne Erfolg. Das Ivywesen grinste erneut. »Du

bist ja völlig verängstigt.« Die leise Stimme klang beinahe liebevoll. Es neigte seinen Kopf, und das schwarze Haar strich über meine Schulter. »Hab keine Angst, es wird dir gefallen. Sagte ich nicht, dass es so sein würde?«

Etwas berührte meinen Nacken. Ich stöhnte leise, als ich erkannte, dass es ein schneller Zungenschlag gewesen war. »Du wirst es lieben«, sagte es mit Ivys kehligem Flüstern. »Großes Pfadfinderehrenwort.«

Die Erinnerung an Ivy, wie sie mich in den Sessel drückte, schoss mir durch den Kopf. Das Wesen stöhnte vor Lust und drückte meinen Kopf zur Seite.

»Oh, bitte«, stöhnte es, und ich fühlte die eisige Schärfe seiner Zähne, die über meinen Hals strichen. »Oh, ja. Jetzt...«

Ich stieß einen verzweifelten Schrei aus, und es schlug seine Zähne in meinen Hals. Dreimal bohrte es seine Fänge mit schnellen, hungrigen Bewegungen in meine Haut, bevor ich zusammenbrach. Da das Wesen noch immer an mir hing, rutschten wir beide zu Boden. Es fiel auf mich und presste mich auf den kalten Beton. Mein Hals brannte wie Feuer. Weitere Schmerzen strömten aus meinem Handgelenk und vereinigten sich mit denen am Hals. Als ich hörte, wie das Ding zu saugen begann, konnte ich nicht mehr aufhören zu zittern. Ich spürte ein rhythmisches Ziehen, als es versuchte, mehr Blut zu saugen, als mein Körper ihm geben konnte. Unvermittelt wurde ich von einem überwältigenden Gefühl ergriffen. Regungslos lag ich da, unfähig, Schmerz und Lust voneinander zu unterscheiden. Es war... war...

»Geh runter von ihr!«, schrie Nick.

Ich hörte einen Knall und fühlte einen beißenden Schmerz, als das Wesen von mir abließ. Ich konnte mich nicht bewegen, wollte es auch nicht. Benommen lag ich da und war in dem Rausch gefangen, in den das Vampirwesen mich versetzt hatte. Jenks schwebte über mir. Die Luftbewegung seiner Flügel streichelte meinen Hals und jagte kribbelnde Schauer über meine Haut.

Nick hielt ein Buch in seinen Händen, das so groß war, dass er es kaum festhalten konnte, und murmelte irgendetwas vor sich hin. Er sah bleich und verängstigt aus, und ihm lief Blut über das Gesicht. Dann sah er von dem Buch auf und blickte auf das Ding, das jetzt neben mir stand.

Das Wesen löste sich in Nebel auf, dann nahm es wieder die Gestalt des Hundes an. Knurrend sprang es auf Nick zu.

»Nick«, flüsterte ich, während Jenks Pixiestaub auf meine Wunde fächelte. »Pass auf...«

Laqueus!«, rief Nick, balancierte das Buch auf einem Knie und streckte einen Arm aus. Der Hund prallte gegen eine unsichtbare Barriere und fiel zu Boden. Als er wieder auf die Füße kam, schüttelte er den Kopf, als sei er benommen. Knurrend griff er Nick ein zweites Mal an und wurde wieder zurückgeschleudert. »Du hast mich gebannt«, wütete er und durchlief blitzartig eine Reihe von Verwandlungen. Es war wie ein Kaleidoskop unterschiedlichster Gestalten. Schließlich sah es zu Boden und bemerkte den Kreis, den Nick mit seinem eigenen Blut gezogen hatte. »Du verfügst nicht über das Wissen, mich aus dem Jenseits zu beschwören«, schrie es.

Nick war noch immer über das Buch gebeugt. »Nein. Aber wenn du einmal hier bist, kann ich dich in einem Kreis bannen«, sagte Nick vorsichtig, als sei er sich nicht ganz sicher.

Während Jenks auf meiner ausgestreckten Handfläche landete und die zerfetzte Wunde mit Pixiestaub verarztete, versuchte das Ding, die unsichtbare Wand zu durchbrechen. Zu seinen Füßen stieg Rauch auf. »Nicht schon wieder«, wütete es. »Lass mich hier raus!«

Nick schluckte, ging aber entschlossen an der Blutlache und den herabgefallenen Büchern vorbei und kam zu mir. »Mein Gott, Rachel.« Er ließ das Buch auf den Boden fallen, und ich konnte hören, wie einige Seiten rissen. Jenks tupfte mir das Blut aus dem Gesicht und sang ein flottes Wiegenlied über Tautropfen und Mondstrahlen.

Ich sah auf das zerstörte Buch und starrte anschließend wie gebannt auf Nicks Silhouette, die sich vor dem grellen Neonlicht abzeichnete. »Ich kann mich nicht bewegen.« Diese Erkenntnis versetzte mich endgültig in Panik. »Ich kann mich nicht bewegen, Nick! Es hat mich gelähmt!«

»Nein, keine Angst«, antwortete Nick mit einem Blick auf den Hund. Er fasste mich unter den Achseln und zog mich hoch, sodass ich an ihn gelehnt sitzen konnte. »Das ist nur der Vampirspeichel, seine Wirkung wird nachlassen.«

Obwohl er mich in seinen Armen hielt, wurde mir kalt. Benebelt schaute ich zu ihm hoch. Seine braunen Augen waren zusammengekniffen, und sein Kiefer war angespannt. Aus seiner Kopfwunde floss immer noch Blut, das über

seinen Hals lief und schließlich von seinem Kragen aufgesaugt wurde. Seine Hände waren blutverschmiert. Ich begann zu zittern.

»Nick?« Auch ich richtete meine Aufmerksamkeit jetzt auf das gebannte Wesen. Es war noch immer in Hundegestalt, stand sprungbereit in dem Kreis und starrte uns an. Sabber tropfte aus seinem Maul. »Ist es ein Vampir?«

»Nein«, erwiderte er, »es ist ein Dämon. Aber wenn er mächtig genug ist, verfügt er über die Fähigkeiten des Wesens, in das er sich verwandelt. Du wirst dich bestimmt gleich wieder bewegen können.« Beim Anblick der Blutlache, die ich hinterlassen hatte, verzog er gequält das Gesicht. »Du wirst es schaffen.« Er ließ mich in seinen Schoß sinken und benutzte das Silbermesser, um sein Hemd zu zerschneiden. »Du wirst es schaffen«, flüsterte er noch einmal, während er mit dem Fetzen mein Handgelenk verband. Ich stöhnte auf, als der Schmerz nachließ.

»Nick?« Schwarze Flecken tanzten vor meinen Augen. Es sah faszinierend aus. »Es gibt keine Dämonen mehr. Seit dem *Wandel* hat es keinen Dämonenangriff mehr gegeben.«

»Ich hatte drei Jahre Dämonologie belegt, um mein Latein aufzubessern«, erläuterte er, als er sich streckte, um lenks dabei zu helfen, meine Tasche zwischen den Trümmern des Tisches hervorzuziehen. »Das Ding ist ein Dämon.« Nick stabilisierte mit einer Hand meinen Kopf in seinem Schoß, während er mit der anderen meine Sachen durchstöberte. »Hast du hier nichts gegen Schmerzen drin?«

»Nein«, sagte ich schläfrig, »ich mag Schmerzen.« Er wirkte

erschöpft, als er hilflos zwischen Jenks und mir hin und her schaute. »Niemand belegt Dämonologie«, behauptete ich schwach und musste ein Kichern unterdrücken. »Es ist doch das nutzloseste Fach der Welt.« Mein Blick richtete sich auf den Schrank. Die Türen waren immer noch geschlossen, aber durch Nicks Schläge und meine unsanfte Landung waren sie in der Mitte gebrochen. Hinter dem zersplitterten Holz war eine leere Stelle zu erkennen, die genau die Größe des Buches hatte, das neben mir auf dem Boden lag. *Also das verstecken sie in einem verschlossenen Schrank, in einem verschlossenen Kellerarchiv, hinter einer verschlossenen Tür im hintersten Winkel eines Regierungsgebäudes.* Ich schielte wieder zu Nick hoch.

»Du weißt, wie man Dämonen beschwört?« Ich fühlte mich jetzt richtig gut, ganz leicht und unbeschwert. »Du praktizierst die schwarze Kunst. Leute wie dich nehme ich normalerweise fest«, sagte ich und versuchte dabei, mit dem Finger über sein Kinn zu streicheln.

»Nicht so richtig.« Nick nahm meine Hand und legte sie mir auf die Brust. Mit dem Ärmel seines Sweatshirts wischte er mir das restliche Blut aus dem Gesicht. »Versuch nicht zu sprechen, Rachel, du hast eine Menge Blut verloren.« Er sah sich verunsichert nach Jenks um. »In diesem Zustand kann ich sie nicht mit in den Bus nehmen.«

Jenks nickte gequält. »Ich werde Ivy holen.« Er ließ sich auf meiner Schulter nieder und flüsterte: »Halt durch, Rachel. Ich bin gleich wieder da.« Dann flatterte er zu Nick, und die sanfte Brise von seinen Flügeln verstärkte mein Glücksgefühl.

Ich schloss die Augen und hoffte, dass es nie enden würde.

»Wenn du sie sterben lässt, werde ich dich eigenhändig umbringen«, drohte Jenks. Nick sah ihn ernst an und nickte dann. Jenks verließ den Raum. Sein Summen dröhnte in meinen Ohren wie das Geräusch von tausend Bienen. Ich hörte es noch lange, nachdem er weggeflogen war.

»Es kommt da doch nicht raus?«, fragte ich ängstlich, als ich die Augen wieder öffnete und meine Gefühlswelt von einem Extrem ins andere fiel. Mir kamen die Tränen.

Nick steckte das Dämonologiebuch in meine Tasche, wobei er beides mit Blut verschmierte. »Nein. Und sobald die Sonne aufgeht, verschwindet es. Du bist in Sicherheit, ganz ruhig.« Er steckte das Messer in meine Tasche und streckte sich nach meinem Mantel.

»Wir sind in einem Keller«, protestierte ich. »Hier unten scheint keine Sonne.«

Nick riss das Futter aus meinem Mantel und presste es gegen meinen Hals. Ich ächzte, als der anhaltende Effekt des Vampirspeichels ekstatische Impulse durch meinen Körper schickte. Die Wunden bluteten nicht mehr so stark, und ich fragte mich, ob das an Jenks' Pixiestaub liegen könnte. Offenbar konnte das Zeug noch mehr bewirken als Juckreiz.

»Es ist nicht das Licht der Sonne, das einen Dämon wieder ins Jenseits befördert«, meinte Nick schnell; anscheinend dachte er, er hätte mir wehgetan. »Es hat irgendetwas mit Gamma-Strahlen oder Protonen zu tun... Verdammt, Rachel, hör auf, mir so viele Fragen zu stellen. Der Stoff sollte nur dazu dienen, die Sprachentwicklung besser zu verstehen. Es

ging nicht darum zu lernen, wie man Dämonen beherrscht.«

Der Dämon hatte sich wieder in Ivy verwandelt und ich zitterte, als er seine roten Lippen mit einer blutigen Zunge befeuchtete. Er verhöhnte mich. »Welche Note hast du bekommen?«, fragte ich Nick. »Bitte sag mir, dass es eine Eins war.«

Er murmelte etwas Unverständliches und deckte mich mit dem Mantel zu. Verstört zog er mich höher in seine Arme und hielt mich fest. Ich stöhnte auf, als meine Wunden schmerzhaft zu pochen begannen. »Ganz ruhig«, flüsterte Nick beschwörend, »bald geht es dir besser.«

»Bist du dir da sicher?«, schaltete sich eine kultivierte Stimme ein.

Nick hob den Kopf und wir sahen beide zu dem Dämon hinüber. Er trug wieder den altmodischen Gehrock. »Lasst mich hier raus, ich kann euch helfen«, schmeichelte er.

Nick zögerte. Plötzlich bekam ich Angst. »Hör nicht auf ihn, Nick. Hör nicht hin!«

Der Dämon schaute über seine getönte Brille hinweg und lächelte wohlwollend. »Brich den Kreis und ich werde sie zu ihrer Ivy bringen. Ansonsten...« Der Dämon runzelte in scheinbarer Sorge die Stirn. »Es sieht fast so aus, als sei mehr Blut hier draußen als in ihr.«

Nicks Blick schnellte über das Blut an den Wänden und Regalen. Er umfasste mich fester. »Du hast versucht, sie zu töten«, sagte er mit brüchiger Stimme.

Der Dämon zuckte mit den Schultern. »Zu diesem Zweck wurde ich beschworen. Aber durch deinen Bannkreis hast du

diese Beschwörung aufgelöst, und ich bin nicht mehr gezwungen, ihren Geboten zu folgen. Ich stehe dir also ganz zur Verfügung, kleiner Zauberer.« Er grinste. Ich keuchte vor Angst und meine Kehle schnürte sich zusammen.

»Nicky...«, flüsterte ich. Die durch den Blutverlust verursachte Lethargie war verschwunden. Das hier war übel, richtig übel. Die Ängste, die ich während des Kampfes ausgestanden hatte, kehrten zurück. Mein Puls wurde unregelmäßig, als mein Herzschlag sich beschleunigte.

»Kannst du uns zu ihrer Kirche zurückbringen?«, fragte Nick zögerlich.

»Die bei der kleinen Kraftlinie?« Die Umrisse des Dämons verschwammen kurz, als wolle er sein Erstaunen zum Ausdruck bringen. »Vor sechs Nächten hat jemand mithilfe dieser Linie einen Kreis geschlossen. Die dadurch hervorgerufene Erschütterung im Jenseits hat sozusagen meine Gläser zum Klingen gebracht.« Er neigte fragend den Kopf. »Das warst du?«

»Nein«, antwortete Nick schwach.

Mir wurde schlecht. Ich hatte zu viel Salz benutzt. Gott hilf mir. Ich hatte keine Ahnung gehabt, dass Dämonen es spürten, wenn ich eine Kraftlinie anzapfte. Falls ich das hier überleben sollte, würde ich nie wieder eine benutzen.

Der Dämon starrte mich an. »Ich kann euch hinbringen. Aber als Gegenleistung erwarte ich, dass ihr auf meine Verbannung ins Jenseits verzichtet.«

Nicks Griff wurde härter. »Du verlangst von mir, dass ich dich eine ganze Nacht lang frei in Cincinnati herumlaufen

lasse?«

Ein Lächeln huschte über das Gesicht des Dämons. Er atmete langsam aus und ich hörte, wie seine Schultern knackten. »Ich will den töten, der mich beschworen hat. Danach werde ich gehen. Diese Ebene stinkt.« Der Blick, den er mir aus seinen fremdartigen Augen zuwarf, jagte mir eine Heidenangst ein. »Du wirst mich niemals beschwören, oder, kleiner Zauberer? Ich könnte dich so vieles lehren«, wandte IT sich wieder an Nick.

Meine Furcht besiegte fast die Schmerzen in meiner Schulter, als dieser kurz zögerte, bevor er den Kopf schüttelte. »Du wirst uns nicht verletzen«, forderte er. »Weder mental, noch physisch oder emotional. Du wirst den schnellsten Weg nehmen und auch hinterher nichts unternehmen, was uns in Gefahr bringen könnte.«

»Nicky Nick«, erwiderte der Dämon schmollend. »Man könnte fast meinen, du traust mir nicht. Wenn ich die Kraftlinie nehme, werdet ihr dort sein, noch bevor Ivy die Kirche verlässt. Aber du solltest dich beeilen. Rachel Mariana Morgan wird schwächer und schwächer.«

Durch das Jenseits?, dachte ich panisch. *Nein!* So war mein Vater umgekommen.

Nick schluckte schwer. »Nein!« Ich versuchte zu schreien und mich aus seinem Griff zu befreien. Die Erstarrung, die der Vampirspeichel ausgelöst hatte, hatte sich beinahe verflüchtigt, und mit der Bewegung kam auch der Schmerz zurück. Doch das war mir allemal lieber als die trügerische Lust. Nicks Gesicht war leichenblass, als er versuchte, mich

ruhig zu halten und das Mantelfutter auf meinem Hals zu halten.

»Rachel«, flüsterte er. »Du hast zu viel Blut verloren. Ich weiß nicht, was ich tun soll!«

Meine Kehle war so ausgetrocknet, dass ich nicht schlucken konnte. »Nicht - lass ihn nicht aus dem Kreis«, krächzte ich drängend. »Bitte«, flehte ich ihn an, als ich seine Hände von mir schob. »Mir geht es besser, die Blutung hat aufgehört. Ich komme schon wieder in Ordnung. Lass mich einfach hier und ruf Ivy an. Sie wird uns abholen. Ich will nicht durch das Jenseits.«

Der Dämon setzte wieder seine sorgenvolle Miene auf. »Hmmm«, murmelte er sanft und spielte mit dem Spitzentuch an seinem Hals. »Sie beginnt schon wirr zu reden, das ist nicht gut. Tick-Tock, Tick-Tock, Nicky Nick. Besser, du entscheidest schnell.«

Nick atmete schwer. Sein Blick flog zwischen der Blutlache und mir hin und her. »Ich muss etwas unternehmen. Du fühlst dich ganz kalt an, Rachel.«

»Tu es nicht, Nick!«, schrie ich, als er mich auf den Boden gleiten ließ und unbeholfen aufstand. Mit einem Fuß verschmierte er den blutigen Bannkreis.

Ich hörte ein klägliches Wimmern und schlug die Hand vor den Mund, als ich bemerkte, dass es von mir kam. Rasende Angst erfasste mich, als der Dämon sich schüttelte und langsam die Kreislinie überschritt. Er fuhr mit einer Hand über die blutverschmierte Wand, führte die Finger zum Mund und leckte sie genüsslich ab, wobei er mich nicht aus

den Augen ließ.

»Er soll mich nicht anrühren!«, schrie ich hysterisch.

»Rachel«, versuchte Nick mich zu beruhigen, »er hat gesagt, dass er dir nichts antun wird. Dämonen lügen nicht. Das stand in jedem Text, den ich gelesen habe.«

»Sie sagen aber auch nicht die Wahrheit!«

In den Augen des Dämons flammte Zorn auf, verwandelte sich aber in Besorgnis, bevor Nick es sehen konnte. Er kam näher, und ich versuchte, vor ihm zurückzuweichen. >Lass nicht zu, dass er mich anrührt«, flehte ich. »Zwing mich nicht dazu!«

Nick hatte Angst, aber nicht vor dem Dämon, sondern vor der Art und Weise, wie ich mich aufführte. Er verstand es nicht. Er dachte, in seinen Büchern wären alle Antworten zu finden. Er wusste nicht, was er tat, doch ich schon.

Beunruhigt packte er mich an der Schulter und drehte sich zu dem Dämon um. »Kannst du ihr helfen? Sie wird sich sonst noch selbst umbringen.«

»Nick, nein!«

Der Dämon kniete neben mir nieder und grinste mich an.

»Schlaf, Rachel Mariana Morgan«, hauchte er, und um mich herum wurde es dunkel.

26

»Was ist passiert? Wo ist Jenks?« Ivys besorgte Stimme drang durch meine Benommenheit. Ich konnte fühlen, wie

ich ruckartig vorwärtsbewegt wurde. Angenehme Wärme wurde von Kälte verdrängt, und ein schwerer Geruch nach Blut stieg mir in die Nase. Die Erinnerung an wesentlich schlimmere Gerüche erwachte in mir: Kadaver, Salz und verschmorter Bernstein. Ich war nicht in der Lage, meine Augen zu öffnen.

»Sie wurde von einem Dämon angegriffen.« Die Stimme war sachlich und weich - Nick.

Das ist gut, dachte ich und versuchte die Einzelteile des Puzzles wieder zusammenzufügen. Ich lag in seinen Armen. Daher kam der einzige angenehme Geruch, männlich und verschwitzt. Und das war wohl sein blutiges Sweatshirt, das gegen mein geschwollenes Auge drückte und es noch weiter wund rieb. Ich begann zu zittern. Warum war mir nur so kalt?

»Können wir endlich reingehen?«, fragte Nick. »Sie hat eine Menge Blut verloren.«

Irgend etwas Warmes berührte meine Stirn. »Ein Dämon hat ihr das angetan?«, fragte Ivy. »Seit dem *Wandel* hat es keine Däinonenangriffe mehr gegeben. Verdammt noch mal, ich wusste, ich hätte sie nicht gehen lassen dürfen.«

Die Arme, in denen ich lag, spannten sich an, und ich mischte ein wenig hin und her, als Nick unvermittelt stehen blieb. »Rachel weiß, was sie tut«, erwiderte er knapp. »Sie ist nicht dein Kind - in keinem Sinne des Wortes.«

»Nein? Sie verhält sich aber so. Wie konntest du zulassen, dass sie so zugerichtet wird?«

»Ich?«, schrie Nick. »Du kaltblütiger Vamp! Glaubst du etwa, ich habe seelenruhig dabei zugesehen?«

Mir wurde übel, und ich versuchte, mich mit meiner unverletzten Hand fester in meinen Mantel zu wickeln. Als ich die Augen öffnen wollte, musste ich blinzeln, da die Straße hell erleuchtet war. Konnten sie nicht weiterstreiten, nachdem sie mich ins Bett gebracht hatten?

»Ich habe keine Angst vor dir, Ivy, also spar dir den Mist mit dem Bann und verzieh dich. Ich weiß, was du vorhast, und ich werde es nicht zulassen.«

»Wovon sprichst du?«, stammelte Ivy.

Nick lehnte sich zu ihr rüber, sodass ich nun bewegungsunfähig zwischen ihnen hing. »Rachel denkt, dass du am selben Tag eingezogen bist wie sie. Es wird sie sicherlich interessieren, dass deine Zeitschriften schon an die Kirche adressiert sind.« Ich hörte Ivy nach Luft schnappen, bevor Nick fortfuhr. »Wie lange hast du schon hier gelebt und darauf gewartet, dass Rachel den Job an den Nagel hängt? Einen Monat, ein Jahr? Versuchst du es bei ihr mal mit einer geruhsamen, schleichenden Jagd, Tamwood? Vielleicht sogar in der Hoffnung, sie zu deinem Nachkommen zu machen, wenn du stirbst? Eine kleine Langzeitinvestition, ist es das?«

Ich versuchte, meinen Kopf von Nicks Brust zu heben, um sie besser verstehen zu können. Meine Gedanken überschlugen sich. Ivy war doch am selben Tag eingezogen wie ich, oder etwa nicht? Ihr Computer war noch nicht ans Netz angeschlossen gewesen, und in ihrem Zimmer hatten Umzugskartons herumgestanden. Wie konnten also ihre Zeitschriften schon an die Kirche adressiert sein? Der

einzigartige Hexengarten und die Zauberbücher auf dem Speicher fielen mir ein, zusammen mit ihrer perfekten Hintergrundgeschichte. Gott, was war ich nur für ein Idiot!

»Nein«, erwiderte Ivy leise. »Es ist nicht so, wie es aussieht. Bitte sag ihr das nicht, ich kann es erklären.«

Nick setzte sich wieder in Bewegung und trug mich die steinernen Stufen hoch. Langsam kehrte meine Erinnerung zurück. Nick hatte mit dem Dämon einen Pakt geschlossen, ihn befreit. Der Dämon hatte mich in einen Schlaf versetzt und durch die Kraftlinien gezwungen. Verdammt. Als die Kirchentür hinter uns zuschlug, zuckte ich zusammen und stöhnte, da die schnelle Bewegung heftige Schmerzen auslöste.

»Sie kommt wieder zu sich«, stellte Ivy fest. »Bring sie ins Wohnzimmer.«

Nicht auf die Couch, dachte ich, als die Ruhe des Altarraums mich umgab. Ich wollte nicht, dass mein Blut Ivys Couch versaute. Andererseits hatte sie wahrscheinlich schon öfter Blut gesehen.

Nick beugte sich vor, und ich fühlte weiche Kissen unter meinem Kopf. Als er mich aus seinen Armen gleiten ließ, hörte ich, wie der Schalter der Tischlampe betätigt wurde. Die plötzlich einsetzende Helligkeit ließ mich das Gesicht verziehen.

»Rachel?«

Jemand berührte sanft mein Gesicht.

»Rachel.« Es wurde ruhig im Zimmer. Die unvermittelte Stille zwang mich, endgültig wach zu werden. Blinzelnd

öffnete ich die Augen und sah Nick neben mir knien. Unter seinem Haaransatz sickerte immer noch Blut hervor, doch die Spuren an Kiefer und Hals waren inzwischen getrocknet. Seine Haare waren völlig zerzaust und seine braunen Augen sorgenvoll zusammengekniffen. Kurz gesagt, er sah fürchterlich aus. Ivy stand hinter ihm, zu besorgt, um Abstand zu halten.

»Du bist's«, flüsterte ich. In meinem Kopf drehte sich alles. Nick atmete auf und lehnte sich zurück. »Kann ich etwas Wasser haben? Ich fühl mich nicht so gut«, krächzte ich.

Ivy lehnte sich vor, wodurch ich nicht mehr vom Licht geblendet wurde. Sie inspizierte meinen Körper mit professioneller Distanz, die sich jedoch in Luft auflöste, als sie Nicks behelfsmäßigen Verband an meinem Hals anhob. Der Anblick verwirrte sie offenbar. »Die Blutung ist schon fast gestillt.«

»Liebe, Vertrauen und Pixiestaub«, lallte ich, und Ivy nickte.

Nick sprang auf. »Ich werde einen Krankenwagen rufen.«

»Nein!«, rief ich. Ich versuchte mich aufzusetzen, wurde aber von der Erschöpfung und Nicks Händen daran gehindert. »Da können sie mich schnappen. Die I. S. weiß, dass ich noch lebe.« Ich fiel keuchend zurück. Der Bluterguss in meinem Gesicht pochte im Einklang mit meinem Puls, ebenso die Bisswunden an meinem Handgelenk. Mir war schwindlig. Beim Einatmen tat mir die Schulter weh, beim Ausatmen wurde mir schwarz vor Augen.

»Jenks hat sie eingestaubt«, sagte Ivy, als ob das alles erklären würde. »Solange sie nicht wieder anfängt zu bluten,

wird sich ihr Zustand wohl nicht weiter verschlechtern. Ich hole ihr eine Decke.« Sie erhob sich mit überirdischer Eleganz. Der Vampir in ihr kam durch, und ich war nicht in der Verfassung, etwas dagegen zu tun.

Als sie gegangen war, sah ich Nick an. Er sah krank aus. Der Dämon hatte ihn reingelegt. Er hatte uns zwar wie versprochen nach Hause gebracht, trieb sich jetzt aber ungehindert in Cincinnati herum. Und das alles, obwohl Nick einfach nur hätte warten müssen, bis Jenks mit Ivy zurückgekommen wäre.

»Nick?«, hauchte ich.

»Was kann ich dir Gutes tun?« Seine Stimme war besorgt und weich, mit einem schuldbewussten Unterton.

»Du bist ein Esel. Hilf mir, mich aufzusetzen.«

Er zuckte zusammen, half mir dann aber vorsichtig hoch, bis ich mich gegen die Armlehne der Couch stützen konnte. Ich saß da und starrte an die Decke, bis keine schwarzen Flecken mehr vor meinen Augen tanzten. Dann holte ich vorsichtig Luft und machte eine Bestandsaufnahme.

Mein Kleid war, soweit man das unter dem Mantel erkennen konnte, völlig blutverschmiert. Damit konnte ich es wohl endgültig wegschmeißen. Meine Nylonstrümpfe klebten an meiner Haut, und der Arm mit den Bisswunden wies ein ungesundes Grau auf, soweit er nicht ebenfalls blutverkrustet war. Der Streifen von Nicks Hemd war immer noch um mein Handgelenk gebunden, und wie aus einem undichten Wasserhahn quollen dunkle Tropfen darunter hervor: plink, plink, plink. Vielleicht hatte Jenks keinen Staub

mehr aufbringen können, nachdem er meinen Hals versorgt hatte. Mein anderer Arm war angeschwollen, meine Schulter fühlte sich an, als wäre sie gebrochen, und das Zimmer war abwechselnd zu kalt oder zu heiß. Ich starrte Nick an und merkte, wie mir die Realität zu entgleiten drohte.

»O Scheiße«, murmelte er und warf einen hektischen Klick in den Flur. »Du wirst schon wieder ohnmächtig.« Er packte meine Knöchel und zog mich behutsam wieder in die Waagerechte. »Ivy, wo bleibt die Decke?«

Ich fixierte die Zimmerdecke, bis sie aufhörte, sich zu drehen. Nick stand zusammengesunken in einer Ecke, mit dem Rücken zu mir. Mit einer Hand fasste er sich an den Bauch, die andere hatte er an den Kopf gelegt. »Danke«, flüsterte ich, und er drehte sich um.

»Wofür?«, fragte er verbittert. Die getrockneten Blutspuren auf Gesicht und Händen ließen ihn verwahrlost aussehen.

»Dafür, dass du getan hast, was deiner Meinung nach am besten war.« Ich fror wieder unter meinem Mantel.

Er lächelte schwach. »Da war so viel Blut, ich glaube, ich bin in Panik geraten. Tut mir leid.« Sein Blick richtete sich auf den Flur und ich war nicht besonders überrascht, als Ivy mit einer Decke über dem Arm, einem Stapel pinkfarbener Handtücher und einer Schüssel Wasser in den Händen hereinkam.

Unbehagen lenkte mich kurz von den Schmerzen ab. Ich blutete noch immer.

»Ivy?«, fragte ich unsicher.

»Was?«, schnauzte sie, als sie die Handtücher und das

Wasser auf dem Kaffeetisch abstellte und mich in die Decke wickelte, als sei ich ein kleines Kind.

Ich schluckte und versuchte, ihr in die Augen zu sehen. »Nichts«, sagte ich kleinlaut, als sie sich wieder aufrichtete. Abgesehen davon, dass sie noch blasser war als sonst, schien sie in Ordnung zu sein. Mir war klar, dass ich mich nicht wehren könnte, wenn sie jetzt den Vampir rauslassen würde. Ich war hilflos.

Die Decke lag warm an meinem Kinn, und das Licht der Tischlampe stach mir in die Augen. Ich zitterte, als Ivy sich auf den Tisch setzte und die Wasserschale zu sich heranzog. Ich wunderte mich über die Farbe der Handtücher, bis mir einfiel, dass Pink alte Blutflecken kaschierte.

»Ivy?« Meine Stimme wurde noch schwächer, als sie nach meinem Halsverband griff.

Sie ließ die Hand sinken und verzog vor Wut und Enttäuschung ihr makelloses Gesicht. »Sei nicht albern, Rachel. Lass mich deinen Hals untersuchen.«

Sie griff wieder nach dem Stoff und ich wich mit einem abweisenden Schrei zurück. Das Gesicht des Dämons erschien vor meinen Augen, das ihrem so ähnlich gewesen war. Ich hatte ihn nicht abwehren können, und beinahe hätte er mich getötet. Die Erinnerung an dieses Grauen verlieh mir die Kraft, mich aufrecht hinzusetzen. Der Schmerz an meinem Hals ließ meinen Körper um Erlösung flehen, um die Rückkehr zu der wunderbaren Mischung aus Schmerz und Verlangen, die der Vampirspeichel geboten hatte. Der Gedanke daran verstärkte meine Angst.

Ivys Pupillen weiteten sich, bis ihre Augen völlig schwarz waren.

Ohne sich um das getrocknete Blut an seinem Körper oder den intensiven Geruch seiner Angst zu kümmern, baute sich Nick zwischen uns auf. »Verzieh dich, Tamwood«, zischte er. »Du wirst sie nicht anfassen, solange du einen Bann wirkst.«

»Bleib locker, Rattenjunge«, entgegnete Ivy aufgebracht. »Ich ziehe sie nicht in meinen Bann, ich bin einfach nur stinksauer. Momentan würde ich Rachel nicht einmal beißen, wenn sie darum betteln würde. Sie stinkt nach Infektion.«

Das war mehr, als ich wissen wollte. Aber nun, da sie zwischen Wut und dem Wunsch nach Verständnis hin und her gerissen war, kehrte langsam das normale Braun in ihre Augen zurück. Irgendwie fühlte ich mich schuldig. Ivy hatte mich nicht an die Wand gepresst und mich gebissen. Ivy hatte mich nicht verspottet, um dann ihre Zähne in mein Fleisch zu schlagen. Ivy hatte nicht an meinem Hals gesaugt und lustvoll gestöhnt, während ich mich zu befreien versuchte. Verdammt noch mal - sie war es nicht!

Nick verharrte angriffslustig zwischen uns. »Es ist okay, Nick«, versuchte ich mit zitternder Stimme, ihn zu beruhigen. Er wusste, warum ich Angst hatte. »Es ist okay.« Ich wandte mich wieder an Ivy. »Es tut mir leid. Würdest du es dir ansehen - bitte?«

Ivys Anspannung ließ augenblicklich nach. Mit einer brüsken Bewegung schob sie sich an Nick vorbei, der ihr nur widerwillig Platz machte. Ich konzentrierte mich auf meine Atmung, als sie sanft den durchnässten Verband berührte.

»Okay, das wird jetzt ein wenig ziehen«, warnte sie mich.

»Autsch!« Ich konnte einen Schmerzensschrei nicht unterdrücken, als sie den Stoff abzog, biss mir aber schnell auf die Lippe, um mich wieder in den Griff zu kriegen. Ivy legte den ekligen Fetzen auf den Tisch. Sein Anblick drehte mir den Magen um: Er war schwarz von feuchtem Blut, und ich hätte schwören können, dass die hellen Flecken an der Innenseite Gewebestückchen waren. Die kalte Luft an der Wunde ließ mich zittern, und ein beunruhigendes Kribbeln sagte mir, dass sie wieder blutete.

Ivy erkannte, was in mir vorging. »Kannst du das bitte rausbringen?«, murmelte sie und Nick verschwand mit dem durchweichten Stoff.

Mit ausdruckslosem Gesicht legte Ivy ein Handtuch über meine Schulter, um die frische Blutung zu stillen. Ich starrte angestrengt auf die dunkle Mattscheibe des Fernsehers, während sie einen Waschlappen anfeuchtete und ihn über der Wasserschüssel auswrang. Behutsam tupfte sie den äußeren Bereich der Wunde ab und arbeitete sich dann weiter nach innen vor. Ich versuchte, möglichst wenig zu zucken, während sich vor meinen Augen wieder bedrohliche Dunkelheit ausbreitete.

»Rachel?« Ihre Stimme war weich, und ich konzentrierte mich auf ihr Gesicht, besorgt, was ich dort entdecken könnte. Doch es war betont ausdruckslos, während sie die Bisswunde an meinem Hals untersuchte. »Was ist passiert?«, fragte sie. »Nick sagte etwas von einem Dämon, aber das sieht aus wie-«

»Es sieht aus wie ein Vampirbiss«, beendete ich den Satz. »Er hat sich in einen Vampir verwandelt, um mir das anzutun.« Ich rang nach Luft. »Er hat sich in dich verwandelt, Ivy. Es tut mir leid, falls ich jetzt eine Zeit lang etwas schreckhaft sein sollte. Ich weiß, dass du es nicht warst. Aber gib mir bitte ein bisschen Zeit, bis ich meinem Unterbewusstsein klargemacht habe, dass nicht du mich umbringen wolltest, okay?«

Ich begegnete ihrem Blick und spürte, dass sie plötzlich verstand, und dass sie meine Angst teilte. Ich war von einem Vampir angefallen worden. Das war die Einführung in einen Club, von dem Ivy sich krampfhaft fernzuhalten versuchte. Von nun an galt das für uns beide. Ich dachte über das nach, was Nick in Bezug auf Ivy gesagt hatte, dass sie mich zu ihrem Nachkommen machen wollte, und wusste nicht mehr, was ich glauben sollte.

»Rachel, ich -«

»Später«, unterbrach ich sie, da Nick gerade zurückkam. Mir war übel, und der Raum verschwamm wieder vor meinen Augen. Er hatte Matalina und zwei ihrer Kinder mitgebracht, die eine pixie-große Tasche schleppten. Nick kniete sich an das Kopfende der Couch, während Matalina in der Mitte des Raums verharrte und sich einen Überblick verschaffte. Dann nahm sie ihren Kindern die Tasche ab *und* scheuchte sie zum Fenster. »Still, still«, hörte ich sie flüstern. »Geht nach Hause. Ich weiß, was ich gesagt habe, iber ich habe meine Meinung geändert.« Der Protest der Kleinen zeugte von der Faszination des Schreckens, und ich fragte mich unwillkürlich,

wie schlimm ich wohl aussah.

»Rachel?« Matalina schwebte vor meinem Gesicht auf und ab, bis sie herausgefunden hatte, was ich fokussierte, und sich so in mein Blickfeld schieben konnte. Im Zimmer war es beunruhigend still geworden, und ich bibberte. Matalina war so ein süßes kleines Ding. Kein Wunder, dass Jenks alles für sie tun würde. »Versuch, dich nicht zu bewegen, Liebes«, sagte sie.

Ein leises Surren am Fenster lenkte sie ab, und sie verschwand aus meinem Gesichtskreis. »Jenks«, hörte ich die kleine Pixiefrau erleichtert ausrufen. »Wo bist du gewesen?«

»Ich?« Er schwirrte in mein Sichtfeld. »Wie habt ihr es geschafft, vor mir hier zu sein?«

»Wir haben eine direkte Busverbindung genommen«, erwiderte Nick sarkastisch.

Jenks sah erschöpft aus, und er ließ die Schultern hängen. Mein Gesicht verzog sich zu einem anzüglichen Grinsen. »Ist der hübsche Pixiemann zu ausgepowert, um ein bisschen Spaß zu haben?«, hauchte ich. Er flog so nah vor mein Gesicht, dass ich schielen musste, um ihn zu erkennen.

»Du musst etwas unternehmen, Ivy«, sagte er besorgt. »Ich habe ihre Bisswunde eingestaubt, um die Blutung zu verlangsamen, aber ich habe noch nie jemanden gesehen, der so weiß und noch am Leben war.«

»Ich bin ja schon dabei«, knurrte sie. »Geh mir aus dein Weg.«

Ich spürte einen Lufthauch, als Ivy und Matalina sich über mich beugten. Der Gedanke, dass ein Pixie und ein Vamp

sich um meinen Hals kümmerten, war beruhigend. Da Infektionen anscheinend ernüchternd wirkten, war ich wohl nicht in Gefahr. Und Ivy sollte wohl wissen, ob die Wunden lebensbedrohlich waren. *Und Nick,* dachte ich mit einem unterdrückten Kichern, *Nick wird mich retten, wenn Ivy doch noch die Kontrolle verliert.*

Als Ivys Finger meinen Hals berührten, schrie ich auf. Sie schreckte zurück, und Matalina erhob sich in die Luft. »Rachel«, sagte Ivy drängend, »ich kann das hier nicht verarzten. Der Pixiestaub kann die Wunde nur für eine gewisse Zeit verschließen, du musst genäht werden. Wir müssen in die Notaufnahme.«

»Kein Krankenhaus«, sagte ich stöhnend. Ich hatte aufgehört zu zittern, dafür fühlte sich jetzt mein Bauch merkwürdig an. »Runner kommen da zwar rein, aber nie wieder raus.« Ich kicherte.

»Ist es dir lieber, auf meiner Couch zu sterben?«, fragte Ivy. Hinter ihr begann Nick, ziellos auf und ab zu wandern.

»Was ist mit ihr los?«, flüsterte Jenks in der ihm eigenen Lautstärke.

Ivy stand auf und verschränkte die Arme, um ernst und bissig auszusehen. Ein bissiger Vampir. Das war eindeutig lustig genug, um darüber zu lachen. Ich kicherte erneut.

»Das ist der Blutverlust«, sagte Ivy genervt. »Sie wird zwischen Klarheit und Hysterie schwanken, bis sich ihr Zustand stabilisiert hat oder sie in Ohnmacht fällt. Ich hasse diese Phase.«

Meine gesunde Hand wanderte meinen Hals hinauf, und

Nick drückte sie wieder unter die Decke.

»Ich kann dir nicht helfen, Rachel!«, schrie Ivy frustriert. »Die Wunde ist viel zu groß.«

»Ich werde mich darum kümmern«, sagte ich entschlossen. »Ich bin eine Hexe.« Ich setzte mich auf, um von der Couch zu rollen und auf die Füße zu kommen. Schließlich musste ich in die Küche, und mich um das Essen zu kümmern. Ich musste doch das Abendessen für Ivy kochen.

»Rachel!«, schrie Nick und versuchte mich aufzufangen. Ivy sprang vor und drückte mich in die Kissen. Ich konnte regelrecht fühlen, wie die Farbe aus meinem Gesicht wich. Der Raum drehte sich. Mit weit aufgerissenen Augen starrte ich an die Decke und zwang mich, nicht ohnmächtig zu werden, denn dann würde Ivy mich in die Notaufnahme bringen.

Matalina tauchte vor mir auf.

»Engel«, flüsterte ich. »Schöner Engel.«

»Ivy«, rief Jenks, »sie halluziniert!«

Der Pixie-Engel lächelte huldvoll auf mich herab. »Jemand sollte Keasley holen«, sagte sie.

»Den alten Penner - äh - die Hexe von gegenüber?«, fragte Jenks irritiert. Matalina nickte. »Sag ihm, dass Rachel ärztliche Hilfe braucht.« Ivy sah ebenfalls verwirrt aus. »Du glaubst, er könnte etwas tun?« Irgendwie ängstlich klang sie, sie machte sich also wirklich Sorgen um mich. Vielleicht sollte ich mir dann auch Sorgen um mich machen.

Matalina errötete. »Er hat mich vor einigen Tagen gefragt, ob er ein paar Ableger aus dem Garten haben kann, da ist

doch nichts dabei.« Die hübsche Pixie zupfte an ihrem Kleid und blickte verlegen zu Boden. »Es waren alles kraftvolle Pflanzen, Schafgarbe, Eisenkraut, und sowas. Ich dachte mir, wenn er sie haben wollte, dann weiß er vielleicht auch, wie man sie anwendet.«

»Frau...«, sagte Jenks warnend.

»Ich habe ihn keinen Moment aus den Augen gelassen«, wehrte sie sich. »Er hat nur das angefasst, was ich ihm erlaubt habe. Und er war sehr anständig, er hat sich sogar nach unser aller Wohlbefinden erkundigt.«

»Matalina, es ist nicht unser Garten«, mahnte Jenks, und der Engel wurde zornig.

»Wenn du ihn nicht holst, dann mache ich es eben selbst«, sagte sie wütend und flog aus dem Fenster. Ich blinzelte und starrte auf den Fleck, an dem sie eben noch gewesen war.

»Matalina!«, rief Jenks. »So fliegst du mir nicht davon! Es ist nicht unser Garten, und du kannst nicht einfach so tun, als wäre er es!« Er flog vor mein Gesicht. »Es tut mir leid«, sagte er, verlegen und wütend. »Sie wird es nicht wieder tun.« Seine Gesichtszüge verhärteten sich, als er seiner Frau folgte. »Matalina!«

»Is' schon okay«, flüsterte ich, obwohl sie beide verschwunden waren. »Ich sage, es ist okay. Der Engel kann in den Garten mitnehmen, wen auch immer sie will.« Nick legte eine Hand auf meinen Kopf, und ich lächelte ihn an. »Hi, Nick«, sagte ich sanft. »Du bist immer noch da?«

»Ja, ich bin immer noch hier.«

»Gut«, sagte ich. »Denn wenn ich wieder aufstehen kann,

werde ich dir einen dicken Kuss geben.«

Ruckartig ließ er meine Hand los und ging einen Schritt zurück.

Ivy zog eine Grimasse. »Ich hasse diese Phase«, murmelte sie. »Ich hasse, hasse, hasse sie.«

Meine Hand wanderte wieder meinen Hals hinauf, und Nick stoppte sie erneut. Das Geräusch der Tropfen, die auf den Teppich fielen, drängte sich in mein Bewusstsein: plopp, plopp, plopp. Der Raum nahm seine langsame Drehung wieder auf, und ich verfolgte fasziniert die Bewegung. Es war lustig, und ich musste lachen.

Ivy schnaubte frustriert. »Wenn sie kichert, ist sie auf dem Wege der Besserung«, sagte sie. »Warum gehst du nicht duschen?«

»Ich bin okay«, entgegnete er. »Ich bleibe bei ihr, bis wir sicher sein können.«

Ivy schwieg drei Herzschläge lang. »Nick«, sagte sie dann warnend, »Rachel stinkt nach Infektion und du nach Blut und Angst. Los, geh duschen.«

»Oh«, meinte er nach einer langen Pause, »sorry.«

Als er zur Tür ging, warf ich ihm ein strahlendes Lächeln zu. »Geh und wasch dich, Nicky Nick«, sagte ich, »du darfst Ivy nicht so düster und gruselig machen. Nimm dir so viel Zeit, wie du willst. Da ist Seife in der Schale und…« Ich zögerte und versuchte mich daran zu erinnern, was ich sagen wollte. «…und Handtücher auf dem Trockner«, vervollständigte ich schließlich stolz meine Anweisungen.

Er berührte mich an der Schulter und sah unruhig

zwischen mir und Ivy hin und her. »Ich denke, das wird wieder.«

Ivy verschränkte die Arme vor der Brust und wartete ungeduldig darauf, dass er verschwand. Kurz darauf hörte ich, wie die Dusche aufgedreht wurde, und mir fiel wieder ein, wie durstig ich war. Irgendetwas pochte in meinem Arm, und es schlug etwas gegen meine Rippen. Der Schmerz in Hals und Schulter hingegen war konstant. Ich drehte mich zum Fenster und sah fasziniert zu, wie sich der Vorhang im Wind bewegte.

Das laute Knallen der Kirchentür lenkte meine Aufmerksamkeit auf den dunklen Flur.

»Hallo?«, hörte ich Keasley rufen. »Ms. Morgan? Matalina sagte, ich sollte einfach reingehen.«

Ivy presste die Lippen zusammen. »Bleib hier«, sagte sie und beugte sich zu mir runter, sodass ich gezwungen war, sie anzusehen. »Du wirst nicht aufstehen, bis ich zurückkomme, okay? Hörst du mich, Rachel? *Steh nicht auf.*«

»Sicher.« Mein Blick glitt zurück zum Vorhang. Wenn ich genau richtig schielte, verwandelte sich das Grau in Schwarz. »Hier bleiben.«

Sie warf mir noch einen warnenden Blick zu, sammelte ihre Zeitschriften ein und ging. Das Rauschen der Dusche setzte wieder ein, und ich benetzte gierig meine Lippen. Wenn ich mir nur genug Mühe gab, konnte ich es bestimmt bis zur Spüle in der Küche schaffen.

27

Als im Flur eine Papiertüte raschelte, hob ich meinen Kopf von der Armlehne. Diesmal wurde mir nicht schwindelig, und meine Gedanken klärten sich, als hätte sich der Nebel in meinem Gehirn plötzlich aufgelöst. Keasleys gebückte Gestalt erschien, gefolgt von Ivy.

»Oh, gut«, flüsterte ich, »Gesellschaft.«

Ivy ging an Keasley vorbei und setzte sich auf den Stuhl, der direkt neben der Couch stand. »Du siehst besser aus. Bist du wieder bei uns, oder weilst du immer noch in La-la-Land?«

»Was?«

Sie schüttelte den Kopf und schenkte Keasley ein schmales Lächeln.

»Diesmal kann ich Ihnen leider keine Schokolade anbieten«, begrüßte ich den alten Mann.

»Ms. Morgan.« Sein Blick blieb an meinem entblößten I lals hängen. »Ein kleiner Streit mit Ihrer Mitbewohnerin?« Er fuhr sich mit einer Hand über die kurzen schwarzen Locken.

»Nein«, sagte ich schnell, als ich sah, wie Ivy sich steif aufrichtete.

Er zog ungläubig eine Augenbraue hoch und stellte die Papiertasche auf den Tisch. »Matalina hat mir nicht gesagt, was ich benötigen würde, darum habe ich ein wenig von allem mitgebracht.« Er begutachtete kritisch die Tischlampe. »Habt ihr nichts Helleres?«

»Ich habe noch eine Neonklemmlampe.« Ivy war schon auf dem Weg in den Flur, doch dann zögerte sie. »Passen Sie auf, dass sie sich nicht bewegt, sonst driftet sie wieder ab.«

Ich öffnete den Mund um zu protestieren, aber sie war schon verschwunden, und an ihrer Stelle kamen Matalina und Jenks herein. Jenks war offenbar noch immer empört, aber Matalina blieb unnachgiebig. Sie flogen in eine Ecke und unterhielten sich so schnell und durchdringend, dass ich nichts verstand. Schließlich verließ Jenks den Raum. Er sah aus, als wollte er eine Erbsenschote erwürgen. Matalina zog ihr wallendes weißes Kleid zurecht und flitzte neben meinen Kopf auf die Armlehne.

Keasley hingegen ließ sich mit einem müden Seufzer auf dem Kaffeetisch nieder. Sein Dreitagebart wurde schon grau, was ihn wie einen Landstreicher aussehen ließ. Er hatte wieder einmal Erdflecken auf den Knien und roch nach Frischluft, seine dunklen Hände waren allerdings sauber geschrubbt. Er zog eine Zeitung aus seiner Tasche und breitete sie auf dem Tisch aus. »Wer ist das in der Dusche, deine Mutter?«

Ich prustete vor Lachen und spürte, wie die Haut um mein geschwollenes Auge spannte. »Sein Name ist Nick«, sagte ich gerade, als Ivy wieder ins Zimmer kam. »Er ist ein Freund.«

Ivy machte ein missbilligendes Geräusch, klemmte die kleine Lampe an den Schirm der großen und stöpselte sie ein. Ich zuckte zusammen und blinzelte, als die Hitze und das Licht mir entgegenströmten.

»Nick, äh?«, fragte Keasley, als er in die Tüte griff und diverse Amulette, in Folie gewickelte Tütchen und Flaschen zutage beförderte und sie auf die Zeitung legte. »Und er ist ein Vamp?«

»Nein, er ist ein Mensch«, entgegnete ich. Keasley spähte misstrauisch zu Ivy hinüber.

Ohne dies zu bemerken, trat sie einen Schritt näher. »Der Hals ist am schlimmsten, und sie hat eine gefährliche Menge Blut verloren -«

»Das sehe ich«, unterbrach er sie und starrte sie so streitlustig an, dass sie zurückwich. »Ich brauche mehr Tücher. Und wann bringst du Rachel endlich was zu trinken? Sie muss ihren Flüssigkeitshaushalt ausgleichen.«

»Das weiß ich«, meinte Ivy und wich noch einen Schritt zurück, bevor sie sich umdrehte und in die Küche verschwand. Man hörte Gläser klirren, dann das Rauschen der ersehnten Flüssigkeit. Inzwischen öffnete Matalina ihre Medizintasche und verglich stillschweigend ihre Nadeln mit denen von Keasley.

»Am besten etwas Warmes«, rief Keasley herausfordernd, woraufhin Ivy hörbar die Kühlschranktür zuknallte. »Dann wollen wir mal sehen«, meinte er und richtete den Lichtstrahl auf mich aus. Matalina und er blieben einige Zeit stumm, dann lehnte sich Keasley zurück und schnaufte. »Vielleicht erst mal etwas gegen die Schmerzen«, entschied er und griff nach einem Amulett.

Ivy erschien in der Tür. »Woher haben Sie diese Zauber?«, fragte sie argwöhnisch.

»Entspann dich«, erwiderte Keasley geistesabwesend, während er die verschiedenen Amulette musterte. »Ich habe sie bereits vor Monaten gekauft. Und jetzt mach dich nützlich und koch Wasser ab.«

Sie schnaubte wütend und stürmte zurück in die Küche. Ich hörte sie einige Knöpfe drücken und dann ein Zischen, als sie das Gas anmachte. Als sie die Töpfe füllte, drehte sie den Wasserhahn voll auf, was einen überraschten Aufschrei aus meinem Bad zur Folge hatte.

Bevor ich es realisiert hatte, hatte Keasley sich in den Finger gestochen und beschwor den Zauber. Anschließend legte er mir das Amulett um den Hals und sah mir in die Augen, um zu prüfen, ob es seine Wirkung tat. Dann erst richtete er seine Aufmerksamkeit auf meinen Hals. »Das tut wirklich gut«, sagte ich, als die Betäubung einsetzte und mir ein wenig Erleichterung verschaffte. Erlösung!

»Ich würde mit den Dankesbezeugungen warten, bis du meine Rechnung bekommst«, murmelte Keasley. Dieser alte Witz entlockte mir nur ein Stirnrunzeln, woraufhin sich sein faltiges Gesicht zu einem Grinsen verzog. Doch dann konzentrierte er sich wieder und drückte prüfend auf die verletzte Haut. Der Schmerz durchdrang den Zauber und ich atmete geräuschvoll ein. »Tut es immer noch weh?«, fragte er überflüssigerweise.

»Warum betäuben Sie Rachel nicht einfach?«

Ich fuhr zusammen. Verdammt, ich hatte Ivy gar nicht kommen gehört. »Nein«, sagte ich scharf. Ich wollte ihr keine Gelegenheit geben, Keasley dazu zu überreden, mich in die

Notaufnahme zu bringen.

»Aber dann wärst du schmerzfrei.« Ivy, die Kämpferin in Leder und Seide. »Warum musst du immer alles auf die harte Tour machen?«

»Ich mache gar nichts auf die harte Tour. Ich will ganz einfach nicht wieder bewusstlos werden«, erwiderte ich und musste tief durchatmen, um nicht selbst für eine Ohnmacht zu sorgen.

»Meine Damen«, murmelte Keasley beruhigend, »ich denke auch, dass es einfacher wäre, sie zu betäuben, vor allem für sie selbst, aber ich werde sie nicht dazu zwingen.«

»Danke«, sagte ich teilnahmslos.

»Vielleicht könntest du noch ein paar Töpfe Wasser vorbereiten, Ivy, und noch ein paar Handtücher holen?«

Die Mikrowelle piepte und Ivy wandte sich ab. Welche Tasse hatte die denn nicht im Schrank?

Keasley beschwor ein zweites Amulett und hängte es neben das erste. Es war ein weiterer Schmerzzauber, und die doppelte Wirkung ließ mich erleichtert die Augen schließen. Als Ivy einen Becher heiße Schokolade und einen Stapel frischer Handtücher auf den Tisch beförderte, riss ich sie wieder auf, doch sie verschwand sofort wieder in der Küche, wo sie ihre unangebrachte schlechte Laune an den Schränken ausließ.

Ich zog behutsam den Arm, mit dem ich den Schlag des Dämons abgeblockt hatte, unter der Decke hervor. Die Schwellung war zurückgegangen, sodass ich eine Sorge weniger hatte - zumindest war er nicht gebrochen. Ich

bewegte vorsichtig meine Finger, und Keasley drückte mir wie aufs Stichwort die heiße Schokolade in die Hand. Der Becher war angenehm warm, und die süße Flüssigkeit wirkte beruhigend auf meine angespannten Nerven.

Während ich den Kakao schlürfte, fixierte Keasley mit den Handtüchern meine rechte Schulter. Er holte eine Spritzflasche aus seiner Tasche und wusch mir die letzten Blutspuren vom Hals, was die Tücher sofort durchnässte. Hochkonzentriert drückte er auf das verletzte Gewebe.

»Au!« Ich verschüttete fast die Schokolade, als ich heftig zusammenzuckte. »Muss das wirklich sein?«

Keasley grunzte unverbindlich und hängte mir ein drittes Amulett um. Dieser Zauber war so stark, dass mir ganz schwummrig wurde. Ich wunderte mich kurz, wo er einen so starken Zauber herbekommen hatte, aber dann fiel mir wieder ein, dass er an Arthritis litt. Man brauchte schon verdammt starke Magie, um diesen Schmerz zu lindern, und ich fühlte mich schuldig, dass er seine medizinisch notwendigen Amulette auf mich übertrug. Er begann wieder, die Wunde abzutasten, aber diesmal spürte ich nur einen leichten Druck. Ich signalisierte ihm, dass alles in Ordnung war.

»Wie alt ist der Biss?«

»Hmm.« Ich versuchte, die Benebelung von den Amuletten zu durchdringen. »Sonnenuntergang?«

»Und jetzt ist es wie spät, kurz nach neun?« Er schaute auf die Uhr am CD-Player. »Gut, dann können wir dich problemlos wieder zusammenflicken.« Keasley winkte

Matalina heran und verwandelte sich plötzlich in einen Dozenten. »Schau mal hier«, erklärte er der Pixiefrau, »das Gewebe wurde eher aufgeschlitzt als zerrissen. Vampirbisse sind immer einfacher zu vernähen als Werwolfbisse. Die Wunden sind nicht nur sauberer, man muss sie auch nicht von fremden Enzymen befreien.«

Matalina flog noch näher heran. »Dornenspeere hinterlassen solche Wunden. Aber ich habe bis jetzt noch nichts gefunden, das den Muskel zuverlässig fixiert, während die Wundränder wieder zusammenwachsen.«

Mein Gesicht verlor das letzte bisschen Farbe, während ich weiter an meinem Kakao nippte. Ich wünschte, sie würden aufhören, über mich zu reden wie über ein wissenschaftliches Experiment oder ein Stück Grillfleisch.

»Ich benutze immer resorbierbare Fäden aus der Veterinärmedizin«, fuhr Keasley in seiner Erklärung fort.

»Veterinärmedizin?«, hakte ich beunruhigt nach.

»Die Tierkliniken werden nicht kontrolliert«, erwiderte er geistesabwesend. »Aber ich habe einmal gehört, dass die Hauptader des Lorbeerblatts stabil genug ist für die Anwendung bei Fairies und Pixies. Für die Flügelmuskulatur würde ich allerdings nur Darmfasern verwenden. Möchtest du welche?« Er wühlte wieder in seiner Tüte und legte ein paar kleine Umschläge auf den Tisch. »Sieh es einfach als Bezahlung für die Pflanzenteile, die du mir überlassen hast.«

Matalinas Flügel verfärbten sich zu einem zarten Rose. »Eigentlich hätte ich sie Ihnen gar nicht geben dürfen, es sind ja nicht meine Pflanzen.«

»Sind sie wohl«, unterbrach ich sie. »Ich muss fünfzig Dollar weniger Miete zahlen, wenn ich mich um den Garten kümmere, dadurch gehört er offiziell wohl mir. Aber ihr seid diejenigen, die ihn pflegen, also ist es in Wirklichkeit euer Garten.«

Keasley sah von meiner Wunde auf, und Matalina starrte mich geschockt an.

»Betrachte es einfach als Jenks' Gehalt«, fügte ich hinzu. »Das heißt, wenn du meinst, dass er ihn als Teil seiner Bezahlung akzeptieren könnte.«

Einen Moment lang herrschte Stille. »Ich glaube, das würde ihm gefallen«, flüsterte Matalina. Sie nahm die kleinen Umschläge und steckte sie in ihre Tasche, um anschließend unentschlossen zwischen dem Tisch und dem Fenster hin- und herzuflitzen. Mein Angebot hatte sie offenbar völlig aus der Bahn geworfen. Beunruhigt fragte ich mich, ob ich etwas falsch gemacht hatte, und ließ meinen Blick über Keasleys Utensilien auf der Zeitung schweifen.

»Sind Sie Arzt?«, fragte ich ihn und stellte meinen leeren Becher auf den Tisch. Ich musste unbedingt daran denken, mir das Rezept für diesen Zauber zu besorgen. Ich spürte überhaupt nichts, nirgendwo.

»Nein.« Er knüllte die mit Wasser und Blut getränkten Handtücher zusammen und warf sie auf den Boden.

»Wie sind Sie denn dann an dieses ganze Zeug herangekommen?«, bohrte ich nach.

»Ich habe eine Abneigung gegen Krankenhäuser«, antwortete er knapp. »Matalina? Soll ich die tiefer liegenden

Schichten nähen, und du machst dann die Wundränder? Deine Stiche sind sicher gleichmäßiger als meine.« Er lächelte schelmisch. »Rachel bevorzugt bestimmt eine kleinere Narbe.«

»Es ist hilfreich, wenn man nur einige Zentimeter von der Wunde entfernt ist«, meinte Matalina bescheiden. Ihre Freude darüber, so miteinbezogen zu werden, war nicht zu übersehen.

Keasley schmierte ein kaltes Gel auf meinen Hals. Ich starrte krampfhaft an die Decke, als er eine Schere zur Hand nahm, mit der er die zerfetzten Ränder zurechtschnitt. Mit einem zufriedenen Grunzen wählte er schließlich Nadel und Faden aus. Dann spürte ich einen leichten Druck, gefolgt von einem Ziehen. Ich holte tief Luft. Mein Blick flog zu Ivy, die gerade reinkam und sich so weit über mich beugte, dass sie Keasley fast das Licht nahm. »Was ist denn damit?«, fragte sie und deutete auf eine bestimmte Stelle. »Sollten Sie das nicht zuerst nähen? Da blutet es doch am stärksten.«

»Nein«, entgegnete Keasley nur, während er einen weiteren Stich machte. »Setzt du bitte noch einen Topf mit Wasser auf?«

»Sie brauchen vier Töpfe voll?«

»Wenn du so gut wärst«, antwortete er gedehnt. Keasley arbeitete weiter an der Naht, und ich zählte die Stiche, wobei ich die Uhr im Auge behielt. Der Kakao war mir wohl doch nicht so gut bekommen. Ich war nicht mehr genäht worden, seit mein ehemals bester Freund sich in meinem Schulschrank versteckt und so getan hatte, als sei er ein

Werfuchs. Das Ganze hatte damit geendet, dass wir beide von der Schule flogen.

Ivy zögerte, hob aber schließlich die nassen Handtücher auf und brachte sie in die Küche. Wieder rauschte Wasser, gefolgt von einem Schrei und einem dumpfen Hämmern aus dem Badezimmer. »Hör endlich auf mit dem Scheiß!«, rief Nick erbost, und ich musste grinsen. Viel zu bald kam Ivy zurück und spähte über Keasleys Schulter.

»Dieser Stich sieht ziemlich locker aus.«

Unbehaglich beobachtete ich, wie Keasley seine faltenzerfurchte Stirn runzelte. Ich mochte ihn gern, und Ivy war wirklich penetrant.

»Warum gehst du nicht mal das Grundstück ab, Ivy?«, murmelte er.

»Jenks ist draußen, wir sind in Sicherheit.«

Keasley biss die Zähne zusammen und zog behutsam an dem grünen Faden. Ohne den Blick von seiner Arbeit zu wenden, sagte er: »Vielleicht kann er ein bisschen Hilfe gebrauchen.«

Ivy richtete sich auf und verschränkte die Arme vor der Brust. Ihre Pupillen weiteten sich. »Das bezweifle ich.«

Matalinas Flügel schlugen hektisch, als Ivy sich wieder hinunterbeugte und so Keasley im Licht stand.

»Geh weg«, sagte der alte Mann ruhig, ohne sich zu rühren. »Du hast dich nicht unter Kontrolle.«

Sie zog sich ein wenig zurück, öffnete aber den Mund zu einem empörten Protest. Als sich unsere Blicke begegneten, lächelte ich sie entschuldigend an, widersprach Keasley aber

nicht. Daraufhin drehte sie sich um und stapfte hörbar durch den Flur und in den Altarraum. Ich zuckte zusammen, als sie die Eingangstür zuknallte. »Das tut mir leid.« Ich hatte das Gefühl, als müsste ich mich für sie entschuldigen.

Keasley streckte den Rücken durch. »Sie sorgt sich um dich, weiß aber nicht, wie sie dir das zeigen soll, ohne dich zu beißen. Entweder das, oder sie erträgt es nicht, wenn sie nicht alles unter Kontrolle hat.«

»Da ist sie nicht die Einzige. Ich fühle mich langsam wie eine Versagerin.«

»Versagerin?«, murmelte er. »Wie hast du dir das denn zusammengereimt?«

»Sehen Sie mich doch an«, erwiderte ich aufgebracht, »ich bin ein Wrack. Ich habe so viel Blut verloren, dass ich nicht einmal aufstehen kann. Seit ich bei der I. S. gekündigt habe, habe ich nichts mehr auf die Reihe gekriegt, außer mich von Trent fangen und zu Rattenfutter verarbeiten zu lassen!« Und was das Schlimmste war, ich fühlte mich nicht mehr wie ein Runner. *Dad wäre furchtbar enttäuscht von mir,* dachte ich. Ich hätte an meinem angestammten Platz bleiben sollen - geschützt, abgesichert, und zu Tode gelangweilt.

»Du bist am Leben«, meinte Keasley. »Und das ist keine Kleinigkeit, wenn die I. S. dir ans Leder will.« Er richtete die Lampe auf mein Gesicht. Ich schloss die Augen und zuckte kurz zusammen, als er mit einem kalten Tupfer mein geschwollenes Lid berührte. Matalina hatte inzwischen mit den Abschlussnähten an meinem Hals begonnen. Ihre winzigen Stiche waren fast nicht zu spüren. Sie ignorierte uns

mit der geübten Zurückhaltung einer mehrfachen Mutter.

»Ich wäre schon zweimal gestorben, wenn Nick nicht gewesen wäre.« Ich blickte in Richtung des Badezimmers.

Keasley richtete die Lampe auf mein Ohr, und wieder zuckte ich zusammen, als er mit dem Tupfer kam, der durch das geronnene Blut schwarz gefärbt wurde. »Irgendwann wärst du Kalamack sowieso entwischt. Stattdessen bist du ein Risiko eingegangen und hast Nick mit rausgeholt. Das kann man ja wohl kaum als Versagen bezeichnen.«

Ich blinzelte ihn mit meinem gesunden Auge an. »Woher wissen Sie das von den Rattenkämpfen?«

»Jenks hat es mir auf dem Weg hierher erzählt.«

Keasley tupfte eine übel riechende Flüssigkeit auf mein Ohr, das trotz der drei Amulette schmerzhaft pochte. »Mehr kann ich für diese Wunde leider nicht tun.«

An mein Ohr hatte ich schon gar nicht mehr gedacht. Matalina kam auf Augenhöhe geflogen, wandte sich dann aber zunächst an Keasley. »Ich bin fertig«, verkündete sie mit ihrer glockenhellen Stimme. »Wenn Sie mit dem Rest alleine fertig werden, würde ich gerne...« Ihre Augen strahlten in freudigem Eifer; ein Engel mit guten Neuigkeiten. »Ich möchte Jenks von Ihrem Angebot erzählen, uns den Garten zu überlassen«, erklärte sie nun an mich gerichtet.

Keasley nickte. »Schwirr ruhig ab. Außer dem Handgelenk gibt es nicht mehr viel zu tun.«

»Vielen Dank, Matalina, ich habe überhaupt nichts gespürt«, sagte ich artig.

»Gern geschehen.« Die kleine Pixie flitzte zum Fenster,

kehrte aber noch einmal zurück. »Vielen Dank«, hauchte sie ergriffen, bevor sie durch das Fenster in den dunklen Garten verschwand.

Keasley und ich blieben allein im Wohnzimmer zurück. Es war so still, dass ich die Deckel auf den Wassertöpfen in der Küche klappern hören konnte. Der alte Mann griff wieder zur Schere und schnitt den durchweichten Verband von meinem Handgelenk. Als er ihn ablöste, glaubte ich, mich übergeben zu müssen. Es war zwar immer noch mein Handgelenk, aber nichts schien mehr an der richtigen Stelle zu sein. Kein Wunder, dass Jenks' Pixiestaub die Blutung nicht hatte stoppen können: Das weiße Fleisch war zu mehreren großen Klumpen zusammengequetscht, und die dadurch entstandenen Krater hatten sich mit Blut gefüllt. Wenn mein Handgelenk schon so aussah, wie hatte dann erst mein Hals ausgesehen? Entsetzt schloss ich die Augen und konzentrierte mich wieder auf meine Atmung. Ich würde ohnmächtig werden, ganz bestimmt.

»Du hast dir gerade einen starken Verbündeten geschaffen«, sagte Keasley leise.

»Matalina?« Für einen Moment brauchte ich meine ganze Konzentration, um nicht zu hyperventilieren. »Das kann ich mir nicht vorstellen«, sagte ich endlich. »Schließlich bringe ich ständig ihren Mann und ihre Familie in Gefahr.«

»Hm.« Er stellte einen von Ivys Wassertöpfen auf seine Knie und ließ mein Handgelenk sanft hineingleiten. Ich stöhnte, als das Wasser in der Wunde brannte, entspannte mich aber wieder, sobald der Schmerz von den Amuletten

betäubt wurde. Keasley tastete das Gelenk ab, und ich versuchte mit einem Schmerzensschrei, ihm den Arm zu entziehen. »Möchtest du einen Rat von mir?«, fragte er.

»Nein.«

»Gut, du kriegst ihn trotzdem. Für mich sieht es so aus, als wärst du hier die Anführerin geworden. Das musst du akzeptieren. Aber alles hat seinen Preis. Sie wollen dafür gewisse Dinge für dich tun, also sei nicht selbstsüchtig, lass sie machen und nimm ihre Gefälligkeiten einfach an.«

»Ich verdanke Nick und Jenks mein Leben«, sagte ich widerwillig. »Was ist daran so großartig?«

»Du siehst das falsch. Deinetwegen muss Nick nicht länger Ratten töten, um zu überleben, und Jenks' Lebenserwartung hat sich fast verdoppelt.«

Ich zog meinen Arm zurück, und diesmal ließ er es geschehen. »Wie kommen Sie denn auf so was?«, fragte ich ungläubig.

Mit einem durchdringenden Knall stellte Keasley den Topf auf den Tisch zurück. Er legte meinen Arm auf ein frisches Handtuch, und ich zwang mich dazu, ihn anzusehen. Das Gewebe sah nicht mehr ganz so schlimm aus, ein Teil des Schadens wurde jedoch von einem frischen Blutstrom verborgen, der über die Haut auf den Stoff tröpfelte.

»Du hast Jenks zum Partner gemacht«, nahm Keasley das Gespräch wieder auf, als er ein Päckchen Mullbinden öffnete und anfing, das Blut abzutupfen. »Und jetzt hat er mehr zu verlieren als einen Job, er hat jetzt einen Garten. Du hast ihn ihm heute Abend offiziell überlassen, und das auf

unbegrenzte Zeit. Ich habe zwar noch von keinem Fall gehört, bei dem Land an Pixies verpachtet wurde, aber ich wette, das hält vor jedem Menschen- oder Inderlander-Gericht stand, wenn ein anderer Clan Ansprüche anmelden sollte. Damit hast du dafür gesorgt, dass *alle* seine Kinder es bis ins Erwachsenenalter schaffen, nicht nur die Erstgeborenen. Und dafür nimmt er es sicher gerne in Kauf, einen Nachmittag lang in einem Raum voller Penner Versteck spielen zu müssen.«

Ich sah, wie er einen weiteren Faden durch das Nadelöhr schob, und richtete meinen Blick wieder an die Decke. Der langsame Rhythmus von Ziehen und Stechen setzte wieder ein. Jeder wusste, dass Pixies und Fairies bis aufs Blut um fruchtbare Erde kämpften, aber mir war immer noch nicht klar gewesen, wie weit das Ganze ging. Ich erinnerte mich an Jenks' Geschichte, wie er für ein paar schäbige Blumentöpfe sogar einen lebensgefährlichen Bienenstich eingesteckt hatte. Kein Wunder, dass Matalina bei der Fairy-Attacke so cool geblieben war. Und nun hatte er einen eigenen Garten.

Keasley musste nach jedem zweiten Stich zum Tupfer greifen, denn die Wunde wollte einfach nicht aufhören zu bluten. Ich ertrug den Anblick nicht mehr und ließ meinen Blick durch das graue Wohnzimmer schweifen, bis er an dem leeren Tisch hängen blieb, wo Ivys Magazine gelegen hatten. Ich schluckte mühsam. »Keasley, Sie wohnen hier doch schon eine Weile, oder?«, fragte ich vorsichtig. »Wann ist Ivy eingezogen?«

Er sah mit undurchdringlichem Gesicht von seiner Nadel

hoch. »Am selben Tag wie du. Ihr habt doch am gleichen Tag gekündigt, oder nicht?«

Ich unterdrückte den Impuls, zustimmend zu nicken. »Ich sehe ja noch ein, warum Jenks sein Leben riskiert, um mir zu helfen, aber...«Ich überzeugte mich hastig davon, dass der Flur leer war. »Was hat Ivy davon?«

Keasley warf einen angewiderten Blick auf meinen Hals. »Das ist doch wohl offensichtlich: Du gibst ihr dein Blut, und sie sorgt dafür, dass die I. S. dich nicht tötet.«

Das konnte ich nicht auf mir sitzen lassen. »Ich habe Ihnen bereits gesagt, dass nicht Ivy mir das angetan hat!«, schrie ich los. »Es war ein Dämon!«

Er sah nicht so überrascht aus, wie ich es erwartete hatte, sondern starrte mich nur an und wartete auf nähere Erklärungen. »Ich habe die Kirche verlassen, um nach einem Rezept für einen Zauber zu suchen«, berichtete ich leise. »Die I. S. hat mir einen Dämon auf den Hals gehetzt, der sich in einen Vampir verwandelt hat, um mich zu töten. Und wenn es Nick nicht gelungen wäre, ihn in einem Kreis zu bannen, hätte er es auch geschafft.« Ich sackte erschöpft in mich zusammen. Mein Puls raste. Jetzt war ich sogar schon zu schwach, um wütend zu werden.

»Die I. S., sagst du?« Keasley schnitt den Faden ab und betrachtete mich nachdenklich. »Bist du dir wirklich sicher, dass es ein Dämon war? Die I. S. setzt für gewöhnlich keine Dämonen ein.«

»Das hat sich anscheinend geändert«, erwiderte ich verbittert. Die Blutung war immer noch nicht zum Stillstand

gekommen, und zwischen den grünen Fäden quollen rote Tropfen hervor. Ich berührte prüfend meinen Hals, aber zumindest dort hatte sich alles beruhigt. »Er kannte meinen vollständigen Namen, Keasley. Mein zweiter Vorname steht noch nicht mal auf meiner Geburtsurkunde. Wie konnte die I. S. ihn herausfinden?«

Keasley wirkte besorgt, als er mein Handgelenk abtupfte. »Nun, wenn es ein Dämon war, musst du dir zumindest keine Sorgen machen über bleibende Vampirschäden, denke ich.«

»Ein schwacher Trost«, ätzte ich.

Keasley griff noch einmal nach meinem Handgelenk und zog die Lampe näher heran. Er legte sorgfältig ein Handtuch unter meinen Arm, um das heraussickernde Blut aufzufangen.

»Rachel?«, murmelte er schließlich.

Die Alarmglocken in meinem Kopf schrillten. Bisher war ich immer nur Ms. Morgan für ihn gewesen. »Was?«

»Noch einmal zu dem Dämon... hast du einen Pakt mit ihm geschlossen?«

Ich folgte seinem Blick zu meinem Handgelenk und bekam Angst. »Ich nicht, aber Nick«, erklärte ich hastig. »Er hat zugestimmt, den Dämon aus dem Kreis zu befreien, wenn dieser mich lebend hierher zurückbringen würde. Daraufhin hat der uns durch die Kraftlinien zur Kirche gebracht.«

»Oh.« Der verhaltene Kommentar des alten Mannes jagte mir einen Schauer über den Rücken. Er wusste mehr als ich.

»Oh, was? Was ist los?«

Er holte tief Luft. »Das hier wird nicht von allein heilen«,

sagte er sanft und legte meine Hand in meinen Schoß.

»Was?«, rief ich und hielt mir instinktiv das Handgelenk, während mir die Schokolade fast wieder hochkam. Im Badezimmer wurde die Dusche abgestellt, und ich stand kurz vor einer Panikattacke. Was hatte Nick mir angetan?

Keasley packte einen desinfizierenden Klebeverband aus und legte ihn auf mein Auge. »Dämonen tun nichts ohne Gegenleistung. Du schuldest ihm einen Gefallen.«

»Ich habe dem aber nicht zugestimmt!«, sagte ich aufgebracht. »Es war Nick! Ich habe ihm gesagt, dass er ihn nicht rauslassen soll!«

»Das hat nichts mit dem zu tun, was Nick getan hat«, erklärte Keasley, während er sanft meine verletzte Schulter abtastete. »Der Dämon verlangt eine Bezahlung dafür, dass er dich durch die Kraftlinien gebracht hat. Dennoch hast du eine Wahl. Du kannst für deine Reise bezahlen, indem du für den Rest deines Lebens mit einem blutenden Handgelenk herumläufst, oder du erkennst offiziell an, dass du dem Dämon einen Gefallen schuldest, dann wird es heilen. Ich würde allerdings die erste Variante empfehlen.«

Ich sank in die Kissen. »Großartig.« Dabei hatte ich Nick gesagt, dass es eine schlechte Idee war.

Keasley zog meine Hand zu sich heran und umwickelte das Gelenk mit einer Mullbinde. Kaum hatte der weiche Stoff die Wunde berührt, war er schon durchnässt. »Lass dir von dem Ding bloß nicht einreden, du hättest in der Sache nichts zu sagen«, riet er mir, als er die ganze Rolle verbraucht hatte und das Ende mit einem Pflaster befestigte. »Du kannst mit

ihm um die Bezahlung feilschen, bis ihr euch auf etwas einigt. Das kannst du über Jahre hinziehen. Dämonen lassen einem immer eine Wahl, und sie sind geduldig.«

»Eine Wahl?«, schnauzte ich. »Entweder schulde ich ihm einen Gefallen, oder ich renne für den Rest meines Lebens rum, als hätte ich Stigmata?«

Keasley zuckte nur mit den Schultern, als er Nadel, Faden und Schere auf die Zeitung legte und diese zusammenfaltete. »Ich finde, für deinen ersten Zusammenstoß mit einem Dämon bist du noch ganz gut davongekommen.«

»Erster Zusammenstoß!« Ich ließ mich keuchend In dli Kissen sinken. *Erster? Als würde es jemals einen zweiten neben*. »Woher wissen Sie das alles?«, flüsterte ich.

Er stopfte die Zeitung in die Papiertüte. »Wenn man lange genug lebt, hört man so manches.«

»Großartig.« Ich schaute auf, als Keasley mir das stärkste der Schmerzamulette abnahm. »Hey«, widersprach ich, als all meine Schmerzen mit einem dumpfen Pochen zurückkehrten, »ich brauche das.«

»Du wirst es auch mit zweien ganz gut überstehen.« Er stand auf und ließ meine Erlösung in seine Jackentasche gleiten. »So kannst du dich wenigstens nicht aus Versehen selbst verletzen. Lass die Fäden für ungefähr eine Woche drin, Matalina wird dir sagen, wann sie gezogen werden können. Und keine Verwandlungen während dieser Zeit.« Er zog eine Armschlinge hervor und legte sie auf den Kaffeetisch. »Trage sie«, sagte er schlicht. »Dein Arm ist

verstaucht, nicht gebrochen.« Er zog vielsagend die Augenbrauen hoch. »Du Glückspilz.«

»Keasley, warten Sie.« Ich versuchte, meine Gedanken zu sammeln. »Wie kann ich mich revanchieren? Vor einer Stunde dachte ich noch, ich sterbe.«

»Vor einer Stunde lagst du ja auch im Sterben«, stellte er kichernd fest. »Du erträgst es nicht, jemandem etwas schuldig zu bleiben, was?« Er zögerte. »Ich beneide dich um deine Freunde, in meinem Alter kann man das ruhig zugeben. Freunde sind ein Luxus, den ich lange Zeit nicht genießen konnte. Wenn du mein Vertrauen annimmst, sind wir quitt.«

»Aber das ist nichts«, protestierte ich. »Wollen Sie noch mehr Pflanzen aus dem Garten? Oder einen Nerztrank? Sie sind noch einige Zeit haltbar, und ich werde sie nicht mehr benutzen.«

»Darauf würde ich nicht wetten«, sagte er und schaute in den Flur, wo sich gerade die Badezimmertür öffnete. »Und jemand zu sein, dem ich vertraue, kann dich teuer zu stehen kommen. Ich werde eines Tages darauf zurückkommen. Bist du bereit, das zu riskieren?«

»Natürlich«, sagte ich und fragte mich, wovor ein alter Mann wie Keasley wohl davonlief. Es konnte nicht schlimmer sein als das, was mir gerade passierte. Als die Tür zum Altarraum zuschlug, setzte ich mich auf. Ivy hatte offenbar genug geschmollt, und Nick hatte seine Dusche beendet. Das bedeutete, dass sie sich gleich wieder an die Kehle gehen würden, und ich war zu erschöpft für die Rolle des

Schiedsrichters. Als dann auch noch Jenks durch das Fenster geschwirrt kam, schloss ich die Augen, um meine verbliebenen Kräfte zu sammeln. Die drei auf einem Haufen würden mich umbringen.

Keasley griff nach seiner Tüte, als sei er im Begriff aufzubrechen. »Bitte, gehen Sie noch nicht«, flehte ich. »Vielleicht braucht Nick Sie noch, er hat eine fiese Schnittwunde am Kopf.«

»Rachel?«, fragte Jenks, während er Keasley umkreiste, um ihn zu begrüßen. »Was zum Teufel hast du Matalina erzählt? Sie flattert kreuz und quer durch den Garten als wäre sie auf Brimstone und lacht und weint vor sich hin. Ich bekomme kein vernünftiges Wort aus dieser Frau heraus.« Er verharrte still in der Luft und lauschte.

»Oh, großartig«, murmelte er. »Sie streiten sich schon wieder.«

Keasley und ich tauschten einen müden Blick, als die gemurmelte Unterhaltung im Flur ein abruptes Ende fand. Ivy betrat sichtbar befriedigt den Raum, Nick folgte ihr auf dem Fuße. Sein finsterer Blick verwandelte sich jedoch in ein Lächeln, als er mich aufrecht sitzend und gestärkt vorfand. Er trug ein übergroßes, weißes T-Shirt und..... saubere Jeans, die wohl frisch aus dem Trockner kam aber diesmal verfehlte sein charmantes Grinsen seine Wirkung auf mich. Der Gedanke an den Grund für mein ununterbrochen blutendes Handgelenk war noch zu präsent.

»Sie müssen Keasley sein?«, fragte Nick und streckte seine Hand über den Tisch, als wäre nichts passiert. »Ich bin Nick.«

Keasley räusperte sich und schüttelte die dargebotene Hand. »Nett, Sie kennenzulernen«, sagte er verhalten, und sein missbilligender Blick strafte seine Worte Lügen. »Rachel möchte, dass ich mir Ihre Stirn anschaue.«

»Mir geht es gut, es hat unter der Dusche aufgehört zu bluten.«

»Wirklich.« Der alte Mann sah ihn scharf an. »Rachels Handgelenk hingegen hört nicht auf zu bluten.«

Nicks Gesicht entgleiste, und er warf mir einen hastigen Blick zu, den ich starr erwiderte. Zur Hölle, offensichtlich war ihm klar, was das zu bedeuten hatte.

»Es - ahm...«, flüsterte er.

»Was?«, fragte Ivy. Jenks landete auf ihrer Schulter, doch sie fegte ihn weg.

Nick rieb sich wortlos mit einer Hand das Kinn. Ich würde ihn mir schon noch vorknöpfen... sehr bald sogar. Keasley knallte Nick seine Papiertüte vor die Brust. »Halten Sie das, während ich Rachel ein Bad einlasse. Ich will sichergehen, dass ihre Körpertemperatur stabil bleibt.«

Nick wich widerspruchslos zurück. Ivy musterte uns drei misstrauisch. »Ein Bad«, sagte ich fröhlich, um zu vertuschen, dass etwas nicht in Ordnung war. Wenn sie erfuhr, was passiert war, würde sie Nick wahrscheinlich umbringen.

»Das klingt großartig.« Ich warf die Decke und den Mantel ab und schwang meine Füße von der Couch. Der Raum verdunkelte sich, und ich fühlte, wie die Kälte in meinen Körper kroch.

»Immer mit der Ruhe«, mahnte Keasley und legte mir eine

dunkle Hand auf die Schulter. »Warte, bis es so weit ist.«

Ich holte tief Luft, um nicht den Kopf zwischen die Knie stecken zu müssen. Das wäre zu entwürdigend gewesen.

Nick stand leichenblass in seiner Ecke. »Ahm, du wirst vielleicht noch etwas auf dein Bad warten müssen. Ich glaube, ich habe das ganze Heißwasser verbraucht«, stammelte er.

»Prima«, flüsterte ich, »das solltest du ja auch.« Es kam einigermaßen unbekümmert heraus, aber innerlich kochte ich vor Wut.

Keasley räusperte sich erneut. »Deswegen die Töpfe mit Wasser.«

Ivys Gesicht verfinsterte sich. »Warum haben Sie das nicht gleich gesagt?«, grummelte sie, als sie den Raum verließ. »Ich werde mich darum kümmern.«

»Pass auf, dass das Wasser nicht zu heiß ist«, rief Keasley ihr hinterher.

»Ich weiß, wie man einen schwerwiegenden Blutverlust behandelt«, gab sie angriffslustig zurück.

»Das tust du ganz sicher, Fräulein.« Er richtete sich auf und presste einen erschrockenen Nick gegen die Wand. »Und jetzt wirst du Ms. Morgan erzählen, was sie bezüglich ihres Handgelenks erwartet«, befahl er und nahm seine Tüte wieder an sich. Nick war augenscheinlich überrascht über den kleinen, harmlos aussehenden Hexenmeister, aber er nickte gehorsam.

Jenks kam zu mir geflogen. »Was ist mit deinem Handgelenk, Rachel?«

»Nichts.«

»Was ist mit deinem Handgelenk, Zuckerschnecke?«

»Nichts!« Mühsam wedelte ich ihn fort.

»Jenks?«, rief Ivy laut, um das Geräusch des fließenden Wassers zu übertönen, »kannst du mir bitte den schwarzen Beutel bringen, der auf meiner Kommode liegt? Ich möchte etwas davon in Rachels Badewasser tun.«

»Den, der nach Eisenkraut stinkt?«, rief er zurück, blieb aber noch immer vor meinem Gesicht in der Luft stehen.

»Du warst an meinen Sachen!«

Jenks grinste verlegen. »Beeil dich«, fügte Ivy hinzu. »Je eher Rachel in der Wanne ist, desto schneller können wir von hier verschwinden. Immerhin müssen wir noch ihren Fall zu Ende bringen, sobald sie versorgt ist.«

Trents Ladung fiel mir wieder ein. Ich schaute auf die Uhr und seufzte. Es war noch immer genügend Zeit, um zum FIB zu gehen und ihn festzunageln. Aber ich würde nicht daran teilnehmen können - in keiner Form oder Gestalt.

Großartig.

28

Badeschaum, dachte ich, *sollte als medizinische Leistung für das Wohlbefinden vermarktet werden.* Ich seufzte und richtete mich ein wenig auf, damit mein Hals nicht unter Wasser geriet. Durch das warme Wasser und die Amulette hatten sich die Schmerzen von den Blutergüssen auf ein

dumpfes Pochen reduziert. Sogar mein Handgelenk, das ich sorgsam auf den Badewannenrand gelegt hatte, damit es trocken blieb, fühlte sich gut an. Durch die Wand konnte ich hören, wie Nick mit seiner Mutter telefonierte und ihr erzählte, dass er während der letzten drei Monate sehr viel Stress in der Arbeit gehabt habe und wie leid es ihm tue, dass er sich nicht schon früher gemeldet hatte. Ansonsten war es vollkommen still in der Kirche, seit Jenks und Ivy gegangen waren. »Um meinen Job zu erledigen«, flüsterte ich vor mich hin, wodurch meine kurzzeitige Zufriedenheit schwand und ich wieder trübselig wurde.

»Was haben Sie gesagt, Ms. Rachel?«, piepste Matalina. Die Pixie thronte auf einem Handtuchregal und stickte Hornstrauch-Blüten auf einen filigran gewebten Schal für ihre älteste Tochter. Ihr leichtes weißes Seidenkleid unterstrich ihr engelsgleiches Aussehen. Seit ich in der Wanne lag, passte sie auf, dass ich nicht ohnmächtig wurde und ertrank.

»Nichts.« Schwerfällig hob ich meinen verletzten Arm und schob einen Schaumberg auf meine Brust. Das Wasser wurde langsam kalt, und mein Magen knurrte. Ivys Badezimmer hatte eine fast schon unheimliche Ähnlichkeit mit dem meiner Mutter, mit kleinen muschelförmigen Seifen, Spitzenvorhängen vor dem Buntglasfenster und einer Vase mit Veilchen auf der Kommode. Ich war erstaunt, dass ein Vampir auf solche Sachen Wert legte. Die Badewanne war schwarz und bildete einen hübschen Kontrast zu den in Pastelltönen gehaltenen Wänden, die zum Teil mit einer Ro-

senknospentapete bedeckt waren.

Matalina legte ihre Stickerei zur Seite, verließ ihren Sitzplatz und schwebte über dem schwarzen Porzellan. »Ist das in Ordnung, wenn Ihre Amulette nass werden?«

Ich blickte auf die Schmerzamulette an meinem Hals und dachte, dass ich aussah wie eine besoffene Nutte beim Mardi Gras.

»Kein Problem«, seufzte ich. »Seifenwasser beeinträchtigt den Zauber nicht so sehr wie Salzwasser.«

»Ms. Tamwood wollte mir nicht sagen, was sie in das Badewasser getan hat«, meinte Matalina förmlich. »Vielleicht ist da doch Salz drin?«

Ivy hatte es mir auch nicht verraten, und in Wahrheit wollte ich es auch nicht wissen. »Kein Salz, ich hab gefragt.«

Mit einem kaum hörbaren Schnauben landete Matalina auf meinem großen Zeh, der aus dem Wasser ragte. Um das Gleichgewicht zu halten, schlug sie mit den Flügeln, und vertrieb so den Schaum um sich herum. Mit einer grazilen Bewegung raffte sie ihre Röcke und beugte sich vorsichtig vornüber, um einen Finger ins Wasser zu tauchen. Von der Stelle, an der ihr Finger das Wasser berührt hatte, breiteten sich kleine Ringe aus. Matalina roch an dem Tropfen.

»Eisenkraut«, stellte sie fest, »mein Jenks hatte recht. Außerdem Blutkraut und Gelbwurzel.« Sie sah mich an.

»Das benutzt man normalerweise, um etwas Stärkeres zu überdecken. Was versucht sie zu verstecken?«

Ich schaute an die Decke. Solange es die Schmerzen linderte, war mir das ziemlich egal.

Als eine der Dielen im Flur knarrte, erstarrte ich. »Nick?« Ich stellte frustriert fest, dass mein Handtuch außer Reichweite lag. »Ich bin noch in der Wanne, komm nicht rein!«

Er blieb vor der Tür stehen.

»Äh, hi, Rachel. Ich wollte nur mal, naja, nach dir sehen.« Es entstand eine kleine Pause. »Ich - äh - muss mit dir sprechen.«

Reflexartig sah ich auf mein Handgelenk, und das ungute Gefühl in der Magengegend kehrte zurück. Es blutete immer noch, obwohl ein fast drei Zentimeter dicker Verband die Wunde bedeckte. Auf dem schwarzen Keramikuntergrund sah das dünne Rinnsal aus wie eine Maserung in einem Stein. Vielleicht hatte Ivy aus diesem Grund eine schwarze Badewanne - auf Schwarz war Blut nicht so leicht zu erkennen wie auf Weiß.

»Rachel?«, rief Nick in die Stille hinein.

»Ich bin okay«, erwiderte ich laut. »Gib mir eine Minute, um aus der Wanne zu kommen, okay? Ich muss auch mit dir reden - kleiner Zauberer«, schloss ich schnippisch. Ich hörte, wie er unruhig von einem Fuß auf den anderen trat. »Ich bin kein Zauberer«, widersprach er leise. Er zögerte. »Hast du Hunger? Soll ich dir etwas zu essen machen?«, fragte er schließlich schuldbewusst.

»Ja, danke«, entgegnete ich. Ich wollte vor allem, dass er endlich von der Tür verschwand, hatte aber tatsächlich einen Riesenhunger. Wahrscheinlich lag das an dem riesigen Cookie, den Ivy mir aufgezwungen hatte, bevor sie

gegangen war. Er war ungefähr so appetitanregend gewesen wie eine Reiswaffei, und erst nachdem ich ihn hinuntergewürgt hatte, ließ Ivy sich dazu herab, mir mitzuteilen, dass er meinen Stoffwechsel anregen würde, besonders die Blutproduktion. Auf jeden Fall hatte er wie eine Mischung aus Mandeln, Bananen und Schuhleder geschmeckt.

Nick entfernte sich schlurfend, und ich streckte meinen Fuß nach dem Warmwasserhahn aus. Inzwischen gab es bestimmt wieder heißes Wasser.

»Wärmen Sie es nicht wieder an, Liebes«, warnte Matalina. »Ivy hat gesagt, Sie sollten raus, wenn es abgekühlt ist.«

Wut flammte in mir auf. Ich wusste, was Ivy gesagt hatte. Aber ich verkniff mir einen Kommentar.

Behutsam richtete ich mich auf und zog mich auf den Rand der Wanne. Am Rand meines Blickfeldes tauchten wieder schwarze Flecken auf, und ich hüllte mich eilig in ein flauschiges, pinkes Badetuch, für den Fall, dass ich wieder ohnmächtig wurde. Als sich meine Sicht normalisiert hatte, zog ich den Stöpsel und stieg vorsichtig aus der Wanne. Während geräuschvoll das Wasser ablief, wischte ich über den beschlagenen Spiegel und lehnte mich gegen das Waschbecken, um mein Gesicht zu inspizieren.

Mit einem tiefen Seufzer ließ ich die Schultern hängen. Matalina setzte sich auf meine Schulter und sah mich traurig an. Ich sah aus, als wäre ich von einem Lkw gefallen. Eine Seite meines Gesichts war durch einen violetten Bluterguss entstellt, der sich bis zu meinem Auge erstreckte. Keasleys

Verband war abgefallen, und nun konnte man eine tiefe Schnittwunde erkennen, die parallel zu meiner Augenbraue verlief und das ganze Gesicht schief wirken ließ. Ich konnte mich nicht einmal mehr daran erinnern, woher dieser Schnitt kam. Vorsichtig lehnte ich mich weiter vor, und das Opfer im Spiegel äffte mich nach. Ich nahm meinen ganzen Mut zusammen und zog die nassen Haarsträhnen von meinem Hals. Mir entfuhr ein Laut der Resignation. Der Dämon hatte keine sauberen Löcher hinterlassen, sondern vielmehr eine Reihe von Rissen, die ineinander liefen wie ein Fluss und seine Nebenläufe. Matalinas winzige Stiche sahen aus wie die Streben eines Eisenbahngleises und zogen sich bis zu meinem Schlüsselbein hinunter. Die Erinnerung an den Dämon ließ mich schaudern. Als ich unter ihm lag, war ich dem Tod verdammt nah gewesen, und allein dieser Gedanke flößte mir schon eine Höllenangst ein. Was mich aber viel mehr um den Schlaf bringen würde, war die quälende Erkenntnis, dass sich der Vampirspeichel trotz der Angst und trotz der Schmerzen verdammt gut angefühlt hatte. Täuschung oder nicht, es war... absolut überwältigend gewesen.

Ich schlug das Handtuch enger um mich und wandte mich ab.

»Vielen Dank, Matalina«, flüsterte ich. »Ich glaube, die Narben werden fast unsichtbar sein.«

»Gern geschehen, Liebes. Es war das Mindeste, was ich tun konnte. Soll ich noch bleiben und aufpassen, während du dich anziehst?«

»Nein.« In der Küche wurde der Mixer angestellt, und ich öffnete die Tür, um einen kurzen Blick in den Flur zu werfen. Der Geruch von Eiern hing in der Luft. »Ich glaube, das kriege ich schon hin, danke.«

Die Pixie nickte, holte ihr Stickzeug und flog mit einem leisen Summen aus dem Raum. Nachdem ich mich vergewissert hatte, dass Nick beschäftigt war, humpelte ich so schnell es ging in mein Zimmer und stieß einen Seufzer der Erleichterung aus, als ich es erreicht hatte.

Meine Haare tropften immer noch, als ich mich auf mein Feldbett setzte und nach Luft schnappte. Allein die Vorstellung, mich jetzt in eine Hose zu zwängen, bereitete mir Kopfschmerzen, aber ich würde auch auf gar keinen Fall einen Rock tragen. Letztendlich entschied ich mich für meine Fette-Zeiten-Jeans und eine blau karierte Bluse, in die ich reinschlüpfen konnte, ohne meine Schulter zu sehr zu belasten. In so einem Outfit wollte ich zwar nicht einmal begraben sein, aber es war ja nicht so, als ob ich Nick irgendwie imponieren wollte.

Der Boden schien beim Anziehen zwar ein wenig zu schwanken, und wenn ich mich zu schnell bewegte, kamen die Wände auf mich zu, aber letzten Endes schaffte ich es, mit klappernden Amuletten mein Zimmer zu verlassen. Während ich den Flur entlangschlurfte, überlegte ich, ob ich den Bluterguss mit einem Kosmetikzauber abdecken sollte. Mit normalem Make-up war da nichts zu machen.

In diesem Moment kam Nick aus der Küche geschlendert und hätte mich beinahe umgerannt. Er hatte ein Sandwich in

der Hand. »Da bist du ja«, sagte er und musterte meinen Aufzug. »Möchtest du ein Eiersandwich?«

»Nein, danke«, lehnte ich trotz meines knurrenden Magens ab. »Das schmeckt zu schwefelig.« Plötzlich hatte ich wieder die Szene in der Bibliothek vor Augen: wie er dagestanden - in einer Hand das schwarze Buch, die andere abwehrend vorgestreckt - und den Dämon aufgehalten hatte. Er hatte verängstigt ausgesehen, zu Tode erschrocken... und mächtig. Ich hatte nie zuvor einen Menschen gesehen, der Macht ausgestrahlt hatte. »Ich könnte jedoch ein wenig Hilfe beim Verbandswechsel an meinem Handgelenk gebrauchen«, fuhr ich bissig fort.

Er sackte in sich zusammen, wodurch er das Bild in meinem Kopf vollkommen zerstörte.

»Rachel, es tut mir leid -«

Ich schob mich an ihm vorbei und ging in die Küche. Ohne auf seine leichten Schritte hinter mir zu achten, humpelte ich zur Spüle und begann, Mr. Fish zu füttern. Draußen war es dunkel geworden, und ich erkannte an den mithin ziehenden Lichtpunkten, wo Jenks' Familie gerade Patroullie flog. Unbehaglich registrierte ich, dass die Tomate wieder auf der Fensterbank lag. Schon wollte ich Ivy in Gedanken verfluchen, doch dann runzelte ich nachdenklich die Stirn. Warum interessierte es mich überhaupt, was Nick dachte? Das hier war mein Haus, ich war ein Inderlander, und wenn ihm das nicht passte, konnte er meinetwegen Kröten fressen.

Ich spürte, wie Nick hinter mir am Tisch stehen blieb. »Rachel, es tut mir wirklich leid.« Ich drehte mich um und

sammelte mich. Mein Wutausbruch wäre wirkungslos, wenn ich dabei in Ohnmacht fiele. »Ich habe nicht gewusst, dass er von dir auch eine Bezahlung fordern würde, ehrlich.«

Zornig strich ich mir das nasse Haar aus den Augen und kreuzte die Arme vor der Brust. »Ich trage ein Dämonenmal, Nick. Ein verfluchtes Dämonenmal!«

Nick bugsierte seinen schlaksigen Körper in einen der Stühle, stützte die Ellbogen auf den Tisch und legte seinen Kopf in die geöffneten Hände. Ohne den Blick vom Tisch zu heben, sagte er mit ausdrucksloser Stimme: »Die Dämonologie ist eine ausgestorbene Kunst. Ich hatte nie damit gerechnet, dass ich mein Wissen jemals praktisch anwenden müsste. Es sollte nur ein einfacher Weg sein, alte Sprachen zu bestehen.«

Er schaute hoch und sah mir in die Augen. Die Besorgnis in seinem Blick, dieses Bedürfnis, von mir verstanden zu werden, hielt mich von einem weiteren scharfzüngigen Ausbruch ab.

»Es tut mir wirklich, wirklich leid. Wenn ich dein Dämonenmal auf mich nehmen könnte, würde ich es sofort tun. Aber ich dachte, du stirbst. Und ich konnte dich doch nicht auf dem Rücksitz eines Taxis verbluten lassen.«

Mein Zorn ebbte langsam ab. Er hatte sich freiwillig bereit erklärt, ein Dämonenmal auf sich zu nehmen, nur um mich zu retten. Ich war ein Idiot.

Nick schob das Haar von seiner linken Schläfe. »Siehst du?«, fragte er hoffnungsvoll. »Es hört auf.«

Argwöhnisch betrachtete ich seine Stirn. Genau an der

Stelle, wo der Dämon ihn getroffen hatte, befand sich eine frisch verheilte Wunde, die noch stark gerötet war und ziemlich schmerzhaft aussah. Sie bildete einen Halbkreis, der von einer Linie durchbrochen wurde. Mein Magen zog sich zusammen. Das Dämonenmal. Hölle und Verdammnis, genau so eines würde ich auch tragen. Aber es waren doch nur schwarze Kraftlinienhexen mit Dämonenmalen gezeichnet, nicht weiße Erdhexen. Nicht ich!

Nick ließ die verräterische Wunde unter den schwarzen Locken verschwinden. »Es wird sich auflösen, wenn ich meine Schuld getilgt habe. Es ist nicht für immer.«

»Deine Schuld?«, hakte ich nach.

Er sah mich um Verständnis heischend an. »Er wird wahrscheinlich irgendwelche Informationen oder so etwas einfordern. Zumindest steht es so in den Texten.«

Erschöpft rieb ich mir die Stirn. Ich hatte wohl keine Wahl, denn es gab sicher keine Anti-Dämonen-Pflaster. »Okay, und wie lasse ich den Dämon wissen, dass ich mich auf diesen Pakt einlasse?«

»Willst du das denn?«

»Ja.«

»Dann hast du es soeben getan.«

Ich fühlte mich elend bei dem Gedanken, dass ein Dämon eine so starke Verbindung zu mir hatte, dass er wahrnehmen konnte, wann ich seinen Bedingungen zustimmte. »Es gibt keinen Papierkram?«, fragte ich. »Keine Verträge? Ich mag keine mündlichen Absprachen.«

»Wäre es dir lieber, wenn er hier auftaucht und eure

ausfüllt?«, fragte Nick. »Stell es dir fest genug vor und er wird kommen.«

»Nein.« Mein Blick fiel auf das verwundete Handgelenk Irgendwie kribbelte es. Entsetzt merkte ich, wie sich das Kribbeln erst zu einem Jucken und dann zu einem leichten Brennen steigerte.

»Wo ist die Schere?«, fragte ich knapp. Nick schaute sich suchend um, während aus dem leichten Brennen ein beißender Schmerz wurde. »Es brennt wie Feuer!«, schrie ich. Der Schmerz wurde immer stärker, und ich riss wie eine Wahnsinnige an dem Verband, um ihn zu lösen.

»Mach ihn ab, mach ihn endlich ab!«, brüllte ich. Mit einer schnellen Bewegung drehte ich den Wasserhahn voll auf und hielt die Hand unter den Strahl. Das kalte Wasser durchnässte den Verband und linderte das Brennen. Mit klopfendem Herzen lehnte ich mich gegen die Spüle und wartete darauf, dass das Wasser den Schmerz ganz betäubte.

Die feuchte Nachtluft wehte die Vorhänge zur Seite. Ich starrte in den Garten und über den Friedhof, bis die schwarzen Flecken vor meinen Augen verschwanden. Meine Beine waren wacklig, und ich wurde nur durch das Adrenalin aufrecht gehalten. Das leise Geräusch der Schere, die Nick über den Tisch schob, lenkte meine Aufmerksamkeit zurück in die Küche, und ich drehte den Hahn zu. »Danke für die Warnung«, sagte ich bitter.

»Meins hat nicht wehgetan«, entschuldigte er sich. Er sah besorgt aus, verwirrt, und ach so verblüfft.

Mit einem Geschirrtuch und der Schere bewaffnet ging ich

zu meinem Platz am Tisch. Während ich die Klinge in den Verband schob und an der nassen Baumwolle herumsäbelte, warf ich ihm einen kurzen Blick zu. Er stand jetzt an der Spüle, und aus jeder Pore seines großen, unbeholfenen Körpers schien Schuldgefühl zu strömen. Ich sackte in meinem Stuhl zusammen.

»Es tut mir wirklich leid, dass ich so eine Zicke bin, Nick«, sagte ich, gab die Versuche mit der Schere auf und begann stattdessen, den Verband abzuwickeln. »Wenn du nicht da gewesen wärst, wäre ich sicher gestorben. Ich hatte verdammt viel Glück, dass du den Dämon aufgehalten hast. Ich verdanke dir mein Leben, und ich bin dir sehr dankbar für alles, was du getan hast.« Ich zögerte. »Das Ding hat mich einfach zu Tode geängstigt, und ich wollte das alles so schnell wie möglich vergessen, und nun kann ich es nicht. Ich fühle mich so verdammt hilflos, und dich anzuschreien ist ziemlich bequem.«

Seine Mundwinkel zuckten und er drehte seinen Stuhl, sodass er mir direkt gegenübersaß. »Lass mich das mal machen«, sagte er und griff nach meiner Hand.

Ich zögerte kurz, doch dann ließ ich es zu, dass er meine Hand in seinen Schoß legte. Er beugte seinen Kopf über mein Handgelenk, und unsere Knie berührten sich fast. Ich schuldete ihm viel mehr als ein einfaches Dankeschön.

»Ich meine das ernst, Nick. Danke. Du hast mir damit schon das zweite Mal das Leben gerettet. Das mit dem Dämon wird sich schon irgendwie regeln. Und es tut mir leid, dass du sein Mal abbekommen hast, indem du mir geholfen

hast.«

Nick schaute hoch und suchte meinen Blick. Plötzlich war ich mir seiner körperlichen Nähe sehr bewusst. Ich erinnerte mich daran, wie ich in seinen Armen gelegen hatte, als er mich in die Kirche trug. Hatte er mich auf dem Weg durch das Jenseits auch so gehalten?

»Ich bin froh, dass ich da war und dir helfen konnte«, sagte er sanft. »Es war in gewisser Weise ja auch meine Schuld.«

»Nein, er hätte mich sowieso gefunden, egal wo ich gewesen wäre.« Endlich fiel auch die letzte Schicht des Verbands. Als ich mich traute, auf die Wunde zu sehen, wurde mir schlecht vor Angst. Sie war völlig verheilt. Sogar die grünen Fäden waren verschwunden, und die weiße Narbe sah alt aus. Meine bildete einen vollen Kreis, durch den die charakteristische Linie verlief.

»Oh«, murmelte Nick, während er sich zurücklehnte. »Der Dämon scheint dich zu mögen. Mich hat er nicht geheilt, sondern nur die Blutung gestoppt.«

»Na klasse.« Ich rieb an dem Mal. Es war immerhin besser als ein Verband - hoffte ich. Und schließlich waren solche Narben und ihre Herkunft nicht allgemein bekannt. Seit dem *Wandel* hatte niemand mehr etwas mit Dämonen zu tun gehabt.

»Und jetzt muss ich nur darauf warten, dass er etwas von mir will?«

»Genau.« Nick stand auf und ging zum Herd.

Ich stützte die Ellbogen auf den Tisch und atmete tief durch. Nick hatte mir den Rücken zugewandt, um in einem

Topf herumzurühren. Drückende Stille breitete sich aus.

»Magst du Studentenmenü?«, fragte er plötzlich.

Ich wurde aufmerksam. »Wie bitte?«

»Studentenmenü.« Seine Augen richteten sich auf die Tomate auf der Fensterbank. »Was auch immer gerade im Kühlschrank ist mit Nudeln.«

Verständlicherweise misstrauisch stand ich mühsam auf und trottete zum Herd, um mir den Schlamassel anzusehen. In dem Topf blubberten Makkaroni vor sich hin. Daneben lag ein hölzerner Löffel. Ich zog die Augenbrauen hoch. »Hast du diesen Löffel benutzt?«

»Ja, warum?«

Ich schnappte mir das Salz und schüttete es komplett in das Wasser. »Hey«, schrie Nick, »ich hatte das Wasser schon gesalzen. Außerdem braucht man nicht so viel!«

Ohne auf seinen Protest zu achten, warf ich den Holzlöffel in meinen Reinigungsbottich und zog danach einen metallenen aus der Schublade.

»Bis ich meine Keramiklöffel wiederbekomme, gilt die Regel: Metall zum Kochen, Holz zum Brauen. Aber wenn du die Makkaroni gut abspülst, dürften sie in Ordnung sein.«

Nick zog die Stirn in Falten. »Ich dachte immer, es wäre genau andersrum, da Magie nicht an Metall haftet.«

Als ich langsam zum Kühlschrank wankte, merkte ich, dass mich selbst diese kleine Anstrengung ausgelaugt hatte. »Und wie kommst du darauf, dass Magie nicht an Metall haftet? Solange es sich nicht um Kupfer handelt, verdirbt Metall alles. Also überlass mir die Zaubersprüche, und du kümmerst

dich um das Essen.«

Sehr zu meiner Überraschung hatte Nick sein Testosteron im Griff, denn er war nicht eingeschnappt. Stattdessen schenkte er mir ein schiefes Lächeln.

Als ich die Kühlschranktür öffnete, durchdrang mich trotz der Amulette ein stechender Schmerz. »Ich kann nicht glauben, wie hungrig ich bin«, sagte ich, als ich nach etwas Ausschau hielt, das nicht in Alufolie oder Plastik eingewickelt war. »Ich glaube, Ivy hat mir irgendetwas eingeflößt.«

Es zischte, als Nick die Makkaroni abschüttete. »So einen kleinen Kuchen?«, fragte er.

Ich zog den Kopf aus dem Kühlschrank und schaute ihn verwundert an. Hatte Ivy ihm etwa auch einen gegeben? »Ja.«

»Ich hab's gesehen.« Er starrte durch den Dampf der heißen Nudeln auf die Tomate. »Als ich meine Abschlussarbeit geschrieben habe, hatte ich Zugang zum Archiv seltener Bücher. Es liegt direkt neben dem für antike Bücher.

Egal, auf jeden Fall ist die Architektur präindustrieller Kathedralen ziemlich öde, und so bin ich eines Nachts auf das Tagebuch eines britischen Priesters aus dem 17. Jahrhundert gestoßen. Er war angeklagt und verurteilt worden wegen Mordes an drei seiner schönsten Gemeindemitglieder.«

Nick schüttete die Nudeln in eine Schüssel und öffnete ein Glas Pastasoße. »Bei ihm wird so ein Ding erwähnt. Er schrieb, dass es den Vampiren ermöglichte, ihre blutigen

Orgien jede Nacht zu zelebrieren. Vom wissenschaftlichen Standpunkt aus solltest du dich glücklich schätzen. Ich denke, es wird nur sehr selten jemandem angeboten, der nicht unter ihrem Einfluss steht und deshalb zum Stillschweigen darüber gezwungen ist.«

Mir wurde unbehaglich zumute. Was zum Teufel hatte Ivy mir gegeben? Ohne seinen Blick von der Tomate zu lösen, schüttete Nick die Soße über die Nudeln. Ein appetitanregender Duft verbreitete sich, und mein Magen knurrte. Während er die Soße unterhob, versuchte ich, Nicks Fixierung auf die Tomate zu ergründen. Er sah angewidert aus. Verärgert über die übertriebene Abscheu der Menschen vor Tomaten schloss ich den Kühlschrank und humpelte zum Fenster. »Wie ist die hierher gekommen?«, murmelte ich und schob sie durch die Pixie-Klappe in die Nacht hinaus. Sie landete mit einem dumpfen Platschen unter dem Fenster.

»Danke.« Er atmete erleichtert auf.

Ich kehrte mit einem tiefen Seufzer zu meinem Stuhl zurück. Man hätte denken können, Ivy und ich hätten einen verrotteten Schafskopf auf unserer Arbeitsplatte liegen. Aber es war irgendwie beruhigend, dass er zumindest eine typisch menschliche Schwäche hatte.

Nick wandte sich wieder seiner Kreation zu und mischte Pilze, Worcester-Soße und Peperoni unter das Essen. Ich musste grinsen, als mir klar wurde, dass es sich um die Reste meiner Pizzazutaten handelte. Es roch wunderbar, und als er eine Nudelzange von der Kochinsel holte, fragte ich: »Reicht es für zwei?«

»Das reicht für eine ganze WG.« Nick stellte mir eine gefüllte Schüssel hin, setzte sich und zog seine eigene Portion zu sich heran. »Studentenmenü«, sagte er mit vollem Mund, »probier mal.«

Während ich pflichtbewusst den Löffel eintauchte, warf ich einen Blick auf die Uhr über der Spüle. Ivy und Jenks waren jetzt wahrscheinlich gerade beim FIB und versuchten den Beamten am Empfang davon zu überzeugen, dass sie keine irren Spinner waren, während ich hier rumsaß und mit einem Menschen Makkaroni aß. Noch dazu sah das Essen merkwürdig aus; mit Tomatensoße wäre es bestimmt besser gewesen. Misstrauisch führte ich den Löffel zum Mund.

»Hey«, sagte ich überrascht, »das ist gut.«

»Habe ich doch gesagt.«

Für einen Moment hörte man nur das Kratzen der Löffel und das Zirpen der Grillen im Garten. Nach einer Weile stopfte Nick das Essen nicht mehr ganz so schnell in sich hinein und warf nun seinerseits einen Blick auf die Küchenuhr. »Äh, ich muss dich um einen großen Gefallen bitten«, sagte er zögernd.

Verlegen sah ich hoch. Ich wusste, was nun kommen würde.

»Du kannst heute Nacht hier bleiben, wenn du willst«, kam ich seiner Frage zuvor. »Ich kann dir aber nicht garantieren, dass du noch alle Körperflüssigkeiten hast, wenn du aufwachst. Oder dass du überhaupt aufwachst. Die I. S. ist immer noch hinter mir her, im Moment zwar nur mit ein paar hartnäckigen Fairies, aber sobald sich herumgesprochen hat,

dass ich noch lebe, wird es hier vor Attentätern nur so wimmeln. Du wärst also auf einer Parkbank sicherer«, erläuterte ich trocken.

Er lächelte erleichtert. »Danke, das Risiko gehe ich ein. Und ab morgen bist du mich dann los. Ich will mich erkundigen, ob mein Vermieter noch irgendwas von meinem Kram hat, und dann werde ich meine Mutter besuchen.« Sein schmales Gesicht verzog sich, und plötzlich sah er wieder so besorgt aus wie in der vergangenen Nacht, als er dachte, ich würde verbluten. »Ich werde ihr erzählen, dass ich alles bei einem Brand verloren habe. Das wird hart.«

Das konnte ich gut nachvollziehen. Ich wusste, wie es war, auf der Straße zu stehen, mit einer Kiste im Arm, in der die kümmerlichen Reste deines Lebens verstaut sind. »Bist du sicher, dass du die Nacht nicht lieber bei ihr verbringen willst? Es wäre sicherer.«

Er aß weiter. »Ich kann auf mich aufpassen.«

Jede Wette kannst du das, dachte ich, wobei ich mich an das Dämonologie-Buch aus der Bibliothek erinnerte. Es war nicht mehr in meiner Tasche, und nur eine kleine Blutspur wies daraufhin, dass es je darin gewesen war. Am liebsten hätte ich ihn geradeheraus gefragt, ob er schwarze Magie praktizierte. Aber wenn er es zugab, müsste ich eine Entscheidung fällen, was ich diesbezüglich unternehmen sollte, und das wollte ich jetzt noch nicht. Ich mochte Nicks entspannte Umgänglichkeit. Es war das erste Mal, dass ich so etwas bei einem Menschen erlebte, und es war einfach... faszinierend.

Ein Teil von mir verachtete mich dafür, denn mir war durchaus bewusst, dass seine Anziehungskraft etwas mit meinem »Held rettet Fräulein in Not«-Syndrom zu tun hatte. Aber ich brauchte im Moment einfach ein bisschen Geborgenheit in meinem Leben, und ein magiebegabter Mensch, der Dämonen davon abhielt, mir die Kehle aufzuschlitzen, erfüllte dieses Bedürfnis perfekt. Besonders wenn er so harmlos aussah wie Nick.

»Außerdem wird Jenks mich anpixen, wenn ich verschwinde, bevor er wieder da ist«, erklärte er. Damit war die Stimmung dahin.

Ich seufzte frustriert. Er war ein Babysitter, na toll.

Nebenan klingelte das Telefon. Ich sah Nick herausfordernd an und bewegte mich kein Stück. Immerhin war ich verletzt, verdammt noch mal.

Er lächelte mich in seiner typischen Art an und stand auf. »Ich geh ran.« Befriedigt nahm ich einen weiteren Bissen und sah Nick hinterher. Vielleicht sollte ich ihm anbieten, ihn zu begleiten, wenn er sich ein paar neue Klamotten besorgte. Diese Jeans waren einfach viel zu weit.

»Hallo.« Nicks Stimme sank um eine Oktave und nahm einen überraschend professionellen Ton an. »Sie sind mit Morgan, Tamwood und Jenks verbunden, vampirisch-magischer Runnerdienst.«

Vampirisch-magischer Runnerdienst., dachte ich. Ein bisschen von Ivy, ein bisschen von mir. Der Name war wahrscheinlich ebenso gut wie jeder andere. Ich pustete auf meinen gehäuften Löffel, schob ihn mir in den Mund und

entschied, dass Nicks Kochkünste auch nicht zu verachten waren.

»Jenks?« Als Nick mit dem Telefon in der Hand im Flur erschien, schaute ich zögernd hoch. »Sie isst gerade. Seid ihr schon am Flughafen?«

Es entstand eine lange Pause, und ich seufzte. Das FIB war aufgeschlossener und vor allem gieriger auf Trent, als ich angenommen hatte.

»Das FIB?« Nick klang plötzlich besorgt, und ich erstarrte, als er hinzufügte: »Sie hat was gemacht? Gibt es Todesopfer?«

Resigniert schloss ich die Augen und legte den Löffel beiseite. Nicks Kreation machte seltsame Dinge in meinem Magen, und ich schluckte schwer.

»Ahm, klar«, sagte Nick und runzelte die Stirn, als er mn nen Blick auffing. »Gib uns eine halbe Stunde.« Als er auflegte, gab das Telefon ein schrilles Piepsen von sich. Dann drehte er sich zu mir um und seufzte. »Wir haben ein Problem.«

29

Das Taxi bog so scharf um die Ecke, dass ich gegen die Tür geschleudert wurde. Infolge davon drang der Schmerz wieder durch die Betäubung, und ich klammerte mich gequält mit einer Hand an meiner Tasche fest. Der Fahrer war ein Mensch und hatte unmissverständlich klargemacht, dass

er nur äußerst ungern nach Einbruch der Dunkelheit in die Hollows hinausfuhr. Sein ständiges Murren legte sich erst, nachdem wir den Ohio River überquert und eine Gegend erreicht hatten, wo »anständige Menschen hingehörten«, wie er sich ausdrückte. Das Einzige, was Nick und mich in seinen Augen rettete, war die Tatsache, dass er uns von einer Kirche abgeholt hatte. Und natürlich, dass wir auf dem Weg zum FIB waren, »einer anständigen Einrichtung, die die richtige Seite des Gesetzes aufrecht erhält.«

»Okay«, sagte ich, als Nick mir half, mich aufzurichten. »Die anständigen Gesetzeshüter beim FIB haben also Ivy belästigt und >guter Cop/böser Cop< mit ihr gespielt. Jemand hat sie angefasst und sie...«

»Sie ist explodiert«, beendete Nick den Satz für mich. »Die haben acht Beamte gebraucht, um sie festzuhalten. Jenks sagte, dass drei davon zur Beobachtung im Krankenhaus bleiben mussten, vier weitere wurden behandelt und sind wieder entlassen worden.«

»Idioten«, brummte ich. »Und was ist mit Jenks?«

Nick streckte einen Arm aus, um sich abzustützen, als wir vor einem großen Gebäude mit Glasfassade ruckartig zum Stehen kamen. »Sie wollen ihn nur in die Obhut einer verantwortungsbewussten Aufsichtsperson entlassen.« Sein freches Grinsen wirkte ein klein wenig angespannt. »Da es aber niemand Geeigneten gibt, sagten sie, du wärst ausreichend.«

»Ha, ha«, entgegnete ich trocken. Ich betrachtete durch das schmutzige Seitenfenster das gegenüberliegende

Gebäude. FEDERAL INDERLANDER BUREAU stand in großen Lettern über den Doppeltüren. Nick krabbelte aus dem Wagen und reichte mir seine Hand. Vorsichtig stieg ich aus und versuchte, mich zu orientieren, während er den Fahrer mit dem Geld bezahlte, das ich ihm zugesteckt hatte. Die Straßenlaternen schienen hell, und für diese Tageszeit war verhältnismäßig wenig Verkehr auf der Straße. Es war offensichtlich, dass wir uns mitten im menschlichen Teil von Cincinnati befanden. Als meine Augen an der Fassade des imposanten Gebäudes emporwanderten, fühlte ich mich klein, nervös und in der Minderheit.

Sorgfältig prüfte ich die schwarzen Fenster zu allen Seiten auf Anzeichen eines möglichen Angriffs. Jax hatte gesagt, dass die Fairy-Attentäter direkt nach meinem Telefonat abgezogen waren. *Um Verstärkung zu holen, oder um einen Hinterhalt vorzubereiten?* Der Gedanke, dass in diesem Moment Fairy-Katapulte auf mich ausgerichtet werden könnten, gefiel mir gar nicht. Nicht einmal ein Fairy wäre so dreist, mich innerhalb eines FIB-Gebäudes anzugreifen, aber auf dem Bürgersteig war ich eine leichte Beute.

Andererseits konnte es natürlich auch sein, dass sie von dem Job abgezogen worden waren, immerhin schickte die I.S. ja jetzt Dämonen. Zutiefst befriedigt dachte ich daran, dass der Dämon seinen Beschwörer inzwischen wahrscheinlieh schon in seine Einzelteile zerlegt hatte. So schnell werden sie also wohl nicht wieder einen auf mich ansetzen den Schwarze Magie fiel eben immer auf den zurück, der sie praktizierte, ohne Ausnahme.

»Sie sollten wirklich besser auf Ihre Schwester aufpassen«, sagte der Taxifahrer, als er nach dem Geld griff. Nick und ich sahen uns verständnislos an. »Aber ich vermute mal, ihr Inderlander kümmert euch nicht so gut umeinander, wie das bei uns anständigen Menschen der Fall ist. Ich würde jeden zu Brei schlagen, der es wagt, meine Schwester auch nur anzufassen«, verkündete er selbstzufrieden und machte sich aus dem Staub.

Verwirrt starrte ich dem Wagen hinterher, bis Nick sagte: »Er denkt, dass dich jemand zusammengeschlagen hat und ich dich zum FIB bringe, um Anzeige zu erstatten.«

Ich war zu nervös, um zu lachen - ganz abgesehen davon, dass ich dann wahrscheinlich ohnmächtig geworden wäre -, aber für ein Kichern reichte es noch. Schnell griff ich nach Nicks Arm, um nicht zusammenzubrechen. Nick hielt mir ritterlich die Tür auf, aber ich konnte meine Angst nicht ganz unterdrücken, als ich über die Schwelle trat. Ich hatte mich in die fragwürdige Lage gebracht, einer von Menschen geführten Behörde vertrauen zu müssen. Damit befand ich mich auf dünnem Eis, und das gefiel mir ganz und gar nicht.

Doch die vertraute Geräuschkulisse und der Geruch von frisch gekochtem Kaffee wirkten beruhigend. Es war alles wie in jeder anderen Behörde auch: der graue Fliesenboden, die einander überlagernden Gesprächsfetzen, ja sogar die orangefarbenen Plastikstühle, auf denen die unbelehrbaren Jugendlichen und besorgten Eltern saßen. Fast war es so, als würde ich nach Hause kommen, und ich entspannte mich ein wenig.

»Da drüben«, sagte Nick und zeigte auf den Empfangsschalter. Mein Arm in der Schlinge pochte wieder, und auch meine Schulter tat verdammt weh. Entweder verringerte mein Schweiß die Wirksamkeit der Amulette, oder sie kamen nicht mehr gegen meine zunehmende Erschöpfung an. Nick hielt sich so dicht hinter mir, dass es mir auf die Nerven ging.

Die Empfangsdame sah hoch, als wir uns näherten, und ihre Augen weiteten sich. »Schätzchen«, rief sie mitfühlend, »was ist denn mit Ihnen passiert?«

»Ich, äh...« Mit schmerzverzerrtem Gesicht stützte ich mich an ihrem Tisch ab. Mein Kosmetikzauber war nicht stark genug, um das blaue Auge oder die Nähte zu kaschieren. Aber was sollte ich ihr sagen? Dass die Dämonen nach Cincinnati zurückgekehrt waren? Ich warf einen flüchtigen Blick über die Schulter, aber Nick war mir keine Hilfe, da er die Tür im Auge behielt.

»Ahm«, stammelte ich, »ich bin hier, um jemanden abzuholen.«

Sie kratzte sich im Nacken. »Doch nicht etwa den, der Ihnen das angetan hat?«

Ihre aufrichtige Sorge entlockte mir ein Lächeln. Ich liebte es, bemitleidet zu werden. »Nein.«

Die Frau schob sich eine Strähne ihres ergrauenden Haares hinters Ohr. »Es tut mir wirklich leid, Ihnen das sagen zu müssen, aber in diesem Fall müssen Sie zur Dienststelle in der Hillman Street. Und Sie werden damit bis morgen früh warten müssen, außerhalb der Geschäftszeiten wird niemand

entlassen.«

Mir entfuhr ein Seufzer. Ich hasste das Labyrinth der Bürokratie leidenschaftlich, aber ich hatte erkannt, dass man am besten damit umging, indem man lächelte und sich dumm stellte. So wurden größere Verwirrungen vermieden.

»Aber ich habe doch mit jemandem aus Ihrer Dienststelle gesprochen, und zwar vor weniger als zwanzig Minuten. Und der hat mir gesagt, dass ich hierher kommen soll.«

Jetzt schien bei ihr der Groschen zu fallen, denn ihr Blick wurde plötzlich wachsam. »Ah«, sagte sie, »Sie sind hier, um den... Pixie abzuholen.« Sie kratzte erneut ihren Hals, wo sich eine kleine Blase gebildet hatte. Sie war ganz offensichtlich angepixt worden.

Nick räusperte sich. »Sein Name ist Jenks«, sagte er knapp. Für ihn war ihr kurzes Zögern wohl ein Zeichen dafür, dass sie am liebsten »Wanze« gesagt hätte.

»Ja«, antwortete sie langsam und beugte sich vor, um ihren Knöchel zu kratzen. »Mr. Jenks. Würden Sie bitte da drüben Platz nehmen? Man wird sich um Sie kümmern, sobald Captain Edden Zeit für Sie hat.«

»Captain Edden.« Ich griff wieder nach Nicks Arm. »Vielen Dank.« Ich fühlte mich alt und gebrechlich, als ich mich zu den orangefarbenen Monstrositäten schleppte, die sich an den Wänden der Empfangshalle entlangzogen. Der plötzliche Gesinnungswandel der Frau hatte mich eiskalt erwischt. Von einem Moment auf den anderen war ich vom Schätzchen zur Schlampe geworden.

Obwohl wir nun schon seit vierzig Jahren offen mit den

Menschen zusammenlebten, traten die Spannungen immer wieder zutage. Sie hatten Angst vor uns, und möglicherweise lagen sie damit gar nicht so falsch. Es ist bestimmt nicht einfach, eines Tages aufzuwachen und festzustellen, dass deine Nachbarn Vampire sind und deine Grundschullehrerin eine Hexe war.

Während Nick mir beim Hinsetzen half, ließ er den Blick durch die Halle schweifen. Die Stühle waren genau so, wie ich es erwartet hatte: hart und unbequem. Nick ließ sich neben mir nieder, verharrte aber auf der äußersten Stuhlkante. »Wie geht es dir?«, fragte er, als ich stöhnend nach einer halbwegs bequemen Sitzposition suchte.

»Gut«, entgegnete ich knapp, »nur ein wenig überdreht.« Der Anblick zweier uniformierter Männer, die sich mühevoll durch die Lobby bewegten, ließ mich zusammenzucken. Einer von ihnen ging an Krücken, der andere hatte ein Veilchen, das sich bereits dunkelviolett verfärbt hatte. Zudem kratzte er sich wie ein Besessener an den Schultern. *Vielen Dank auch, Jenks und Ivy! Mein* Unbehagen steigerte sich. Wie sollte ich jetzt noch den FIB-Captain davon überzeugen, mir zu helfen?

»Möchtest du etwas essen?«, unterbrach Nick meine Grübelei. »Ich, äh, könnte schnell über die Straße laufen und uns bei Graeters ein Eis besorgen. Du magst doch Butter-Pecannuss-Eis?«

»Nein.« Es klang wesentlich schroffer, als ich beabsichtigt hatte, also versuchte ich, die Antwort mit einem Lächeln zu entschärfen. »Nein, aber vielen Dank«, korrigierte ich mich.

Die Befürchtungen machten es sich in meiner Magengrube bequem.

»Wie wär's dann mit etwas aus dem Automaten? Salz und Kohlenhydrate gefällig?«, schlug er vor. »Die Nahrung der Champions!«

Ich schüttelte den Kopf und stellte die Tasche zwischen meinen Beinen ab. Geschwächt versuchte ich, meine Atmung flach zu halten, und starrte auf den abgewetzten Fliesenboden. Wenn ich jetzt noch etwas aß, würde ich kotzen. Ich hatte noch einen weiteren Teller von Nicks Makkaroni gegessen, bevor das Taxi gekommen war, aber darin lag nicht das Problem.

»Lässt die Wirkung der Amulette nach?« Nicks Vermutung traf ins Schwarze. In diesem Moment erschien ein Paar abgetragener brauner Schuhe auf der Fliese, die ich anstarrte. Nick rutschte mit verschränkten Armen tiefer in seinen Stuhl, und ich hob langsam den Kopf.

Der Mann war stämmig, trug ein weißes Hemd und khakifarbene Hosen und sah so geschniegelt aus wie ein Soldat, der Zivilist geworden war. Die Gläser seiner billigen Brille schienen viel zu klein zu sein für sein rundliches Gesicht. Er verströmte einen starken Geruch nach Seife, und sein feuchtes, kurz geschnittenes Haar stand in die Höhe wie bei einem Orang-Utan-Baby. Offenbar war er angepixt worden und erfahren genug, um sich zu waschen, bevor sich Blasen bilden konnten. Das bandagierte rechte Handgelenk trug er in einer Schlinge, die mit meiner identisch war. Ich konnte nur hoffen, dass er ein geduldiger Mensch war. »Ms.

Morgan?« Seufzend richtete ich mich auf. »Ich bin Captain Edden.«

Großartig, dachte ich, während ich mich mit Nicks Hilfe mühevoll erhob. Als ich stand, bemerkte ich, dass ich Edden problemlos in die Augen schauen konnte, für eine offizielle Autoritätsperson war er erstaunlich klein. Wenn ich nicht gewusst hätte, dass das biologisch unmöglich war, hätte ich sogar darauf getippt, dass er Gnomenblut in den Adern hatte. Mein Blick blieb an der Waffe in seinem Hüftholster hängen, und plötzlich wünschte ich mir meine Spezialhandschellen von der I. S. zurück. Edden verzog das Gesicht, als er mein aufdringliches Parfüm roch, streckte mir aber kommentarlos seine linke Hand statt der üblichen rechten entgegen, da wir diese schließlich beide nicht benutzen konnten. Während des Handschlags lief mir ein Schauer über den Rücken. Es fühlte sich nicht richtig an. Ich würde eher meinen verletzten Arm benutzen, als noch einmal die Linke zu schütteln. »Guten Abend, Captain«, sagte ich und versuchte, meine Nervosität zu verbergen. »Das ist Nick Sparagmos, er hilft mir momentan, auf den Beinen zu bleiben.«

Edden nickte kurz in Nicks Richtung und zögerte dann. »Mr. Sparagmos? Sind wir uns schon einmal begegnet?«

»Nicht, dass ich wüsste«, erwiderte Nick ein wenig zu schnell, und jetzt fiel mir auch seine betont lässige Haltung auf. Nick war schon einmal hier gewesen, und ich hätte wetten können, dass er bei dieser Gelegenheit nicht einfach die Eintrittskarten für das jährlich stattfindende

Wohltätigkeitsessen abgeholt hatte.

»Sind Sie sicher?«, fragte Edden und fuhr sich mit einer schnellen Handbewegung durch sein borstiges Haar.

»Absolut.«

Der ältere Mann betrachtete ihn einen Moment lang eingehend. »Ja«, sagte er dann abrupt. »Ich muss Sie wohl mit jemandem verwechselt haben.«

Nicks Haltung entspannte sich beinahe unmerklich, was meine Neugier nur noch steigerte.

Captain Eddens Blick fiel auf meinen Hals, und unwillkürlich fragte ich mich, ob ich die Nähte in Zukunft besser unter einem Schal verstecken sollte.

»Würden Sie bitte mit mir kommen? Ich möchte mich noch kurz mit Ihnen unterhalten, bevor ich den Pixie in Ihren Gewahrsam übergebe.«

Nick schien verärgert zu sein. »Sein Name ist Jenks«, murmelte er fast unhörbar.

»Ja, Mr. Jenks.« Edden machte eine bedeutungsschwere Pause. »Würden Sie mir jetzt bitte in mein Büro folgen?«

»Und was ist mit Ivy?«, fragte ich, widerwillig, den öffentlichen Eingangsbereich hinter mir zu lassen. Ich konnte kaum aufrecht stehen, und schnelle Bewegungen hätten hundertprozentig die nächste Ohnmacht zur Folge.

»Ms. Tamwood bleibt, wo sie ist. Sie wird am Morgen zur weiteren Strafverfolgung an die I. S. überstellt.«

Meine Vorsicht wich dem Zorn. »Sie sollten eigentlich wissen, dass man einen wütenden Vampir nicht anfasst.« Nicks Hand schloss sich warnend um meinen Arm, und ich

musste mich stark beherrschen, um mich nicht von ihm loszureißen.

Ein schwaches Lächeln huschte über Eddens Gesicht. »Nichtsdestotrotz hat sie Beamte des FIB angegriffen. In Bezug auf Tamwood sind mir die Hände gebunden. Wir sind nicht dafür ausgerüstet, mit Inderlandern umzugehen.« Er zögerte. »Bitte kommen Sie in mein Büro. Dort können wir uns in aller Ruhe über verschiedene Optionen unterhalten.«

Meine Besorgnis steigerte sich immer mehr. Denon würde Ivy liebend gern einsperren, und wenn das auch noch auf legalem Weg passierte, umso besser. Nick reichte mir meine Tasche und ich nickte. Das sah alles nicht gut aus. Mir kam der Verdacht, dass Edden Ivy dazu verleitet haben könnte, so auszurasten, damit ich hier als Bittsteller erschien. Ich folgte Edden zu einem Büro abseits der Lobby, dessen Wände vollständig aus Glas bestanden. Auf den ersten Blick wirkte es sehr abgeschieden, aber mit hochgezogenen Jalousien hatte er bestimmt einen optimalen Überblick. Im Moment war das Rollo geschlossen, wodurch das Büro etwas weniger wie ein Aquarium wirkte. Er ließ die Tür offen, und die üblichen Amtsgeräusche drangen in den Raum.

»Bitte setzen Sie sich doch.« Er deutete auf zwei grün gepolsterte Stühle vor seinem Schreibtisch. Dankbar setzte ich mich, nur um festzustellen, dass die dünne Polsterung kaum bequemer war als die Plastikstühle in der Eingangshalle. Während Nick sich steif auf dem anderen Stuhl niederließ, inspizierte ich Eddens Büro, wobei mir als Erstes ein paar staubige Bowling-Pokale und einige

Aktenstapel ins Auge fielen. An einer Wand waren Aktenschränke aufgereiht, auf denen sich fast bis zur Decke Fotoalben stapelten. Hinter Eddens Schreibtisch hing eine Uhr an der Wand, die ein nerviges Ticken von sich gab, außerdem ein Foto von ihm und meinem alten Boss Denon, wie sie sich lächelnd vor dem Rathaus die Hände schüttelten. Edden wirkte neben Denons vampirischer Eleganz klein und gewöhnlich.

Ich konzentrierte mich wieder auf Edden. Er hing entspannt in seinem Stuhl und wartete ganz offensichtlich darauf, dass ich die Musterung seines Büros beendete. Wenn er mich nach meiner Meinung gefragt hätte, dann hätte ich ihm gesagt, für was für einen Chaoten ich ihn hielt. Aber trotz aller Unordnung strahlte der Raum Effizienz aus - hier wurde wirklich gearbeitet. Bildlich gesprochen war er von Denons sterilem Hightechbüro ungefähr so weit entfernt wie mein alter Schreibtisch von einem Friedhof. Das gefiel mir; wenn ich schon jemandem vertrauen musste, dann lieber einem, der genauso unorganisiert war wie ich.

Edden setzte sich ordentlich hin. »Ich muss zugeben, dass meine Unterhaltung mit Tamwood äußerst interessant war, Ms. Morgan. Als einem ehemaligen I.S.-Agenten ist Ihnen sicherlich bewusst, wie imagefördernd eine Verhaftung von Trent Kalamack für das FIB sein könnte. Erst recht, wenn es um die Herstellung und Verbreitung illegaler Biodrogen geht.«

Er hatte es auf den Punkt gebracht. Ja, ich begann wirklich, diesen Typen zu mögen. Doch ich blieb weiterhin stumm. Da

war noch etwas.

Edden legte den gesunden Arm auf seinen Schreibtisch und ließ den in der Schlinge in seinen Schoß sinken. »Aber Sie werden sicher auch verstehen, dass ich den Abgeordneten Kalamack nicht nur aufgrund eines Hinweises von einem ehemaligen I. S.-Runner verhaften lassen kann. Auf Sie ist immerhin ein Kopfgeld ausgesetzt, illegal oder nicht.«

Meine Gedanken drehten sich im Kreis. Ich hatte recht gehabt. Er hatte Ivy in Gewahrsam behalten, um mich hlerhei zu locken. Für einen kurzen Moment fragte ich mich panisch, ob er Zeit schinden wollte, weil er die I. S. bereits angerufen hatte, damit sie mich festnahmen. Doch als ein schmerzhafter Adrenalinschub einsetzte, verschwanden diese Überlegungen. Das FIB und die LS. waren bittere Rivalen. Wenn Edden also mein Kopfgeld einstreichen wollte, würde er es selbst machen und nicht die I. S. dazu einladen. Er hatte mich hierher bestellt, um sich ein Bild von mir zu machen. Aber wozu? Ich beschloss, die Kontrolle über das Gespräch an mich zu reißen, und lächelte, was schmerzhafte Impulse in meinem geschwollenen Auge auslöste. Anstatt meine übliche Ausweichtaktik anzuwenden, schaute ich ihm offen ins Gesicht und verbannte dazu meine Nervosität aus den Schultern in den Magen, wo er sie nicht sehen konnte. »Ich möchte mich für das Verhalten meiner Partnerin entschuldigen, Captain Edden«, sagte ich mit einem vielsagenden Blick auf sein verbundenes Handgelenk. »Ist es gebrochen?«

Er ließ sich seine Überraschung kaum anmerken. »Ein vierfacher Bruch. Morgen erfahre ich, ob sie mir einen Gips anlegen werden oder ob es einfach so heilen soll. Und in diesem verdammten Krankenhaus habe ich nichts Stärkeres als Aspirin bekommen. Nächste Woche ist Vollmond, Ms. Morgan. Können Sie sich vorstellen, wie weit ich mit meiner Arbeit in Rückstand gerate, wenn ich auch nur einen Tag ausfalle?«

Das war ja alles ganz nett, brachte uns aber nicht weiter. Meine Schmerzen wurden immer stärker, und ich musste herausfinden, was Edden wollte, bevor es zu spät war, Kalamack zu erwischen. Es musste um mehr gehen als nur um Trent, denn darüber hätte er auch mit Ivy allein verhandeln können.

Ich setzte mich in meinem Stuhl auf, nahm eines meiner Amulette ab und schob es über den Schreibtisch. Meine Tasche war voller Amulette, aber keines davon half gegen Schmerzen. »Ich verstehe, Captain Edden. Und ich bin mir sicher, dass wir eine Lösung finden werden, die allen Seiten gerecht wird.« Als ich meine Finger von der kleinen Scheibe löste, brachen die Schmerzen mit voller Wucht über mich herein. In meinem Magen breitete sich Übelkeit aus, und ich fühlte mich dreimal so schwach wie vorher. Ich konnte nur hoffen, dass dieses Angebot kein Fehler gewesen war. Wie die Reaktion der Empfangsdame mal wieder gezeigt hatte, tolerierten nur wenige Menschen die Inderlander, geschweige denn ihre Magie. Aber es war das Risiko wert, außerdem wirkte Edden außergewöhnlich aufgeschlossen.

Nun musste ich nur noch herausfinden, wie weit diese Unvoreingenommenheit ging.

Er wirkte vor allem neugierig, als er nach dem Amulett griff. »Sie wissen, dass ich das nicht annehmen kann«, sagte er. »Als ein FIB-Beamter muss ich das als...« Sein Gesicht wurde weich, als sich seine Finger um das Amulett schlossen und der Schmerz in seinem Handgelenkverschwand. «...Bestechung betrachten«, schloss er schwach.

Unsere Blicke begegneten sich, und trotz meiner Schmerzen musste ich lächeln. »Ein Handel.« Ich hob fragend eine Augenbraue, wobei ich das Ziehen des Heftpflasters ignorierte. »Eine Aspirin für eine andere?« Wenn er clever war, verstand er das als einen Versuch, die Grenzen auszuloten. War er es nicht, spielte es auch keine Rolle, denn dann war ich am Ende der Woche Geschichte. Doch wenn es keine Möglichkeit gäbe, ihn zu einer angemessenen Reaktion auf meinen Tipp zu bewegen, säße ich wohl kaum in seinem Büro.

Für einen Moment blieb Edden regungslos, als hätte er Angst, sonst den Zauber zu brechen. Schließlich breitete sich ein offenes Lächeln auf seinem Gesicht aus. Er lehnte sich zur geöffneten Tür und brüllte in den Gang hinaus: »Rose! Bring mir ein paar Aspirin, ich sterbe hier drin.« Dann lehnte er sich grinsend zurück und hängte sich das Amulett um den Hals, das er geschickt unter seinem Hemd verbarg. Seine Erleichterung war offensichtlich. Es war ein Anfang.

Meine Unruhe wuchs, als eine gestresst aussehende Frau hereinkam. Sie fuhr sichtbar zusammen, als sie uns in Ed-

dens Büro entdeckte. Schließlich riss sie sich von meinem Anblick los und hielt ihm zwei Plastikbecher hin, doch Edden deutete nur auf seinen Schreibtisch. Die Frau runzelte die Stirn, stellte die Becher ab und verließ kommentarlos den Raum. Kaum war sie draußen, streckte Edden einen Fuß aus und schob damit die Tür zu. Er wartete einen Moment, schob dann seine Brille höher auf die Nase und legte seinen gesunden Arm über den verletzten.

Ich schluckte, als ich nach den beiden Bechern griff. Nun war es an mir, Vertrauen zu beweisen. In diesen kleinen weißen Pillen konnte alles sein, doch ich konnte mir nicht vorstellen, dass sie meine Schmerzen lindern würden. Die Tabletten klapperten, als ich den Becher heranzog und hineinstarrte.

Ich hatte von Tabletten gehört, vor allem durch eine Zimmergenossin, die darauf geschworen hatte. Sie hatte immer ein Fläschchen mit weißen Pillen im Bad stehen gehabt und behauptet, dass sie besser helfen würden als Amulette, ohne dass man sich dabei in den Finger stechen müsste. Ich hatte ihr einmal dabei zugesehen, wie sie eine nahm. Man müsste sie im Ganzen schlucken.

Nick lehnte sich zu mir rüber. »Du kannst sie in deiner Hand verschwinden lassen, wenn du willst«, flüsterte er, doch ich schüttelte den Kopf. Mit einer schnellen Bewegung kippte ich die Tabletten runter und schmeckte das bittere Aroma von Weidenrinde, als ich ihnen einen Schluck Wasser folgen ließ. Als die Pillen meine Speiseröhre hinabglitten, musste ich husten und biss die Zähne zusammen, um den Schmerz zu

unterdrücken, den die heftige Bewegung auslöste. Und durch so etwas sollte ich mich besser fühlen?

Nick klopfte mir behutsam auf den Rücken. Unter Tränen sah ich, wie Edden sich das Lachen über meine Ungeschicklichkeit verkniff. Entschlossen schob ich Nick von mir weg und versuchte, mich aufrecht hinzusetzen. Dann wartete ich einige Augenblicke, doch die Aspirin wirkten immer noch nicht. Ich seufzte. Nichts. Kein Wunder, dass die Menschen so misstrauisch waren. Ihre Arzneien halfen nicht.

»Ich kann Ihnen Kalamack ausliefern, Captain Edden.« Ich schaute auf die Uhr hinter ihm, es war 22:45 Uhr. »Ich habe Beweise dafür, dass er im Drogengeschäft ist, dass er sie herstellt und vertreibt.«

Eddens Augen leuchteten auf. »Geben Sie mir diese Beweise, dann fahren wir zum Flughafen.«

Ich konnte fühlen, wie jeglicher Ausdruck aus meinem Gesicht wich. Ivy hatte ihm so viel erzählt, und trotzdem wollte er noch mit mir reden? Wieso hatte er die Informationen nicht einfach genutzt und den Beifall kassiert? Das wäre doch nun weiß Gott wesentlich einfacher für ihn gewesen. Was hatte er vor? »Ich habe nicht alle Details«, gestand ich. »Aber ich war Zeuge, als er die entsprechenden Vorbereitungen getroffen hat. Wenn wir die Drogen finden, ist das doch wohl Beweis genug.«

Edden presste die Lippen so fest aufeinander, dass sein Schnauzbart wippte. »Ich werde nicht nur aufgrund von Indizien da rausfahren. Es wäre nicht das erste Mal, dass mich die I. S. zum Narren hält.«

Ich schaute wieder auf die Uhr: 22:46 Uhr. Ärgerlicherweise bemerkte er meinen Blick. Jetzt wusste er, dass ich unter Zeitdruck stand. »Captain.« Ich versuchte, nicht zu betteln. »Ich bin in Trent Kalamacks Büro eingebrochen, um an die Beweise heranzukommen, wurde aber geschnappt und habe dort drei Tage lang als unfreiwilliger Gast festgesessen. Ich habe mehrere Meetings belauscht, die meinen Verdacht bestätigt haben. Er ist ein Biodrogenfabrikant und -händler.«

Gefasst lehnte Edden sich zurück und schaukelte mit seinem Drehstuhl. »Sie haben drei Tage mit Kalamack verbracht und erwarten von mir, zu glauben, dass er in Ihrer Anwesenheit die Wahrheit gesagt hat?«

»Ich war ein Nerz«, sagte ich trocken. »Und ich sollte bei den städtischen Rattenkämpfen sterben. Es war nicht vorgesehen, dass ich ausbreche.«

Neben mir rutschte Nick unruhig auf seinem Stuhl herum, aber Edden nickte, als ob ich seine Vermutungen bestätigt hätte.

»Trent verschifft fast jede Woche eine Vielzahl von Biodrogen«, erklärte ich und zwang mich, nicht an meinen Haaren herumzuspielen. »Außerdem erpresst er diejenigen, die sich das Zeug leisten können und in der unglücklichen Lage sind, darauf angewiesen zu sein. Sie können den Rhythmus dieser Aktivitäten an den Brimstonefunden der I. S. ablesen. Er benutzt sie als -«

»Ablenkungsmanöver«, schloss Edden. Er schlug gegen den nahe gelegenen Aktenschrank und hinterließ eine kleine Beule. »Verdammt! Kein Wunder, dass wir nie einen Fuß auf

die Erde gekriegt haben.«

Ich nickte. Jetzt kam es darauf an. Ob ich ihm trauen konnte oder nicht war nebensächlich, denn wenn er mir nicht half, war ich sowieso tot. »Es kommt noch besser«, sagte ich und betete still, dass ich das Richtige tat. »Trent hat den I. S.-Runner auf seiner Gehaltsliste, der die meisten Brimstonefunde gemacht hat.«

Eddens rundes Gesicht verhärtete sich. »Fred Perry.«

»Francis Percy«, korrigierte ich mit zornesroten Wangen.

Edden kniff die Augen zusammen und setzte sich anders hin. Offensichtlich mochte er korrupte Cops genauso wenig wie ich. Zittrig holte ich Atem, um fortzufahren. »Heute Nacht soll wieder eine Ladung Biodrogen rausgehen, und mit meiner Hilfe können Sie beide festnageln. Der Fang wird dem FIB zugeschrieben, die I. S. steht da wie ein Idiot, und Ihre Abteilung kauft mich stillschweigend aus meinem Vertrag frei.« Mein Kopf schmerzte und ich sandte ein weiteres Stoßgebet aus, dass ich nicht gerade meine einzige Chance im Klo versenkt hatte. »Es wäre eine Art Beraterhonorar. Eine Aspirin für eine andere.«

Noch immer schmallippig starrte Edden an die schallisolierte Decke. Nach und nach entspannten sich seine Gesichtszüge, und ich wartete ungeduldig. Als ich bemerkte, dass ich im Takt der tickenden Uhr mit den Fingernägeln schnippte, zwang ich mich zur Ruhe.

»Ich bin versucht, die Regeln für Sie zu beugen, Ms. Morgan«, sagte er endlich. Mein Herz machte einen Sprung. »Aber ich brauche mehr. Etwas, das sich sozusagen positiv

auf die Kosten-/Nutzenrechnung auswirkt. Etwas, das mehr bringt als einen Viertel-Dollar.«

»Mehr?«, rief Nick wütend.

Mein Schädel dröhnte. »Ich habe sonst nichts mehr, Captain Edden«, sagte ich frustriert.

Er lächelte hinterhältig. »Doch, haben Sie.«

Ich wollte ironisch eine Augenbraue hochziehen, kam aber diesmal nicht gegen das Pflaster an.

Edden warf einen Blick auf die geschlossene Tür. »Wenn das hier funktioniert - ich meine, Kalamacks Verhaftung...« Er rieb sich mit seiner dicken Hand die Stirn. Als er sie sinken ließ, war der umgängliche, ausgeglichene Captain verschwunden. Stattdessen saß nun ein Mann vor mir, in dessen Augen Ehrgeiz und Intelligenz an der Grenze zur Besessenheit funkelten. »Ich arbeite für das FIB, seit ich die Armee verlassen habe«, erläuterte er leise. »Ich habe mich hochgearbeitet, indem ich herausgefunden habe, wo es Schwachpunkte gibt, und diese dann beseitigt habe.«

»Ich bin keine Ware, Captain«, sagte ich hitzig.

»Jeder ist eine Ware«, sagte er. »Meine Abteilungen beim FIB haben einen großen Nachteil, Ms. Morgan. Die Inderlander haben sich die menschlichen Schwächen zunutze gemacht. Verdammt, ihr seid wahrscheinlich für die Hälfte unserer durchgeknallten Selbstmörder verantwortlich. Die bedrückende Wahrheit ist nun einmal, dass wir nicht mit euch mithalten können.«

Er wollte, dass ich Inderlander für ihn bespitzelte. Er hätte es besser wissen müssen. »Ich weiß nichts, was Sie nicht auch

in einer Bibliothek finden können«, sagte ich und verstärkte den Griff um meine Tasche. Ich wollte aufspringen und hinausstürmen, aber er hatte mich genau da, wo er mich haben wollte, und ich konnte nichts anderes tun, als in sein lächelndes Gesicht zu starren. Seine stumpfen menschlichen Zähne standen in starkem Kontrast zu dem Raubtierblick in seinen Augen.

»Das ist sicherlich nicht die ganze Wahrheit«, sagte er. »Aber ich bitte Sie ja auch lediglich um Hinweise, nicht um Verrat.« Edden lehnte sich nachdenklich in seinem Stuhl zurück. »Manchmal kommt ein Inderlander zu uns - so wie beispielsweise Ms. Tamwood heute - und ist auf der Suche nach Hilfe, oder er verfügt über Informationen, die er, sagen wir mal, für ungeeignet hält, um sie der I. S. Mitzuteilen. Und ehrlich gesagt wissen wir nicht, wie wir mit diesen Leuten umgehen sollen. Sie misstrauen meinen Mitarbeitern so sehr, dass sie die wirklich nützlichen Informationen nicht preisgeben. Und in den seltenen Fällen, in denen wir verstehen, was sie wollen, wissen wir nicht, wie wir das zu unserem Vorteil nutzen können. Wir konnten Ms. Tamwood nur festhalten, weil sie sich damit einverstanden erklärt hat, eingesperrt zu werden, wenn wir im Gegenzug mit Ihnen sprechen. Bis heute haben wir solche Angelegenheiten nur ungern der I. S. übergeben.« Er sah mich eindringlich an. »Sie lassen uns wie Idioten aussehen, Ms. Morgan.«

Dieses Jobangebot trug nicht dazu bei, dass meine Anspannung nachließ. »Wenn ich einen Chef gewollte hätte, wäre ich bei der I. S. geblieben.«

»Nein«, protestierte er schnell. Sein Stuhl quietschte, als er sich eilig aufrichtete. »Sie hier vor Ort zu haben wäre ein Fehler. Ganz abgesehen davon, dass meine Leute dafür meinen Kopf fordern würden, verstößt es auch gegen bestimmte Vereinbarungen zwischen FIB und LS., Sie auf unsere Gehaltsliste zu setzen.« Sein Lächeln wurde verschlagen. »Ich will Sie als Beraterin, ganz sporadisch, eben wenn es die Situation erfordert.«

Ich stieß einen erleichterten Seufzer aus, als mir klar wurde, worauf er hinauswollte.

»Wie heißt Ihre Firma noch gleich?«, fragte Edden verbindlich.

»Vampirische Hexenkunst«, sagte Nick.

Edden kicherte. »Das klingt wie ein Dating Service.«

Der Kommentar versetzte mir einen Schlag, aber es war zu spät, um den Namen noch zu ändern. »Und ich werde für diese >gelegentlichen< Dienste bezahlt?« Ich kaute nachdenklich auf meiner Unterlippe. *Das könnte funktionieren.*

»Natürlich.«

Nun war ich an der Reihe, an die Decke zu starren. Mein Puls raste bei der Aussicht, einen Ausweg gefunden zu haben. »Ich bin Teil eines Teams, Captain Edden«, erklärte ich, wobei ich mich insgeheim mal wieder fragte, welche Hintergedanken Ivy bezüglich unserer Partnerschaft haben mochte. »Ich kann nicht für meine Kollegen entscheiden.«

»Ms. Tamwood hat bereits zugestimmt. Ich glaube, sie sagte so etwas wie wenn die kleine Hexe zusagt, bin ich

dabei Mr. Jenks sagte im Prinzip dasselbe, auch wenn seine genauen Worte wesentlich... ausdrucksstärker waren.«

Ich schaute zu Nick, und er zuckte unbehaglich mit den Schultern. Niemand konnte mir garantieren, dass Edden nicht am Ende bequemerweise vergaß, meinen Vertrag abzuzahlen. Aber irgendetwas an seinem trockenen Humor und seinen ungestellten Reaktionen sagte mir, dass er so etwas nicht tun würde.

»Captain Edden, wir sind im Geschäft«, sagte ich schließlich. »Es ist der Southwest Flug um 23:45 Uhr nach L.A.«

»Großartig!« Er schlug mit der gesunden Hand auf den Tisch, und ich zuckte zusammen. »Ich wusste, dass Sie zustimmen würden. Rose!«, rief er durch die geschlossene Tür, nur um sie anschließend mit einem breiten Grinsen im Gesicht aufzureißen. »Rose! Schicken Sie ein Team mit Brimstonespürhunden nach...« Er sah mich fragend an. »Wo ist der Brimstone?«, fragte er.

»Hat Ivy Ihnen das nicht gesagt?«, erwiderte ich überrascht.

»Vielleicht hat sie das. Ich will nur wissen, ob sie mich angelogen hat.«

»Am zentralen Busbahnhof«, erklärte ich nervös. *Wir werden es tatsächlich tun. Ich werde Trent festnageln und mich aus meinem Vertrag freikaufen.*

»Rose?«, rief er wieder. »Zum alten Busbahnhof. Wer hat heute Innendienst und ist nicht im Krankenhaus?«

Eine robuste weibliche Stimme durchdrang den

herrschenden Lärm. »Kaman ist hier, aber er duscht gerade, um diesen Wanzenstaub loszuwerden. Dillon, Ray -«

»Stopp«, sagte Edden. Er stand auf und signalisierte Nick und mir, ihm zu folgen. Ich holte tief Luft und kam taumelnd auf die Füße. Zu meiner Überraschung hatten sich meine Schmerzen in ein dumpfes Pochen verwandelt. Wir folgten Edden den Flur hinunter, und die Aufregung beschleunigte meine Schritte. »Ich glaube, das Aspirin wirkt endlich«, flüsterte ich Nick zu, als wir Edden eingeholt hatten. Dieser stand über einen tadellos aufgeräumten Schreibtisch gebeugt und sprach mit der Frau, die mir die Tabletten gebracht hatte. »Ziehen Sie Rüben und Simon ein«, befahl er gerade. »Ich brauche jemanden, der einen klaren Kopf behält. Schicken Sie sie zum Flughafen, dort sollen sie auf mich warten.«

»Auf Sie, Sir?« Rose warf über ihre Brille hinweg einen finsteren Blick auf Nick und mich. Es gefiel ihr nicht sonderlich, Inderlander im Gebäude zu haben, und erst recht nicht, dass diese ihren Chef begleiteten.

»Ja, auf mich. Und sorgen Sie dafür, dass der zivile Transporter bereitsteht. Heute Nacht gehe ich mit raus.« Er zog bedeutungsschwer seine Hose hoch. »Wir dürfen uns keine Fehler erlauben, das muss alles nach Vorschrift ablaufen.«

30

Der Boden des FIB-Transporters war überraschend sauber. Eine Spur von Pfeifenrauch hing in der Luft, was mich an meinen Dad denken ließ. Captain Edden und der Fahrer, der uns als Clayton vorgestellt worden war, saßen vorne, Nick, Jenks und ich hatten auf der mittleren Bank Platz genommen. Die Fenster waren weit geöffnet, um meinen Parfumgestank zu vertreiben. Hätte ich gewusst, dass Ivy erst nach der Aktion freigelassen werden würde, hätte ich es nicht aufgelegt. Aber so stank ich wie die Pest.

Jenks war außer sich vor Wut: Seine schrille Stimme stach wie eine Nadel in meinem Schädel und zerrte an meinen Nerven. »Erstick dran«, flüsterte ich, während ich mit den Fingerspitzen die letzten Salzreste aus der kleinen Erdnusstüte kratzte. Nachdem das Aspirin meine Schmerzen betäubt hatte, war der Hunger gekommen. Wenn ich gewusst hätte, dass ich so ausgehungert sein würde, hätte ich lieber auf die Tabletten verzichtet.

»Geh und *wandel* dich«, fauchte Jenks von dem Getränkehalter aus, auf dem ich ihn platziert hatte. »Die haben mich in einen leeren Wassertank gestopft, wie in einem Monstrositätenkabinett! Und schau dir nur mal meinen Flügel an, den haben sie gebrochen und die Hauptvene zerrissen. Außerdem haben sie mein Hemd ruiniert, es ist voller Mineralflecken. Und hast du dir mal meine Stiefei angesehen? Die Kaffeeflecken kriegt man nie

wieder raus!«

»Sie haben sich entschuldigt«, erwiderte ich, obwohl mir klar war, dass es keinen Zweck hatte - er war jenseits von Gut und Böse.

»Es wird mich eine Woche kosten, den verdammten Flügel nachwachsen zu lassen, Matalina wird mich umbringen. Und wenn ich nicht fliegen kann, gehen mir immer alle aus dem Weg, wusstest du das? Sogar meine Kinder.«

Ich blendete ihn aus. Die Tirade hatte in dem Moment begonnen, in dem er freigelassen wurde, und hatte bis jetzt nicht aufgehört. Jenks wurde - obwohl er unter der Decke hin und her geflogen war und Ivy angefeuert hatte, als sie auf die FIB-Beamten einprügelte - nicht angeklagt. Da er es sich aber nicht hatte verkneifen können, überall herumzuschnüffeln, hatten sie ihn schließlich in einen leeren Wassertank eingesperrt.

Langsam wurde mir klar, was Edden gemeint hatte. Er und seine Leute hatte keine Ahnung, wie man mit Inderlandern umging. Sie hätten ihn in einem Schrank oder einer Schublade fangen können, als er seine Nase dort hineinsteckte. Dann wären seine Flügel nicht feucht und dadurch fragil wie Seidenpapier geworden. Die zehnminütige Jagd mit dem Netz wäre niemals passiert, und es wäre nicht die Hälfte der Beamten angepixt worden. Ivy und Jenks waren freiwillig zum FIB gekommen, und trotzdem zogen sie eine Spur des Schreckens hinter sich her. Die Vorstellung, was ein gewaltbereiter, unkooperativer Inderlander erst alles anstellen konnte, war beängstigend.

»Das ergibt doch keinen Sinn«, sagte Nick laut genug, dass es auch Edden auf dem Vordersitz hören konnte. »Warum füllt Mr. Kalamack seine Taschen mit illegalen Drogengeldern? Er ist doch schon stinkreich.«

Edden drehte sich halb um, wodurch seine khakifarbene Nylonjacke verrutschte. Er trug eine gelbe FIB-Kappe, die sein einziges Dienstabzeichen darstellte. »Er wird damll wahrscheinlich ein Projekt finanzieren, von dem niemand etwas wissen soll. Geld ist schwer zurückzuverfolgen, wenn es aus illegalen Quellen stammt und dann wieder in solche fließt.«

Ich fragte mich, was für ein Geschäft das wohl sein könnte. Vielleicht weitere geheime Forschungsprojekte in Faris' Labor.

Der FIB-Captain, dessen rundliches Gesicht nur von den Scheinwerfern der hinter uns fahrenden Wagen beleuchtet wurde, rieb sich mit seiner dicken Hand das Kinn. »Haben Sie jemals die Fährtour im Hafen mitgemacht, Mr. Sparag-mos?«, fragte er unvermittelt.

Nicks Gesicht blieb regungslos. »Sir?«

Edden schüttelte irritiert den Kopf. »Das macht mich noch wahnsinnig. Ich bin mir sicher, Sie schon mal gesehen zu haben.«

»Nein«, antwortete Nick und schob sich tiefer in den Sitz, »ich mag keine Schiffe.«

Mit einem kaum hörbaren Geräusch drehte sich Edden wieder nach vorne. Ich wechselte einen Blick mit Jenks. Der Pixie schaute verschmitzt drein, anscheinend hatte er mal

wieder schneller geschaltet als ich. Ich zerknüllte geräuschvoll die leere Nusstüte und stopfte sie in meine Tasche, da ich mich nicht traute, sie auf den sauberen Boden zu werfen. Nick wirkte zugeknöpft. Das diffuse Licht des Gegenverkehrs verzerrte seine markante Nase und das schmale Gesicht zu einem verschwommenen Schatten. Ich lehnte mich zu ihm rüber und flüsterte: »Was hast du getan?«

Seine Augen blickten starr aus dem Fenster und sein Brustkorb hob und senkte sich heftig. »Nichts.«

Ich warf einen Blick auf Eddens Hinterkopf. *Na klar, und ich bin das I. S.-Kalendergirl.*

»Es tut mir leid, dass ich dich in diese Sache hineingezogen habe. Falls du verschwinden willst, wenn wir am Flughafen sind, verstehe ich das«, erklärte ich flüsternd. Eigentlich wollte ich gar nicht wissen, was er ausgefressen hatte.

Er schüttelte den Kopf und schenkte mir ein flüchtiges Lächeln. »Ist schon in Ordnung. Aber heute Nacht lasse ich dich nicht allein. Das bin ich dir schuldig, nachdem du mich aus der Rattengrube befreit hast. Noch eine Woche da drin, und ich wäre verrückt geworden.«

Die bloße Erinnerung daran ließ mir einen kalten Schauer über den Rücken laufen. Es gab schlimmere Schicksale, als auf der Todesliste der I. S. zu stehen. Ich berührte ihn sanft an der Schulter, ließ mich in meinen Sitz zurücksinken und beobachtete heimlich, wie er sich langsam entspannte und wieder freier atmete. Je besser ich ihn kennenlernte, desto

mehr unterschied er sich von den meisten Menschen. Seltsamerweise beunruhigte mich das nicht, sondern verschaffte mir ein Gefühl von Sicherheit. Willkommen zurück im Held-Fräulein-Syndrom! Ich hatte wohl einerseits als Kind zu viele Märchen gelesen und war andererseits inzwischen zu realistisch, um eine Rettung aus der Not nicht zu schätzen zu wissen.

Ein bedrückendes Schweigen breitete sich aus, und meine Nervosität stieg. Was, wenn wir zu spät kamen? Wenn Trent einen anderen Flug angesetzt hatte? Wenn alles nur eine perfide Falle war? Ich hatte alles auf die kommenden Stunden gesetzt. Wenn es schiefging, blieb mir nichts mehr.

»Hexe!«, brüllte Jenks, um meine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Mir wurde plötzlich bewusst, dass er schon minutenlang versuchte, mich aus meinen Gedanken zu reißen.

»Heb mich hoch«, verlangte er. »Von hier aus kann ich nichts sehen.«

Ich hielt ihm meine Hand hin und er kletterte hinein. »Jetzt ist mir klar, warum dir alle aus dem Weg gehen, wenn du nicht fliegen kannst«, stellte ich trocken fest.

»Das wäre nie passiert«, entgegnete er lauthals, »wenn mir nicht irgendjemand einen verfluchten Flügel ausgerissen hätte!«

Ich setzte ihn auf meine Schulter und wir beobachteten gemeinsam den Verkehr, der uns vom Cincinnati Northern Kentucky International Airport entgegenkam. Die meisten Leute nannten ihn einfach den Hollows International oder

noch kürzer den »Big H. I.«. Die vorbeifahrenden Autos wurden von den vereinzelten Straßenlampen spärlich erhellt, je näher wir jedoch an die Abflughallen herankamen, desto besser wurde die Beleuchtung. Mit einem Mal verwandelten sich meine Ängste in Optimismus, und ich setzte mich auf. Es würde nichts schiefgehen, ich würde ihn festnageln. Was auch immer Trent war - ich würde ihn kriegen. »Wie spät ist es?«, fragte ich.

»Viertel nach elf«, murmelte Jenks.

»Zwanzig nach elf«, korrigierte Edden und deutete auf die Wagenuhr.

»Viertel nach elf«, meckerte der Pixie zurück. »Ich kenne den Stand der Sonne besser als du das Loch, aus dem du pinkelst.«

»Jenks!«, rief ich entsetzt. Nick löste seine verschränkten Arme, offenbar kehrte langsam sein Selbstvertrauen zurück.

Edden hob beschwichtigend die Hand. »Schon in Ordnung, Ms. Morgan.«

Clayton, der mir nicht zu trauen schien, warf durch den Rückspiegel einen kurzen Blick auf mich, bevor er erklärte: »Eigentlich geht die Uhr fünf Minuten vor, Sir.«

»Seht ihr?«, rief Jenks triumphierend.

Edden griff nach dem Autotelefon und schaltete den Lautsprecher an, sodass wir alle mithören konnten. »Dann wollen wir doch mal sehen, ob das Flugzeug am Boden ist und alle sich auf ihren Plätzen befinden.«

Während Edden drei Ziffern eintippte, fummelte ich gespannt an meiner Armschlinge herum.

»Rüben«, bellte er in den Hörer, den er wie ein Mikrofon hielt, »melden Sie sich.«

Nach einer kurzen Pause kam eine männliche Stimme aus dem rauschenden Lautsprecher. »Captain? Wir stehen am Gate, aber das Flugzeug ist nicht da.«

»Nicht da?«, schrie ich und warf mich in meinem Sitz nach vorn. »Sie hätten schon mit dem Boarding anfangen müssen.«

»Es ist gar nicht an den Flugsteig gekommen, Sir«, fuhr Rüben fort. »Die Passagiere warten auch schon. Ihnen wurde gesagt, dass sich der Abflug aufgrund einer kleineren Reparatur um circa eine Stunde verschieben würde. Haben Sie etwas damit zu tun?«

Als ich meinen Blick vom Lautsprecher löste und auf Edden richtete, konnte ich beinahe sehen, wie sich hinter seiner Stirn die Ideen formten. »Nein«, erwiderte er. »Bleiben Sie auf Ihrem Posten.« Er unterbrach die Verbindung und das Rauschen verschwand.

»Was ist los?«, schrie ich ihm ins Ohr, wofür ich einen bösen Blick kassierte.

»Bewegen Sie Ihren Hintern wieder auf den Sitz, Morgan«, befahl er. »Wahrscheinlich geht es um die Tageslichtbeschränkungen Ihrer Freundin. Die Fluggesellschaft würde die Passagiere wohl kaum auf dem Rollfeld warten lassen, wenn das Terminal leer wäre.«

Ich blickte zu Nick hinüber, der mit den Fingern einen unruhigen Rhythmus klopfte. Nicht wirklich beruhigt ließ ich mich wieder in den Sitz fallen.

In den tief hängenden Wolken tauchte nun der Widerschein der Leitstrahler von den Landebahnen auf. Wir waren fast da.

Edden tippte eine andere Nummer, die er offenbar auswendig kannte. Er lächelte, als er den Hörer abnahm. »Hallo, Chris?« Die weibliche Stimme am anderen Ende der Leitung war nur zu erahnen. »Ich hab da mal eine Frage. Es sieht so aus, als ob ein Southwest Flug am Boden festgehalten wird, der 23.45 Uhr nach L.A. Was ist da los?« Er lauschte konzentriert, und ich begann an den Nägeln zu kauen. »Danke, Chris.« Er lachte in sich hinein. »Wie wär's mit dem größten Steak der Stadt?« Er lachte erneut, und ich schwöre, dass seine Ohren rot anliefen.

Jenks kicherte über etwas, das ich nicht hören konnte. Ich schaute Nick an, aber der ignorierte mich.

»Aber Chrissy«, meinte Edden gedehnt. »Es könnte sein, dass meine Frau ein Problem damit hat.« Jenks lachte synchron mit Edden, und ich zog ungeduldig an einer meiner Locken. »Wir hören uns später noch mal«, sagte er endlich und schaltete das Telefon aus.

»Was ist jetzt?«, fragte ich, schon wieder auf der Sitzkante.

Eddens Lächeln schien nicht vergehen zu wollen. »Die Maschine hat Startverbot. Scheint so, als hätte die I. S. einen Tipp bekommen, dass sich eine Tasche mit Brimstone an Bord befindet.«

»Wandel es«, fluchte ich. Der Bus sollte doch der Lockvogel sein, nicht der Flug. Was hatte Trent vor?

Eddens Augen funkelten. »Die LS. braucht allerdings noch

15 Minuten, bis sie hier ist. Wir könnten es ihnen direkt vor der Nase wegschnappen.«

Von meiner Schulter kamen Jenks' deftige Flüche.

»Wir sind nicht wegen des Brimstone hier«, protestierte ich. Langsam hatte ich das Gefühl, alles um mich herum verwandelte sich in einen Scherbenhaufen. »Wir sind hier, um die Biodrogen zu finden!« Ich unterbrach meinen Wutanfall, als sich uns ein extrem lautes Auto näherte, das in Richtung Stadt fuhr.

»Der liegt weit über der städtischen Phongrenze«, meinte Edden. »Clayton, versuchen Sie, die Nummer zu kriegen.«

Meine Gedanken überschlugen sich, aber ich musste warten, bis der Wagen vorbei war, bevor ich einen weiteren Versuch starten konnte, mit Edden zu streiten. Der Motor dröhnte, als ob der Fahrer dreißig Meilen über der Geschwindigkeitsbegrenzung liegen würde, doch der Wagen bewegte sich kaum. Als der Fahrer zu schalten versuchte, heulte das Getriebe auf. Ich kannte diesen Klang. *Francis,* dachte ich, und mir stockte der Atem.

»Das ist Francis!«, schrien Jenks und ich gleichzeitig, während ich mich umdrehte, auf der Suche nach dem zerbrochenen Rücklicht. Die abrupte Bewegung löste stechende Schmerzen aus, aber trotzdem kroch ich auf die hinterste Bank. Jenks saß wie festgenagelt auf meiner Schulter. »Das ist Francis!«, schrie ich wieder. »Umdrehen! Stopp! Das ist Francis!«

Edden schlug mit der Hand auf das Armaturenbrett. »Verflucht, wir sind zu spät.«

»Nein, verstehen Sie nicht? Trent hat sie ausgetauscht, die Biodrogen und den Brimstone. Die LS. ist noch nicht hier. Francis vertauscht das Zeug!«

Edden starrte mich an. Sein Gesicht war in dem raschen Wechsel von Licht und Schatten kaum zu erkennen. Und noch immer bewegten wir uns in Richtung Flughafen.

»Francis hat die Drogen, drehen Sie um!«, schrie ich. Der Transporter hielt an einer Ampel. »Captain?«, drängte der Fahrer.

»Morgan«, sagte Edden schließlich, »wenn Sie denken, dass ich mir die Chance entgehen lasse, direkt vor der Nase der I. S. eine Ladung Brimstone einzukassieren, müssen Sie total verrückt sein. Sie wissen ja noch nicht einmal, ob er es wirklich gewesen ist.«

Jenks lachte. »Das war Francis. Rachel hat seine Kupplung mit aller Sorgfalt ramponiert.«

Ich zog eine Grimasse. »Francis hat die Drogen, und er wird sie mit dem Bus aus der Stadt schaffen. Ich würde mein Leben darauf verwetten.«

Edden kniff die Augen zusammen und knirschte mit den Zähnen. »Das haben Sie soeben. Drehen Sie um, Clayton.«

Ich sank in mich zusammen und stieß meinen angehaltenen Atem aus.

»Captain?«

»Sie haben doch gehört, was ich gesagt habe!«, blaffte Edden. »Drehen Sie um. Tun Sie, was die Hexe sagt.« Er wandte mir sein angespanntes Gesicht zu. »Sie sollten sich besser nicht irren, Morgan«, knurrte er.

»Tue ich nicht.« Ich stützte mich ab, als der Wagen in einem schnellen U-Turn herumgerissen wurde. *Ich muss einfach recht haben.*

Ein Truck der I. S., offenbar auf dem Weg zum Flughafen, fuhr an uns vorbei, zwar ohne Sirene, aber mit Blaulicht. Edden schlug mit so viel Wucht auf das Armaturenbrett, dass er fast die Airbags auslöste. Anschließend griff er nach dem Funkgerät und brüllte: »Rose, hat das Hundeteam am Busbahnhof etwas gefunden?«

»Nein, Captain. Sie sind jetzt wieder auf dem Rückweg.«

»Schick sie wieder raus. Wen haben wir in Zivil in den Hollows?«

»Sir?« Sie klang verwirrt.

»Wer wurde nicht zum Flughafen beordert und ist jetzt in den Hollows?«

»Briston ist in Zivil im Newport Einkaufszentrum«, antwortete sie. Das leise Klingeln eines Telefons störte die Unterhaltung, und sie schrie: »Geht da mal einer ran?« Dann gab es eine kurze Pause. »Gerry ist ihr Back-up, allerdings in Uniform.«

»Gerry«, murmelte Edden missgelaunt. »Schick sie beide zum Busbahnhof.«

»Briston und Gerry zum Busbahnhof«, wiederholte sie langsam.

»Weise sie an, ihr AZE zu benutzen«, fügte Edden mit einem Blick auf mich hinzu.

»AZE?«, fragte Nick.

»Anti-Zauber-Equipment«, antwortete ich.

»Wir suchen einen männlichen Weißen, Anfang 30, Hexe. Sein Name ist Francis Percy, ein I.S.-Runner.«

»Er ist nicht stärker als ein Hexer«, unterbrach ich ihn, während ich bei einem abrupten Stopp nach Halt suchte.

»Der Verdächtige führt möglicherweise Zauber mit sich«, fuhr Edden fort.

»Er ist harmlos.«

»Nähern Sie sich ihm erst, wenn er zu verschwinden versucht.«

»O ja«, schnaubte ich, als wir ruckartig anfuhren, »es kann sein, dass er Sie zu Tode langweilt.«

Edden drehte sich zu mir um. »Halten Sie gefälligst Ihre Klappe.«

Ich zuckte mit den Schultern, bereute es aber sofort, da sie nun wieder schmerzten.

»Haben Sie alles verstanden, Rose?«

»Bewaffnet, gefährlich, keine Annäherung vor Fluchtversuch. Hab's.«

Edden knurrte einen kurzen Dank und schaltete das Funkgerät aus.

Jenks riss an meinem Ohr, und ich stieß einen Schrei aus.

»Da ist er!«, kreischte der Pixie. »Da, direkt vor uns!«

Nick und ich lehnten uns nach vorn, um besser sehen zu können. Das zerbrochene Rücklicht diente uns als Leuchtfeuer. Wir beobachteten, wie Francis den Blinker setzte und mit quietschenden Reifen in den Busbahnhof einbog. Eine Hupe ertönte und ich grinste schadenfroh: Francis war nur haarscharf einer Kollision mit einem Bus entgangen.

»Okay«, meinte Edden, als wir über den Parkplatz fuhren, um möglichst weit vom Eingang entfernt zu halten. »Wir haben fünf Minuten, bis das Hundeteam eintrifft, und fünfzehn, bis Briston und Gerry hier sind. Er muss das Gepäck am Schalter aufgeben und registrieren lassen, damit haben wir einen wundervollen Eigentumsnachweis.« Edden löste seinen Sicherheitsgurt und setzte sich in seinem Schalensitz auf, als der Transporter hielt. Sein breites Grinsen erinnerte an einen Vampir auf der Jagd. »Niemand wirft auch nur einen Blick auf ihn, bis alle da sind, verstanden?«

»Ja, verstanden.« Meine Nerven waren zum Zerreißen gespannt. Ich hatte grundsätzlich ein Problem damit, Befehle entgegenzunehmen, aber was er sagte, machte Sinn. Nervös rutschte ich über die Bank, um aus Nicks Fenster sehen zu können. Francis mühte sich gerade mit drei flachen Kisten ab.

»Ist er das?« Eddens Stimme war eiskalt.

Ich nickte. Jenks kletterte an meinem Arm hinunter, balancierte auf der Fensterdichtung und schlug hektisch mit den Flügeln, um das Gleichgewicht zu halten. »Ja«, fauchte er, »das ist die Pflaume.«

Als ich meinen Blick vom Fenster löste, merkte ich, dass ich fast auf Nicks Schoß saß. Verlegen zog ich mich auf meinen Platz zurück. Die Wirkung des Aspirins ließ nach, und obwohl mein Amulett noch einige Tage halten würde, drang der Schmerz immer wieder in beunruhigenden Schüben durch. Aber es war die Erschöpfung, wegen der ich mir wirklich Sorgen machte. Mein Herz schlug so heftig, als hätte ich gerade einen Sprint hinter mir, und es war klar, dass das nicht

nur von der Aufregung kam.

Francis schlug die Autotür zu und trottete auf das Gebäude zu. Er war die Selbstgefälligkeit in Person, als er in seinem grellen Hemd mit dem hochgestellten Kragen hineinstolzierte. Ich konnte mir ein abfälliges Grinsen nicht verkneifen, als er eine Frau anlächelte, die gerade das Gebäude verließ, und sich eine Abfuhr einhandelte. Als ich mich jedoch an die Angst erinnerte, die er in Trents Büro ausgestanden hatte, verwandelte sich meine Verachtung in Mitleid für den unsicheren Mann. Oder zumindest fast.

»Okay, Jungs und Mädels«, holte mich Edden in die Gegenwart zurück. »Clayton, Sie bleiben hier. Schicken Sie Briston rein, wenn sie ankommt. Ich will keine Uniform in Sichtweite der Fenster haben.« Er beobachtete, wie Francis durch die Doppeltüren ging. »Rose soll alle vom Flughafen abziehen und hierher beordern. Sieht so aus, als ob die Hexe, ich meine natürlich, Ms. Morgan, recht gehabt hätte.«

»Ja, Sir.« Clayton griff widerwillig nach dem Autotelefon. Die Türen öffneten sich. Es war ziemlich offensichtlich, dass wir keine typischen Busreisenden waren, aber Francis war wahrscheinlich zu blöd, um das zu bemerken. Edden stopfte die gelbe FIB Kappe in seine Gesäßtasche, und Nick war sowieso unauffällig, er sah so aus, als ob er hierher gehörte. Aber meine Blutergüsse und die Armschlinge zogen so viel Aufmerksamkeit auf sich, dass ich mir genauso gut eine Glocke hätte schnappen und ein Schild um den Hals hängen können mit der Aufschrift: »Arbeite für Zaubersprüche.«

»Captain Edden?« Er war bereits ausgestiegen und wartete

auf mich. »Geben Sie mir noch eine Minute.« Nick und Edden wechselten einen verwunderten Blick, als ich begann, in meiner Tasche herumzuwühlen. »Das ist doch nicht dein Ernst, Rachel«, sagte Jenks von Nicks Schulter herab. »Auch mit zehn Kosmetikzaubern könntest du das nicht kaschieren.«

»Hau ab und *wandel* dich«, murmelte ich. »Francis wird mich erkennen, ich brauche ein Amulett.«

Edden beobachtete mich interessiert. Mit steigendem Adrenalinspiegel stöberte ich weiter mit meiner gesunden Hand in der Tasche, um einen Alterszauber zu finden. Letzten Endes kippte ich den gesamten Inhalt über dem Sitz aus, schnappte mir den richtigen Zauber und beschwor ihn. Als ich ihn um meinen Hals hängte, gab Edden ein Geräusch von sich, das sowohl ungläubig als auch bewundernd war. Seine Akzeptanz - nein, seine Wertschätzung -freute mich wirklich. Dass er mein Schmerzamulett angenommen hatte, war ein Grund gewesen, warum ich mich dazu bereit erklärt hatte, ihm den ein oder anderen Gefallen zu tun. Menschliche Anerkennung meiner Künste ging mir immer runter wie Öl. *Weichei*.

Ich stopfte meine Sachen zurück in die Tasche und schob mich ächzend aus dem Transporter.

»Endlich fertig?«, meinte Jenks sarkastisch. »Bist du dir sicher, dass du nicht noch mal deine Frisur kontrollieren musst?«

»Hau ab, Jenks«, sagte ich und ignorierte Nicks ausgestreckte Hand. »Ich kann alleine aussteigen«, fügte ich

an ihn gewandt hinzu.

Jenks sprang von Nick auf mich über und setzte sich auf meine Schulter. »Du siehst aus wie eine alte Frau, also benimm dich auch so«, rügte der Pixie.

»Sie ist eine alte Frau.« Edden verhinderte im letzten Moment, dass ich der Länge nach hinfiel, als meine Vampirstiefel das Pflaster berührten. »Sie erinnert mich an meine Mutter.« Er verzog das Gesicht und wedelte mit seiner Hand vor der Nase herum. »Sie riecht sogar wie meine Mutter.«

»Jetzt haltet alle mal die Klappe«, schimpfte ich. Ich musste eine kurze Pause machen, da mir schwindelig wurde. Die stechenden Schmerzen vom Aufprall meiner Füße auf dem Boden waren über die Wirbelsäule direkt in meinen Kopf geschossen und hatten es sich dort gemütlich gemacht. Da ich mich der Erschöpfung nicht ergeben wollte, ließ ich Edden stehen und humpelte zielstrebig auf die Türen zu. Die beiden Männer folgten drei Schritte hinter mir. Ich fühlte mich in meiner Schlabberjeans und der karierten Bluse wie ein Penner, und die Altersillusion war auch nicht gerade hilfreich für mein Selbstbewusstsein. Als ich die Tür endlich erreicht hatte, war ich nicht in der Lage, sie zu öffnen. »Macht mir vielleicht mal jemand die Tür auf?« Mein frustriertes Gezeter veranlasste Jenks zu ausgelassenem Gelächter.

Schließlich nahm Nick meinen Arm, und Edden zog die Tür auf. Ein Schwall überhitzter Luft kam uns entgegen. »Hier«, sagte Nick. »Stütz dich auf mich, dann siehst du eher wie

eine alte Dame aus.«

Mit den Schmerzen kam ich klar. Es war die Erschöpfung, die meinen Stolz besiegte und mich zwang, mich an Nicks Arm festzuhalten. Ich schlurfte hinein, und die Spannung ließ meinen Puls schneller schlagen, als ich die lange Reihe von Schaltern nach Francis absuchte.

»Da ist er«, flüsterte ich.

Versteckt hinter einem künstlichen Baum sprach Francis mit einer jungen Frau, die eine städtische Uniform trug. Der Percy-Charme zeigte die übliche Wirkung: Sie war verärgert. Die drei Kisten lagen neben Francis auf dem Tresen. In diesen Kisten lag die Entscheidung über meine weitere Lebensspanne.

Nick zog sanft an meinem gesunden Ellbogen. »Setzen wir uns da drüben hin, Mutter.«

»Wenn du mich noch einmal so nennst, werde ich dir die Möglichkeit zur Familienplanung nehmen«, drohte ich.

»Mutter«, sagte Jenks hämisch und fächelte mir kühle Luft in den Nacken.

»Genug jetzt«, sagte Edden leise. In seine Stimme hatte sich Härte eingeschlichen, und er ließ Francis nicht aus den Augen. »Ihr setzt euch jetzt alle drei dort hinten hin und wartet. Keiner bewegt sich, es sei denn, Percy versucht das Gebäude zu verlassen. Ich werde mich erst mal darum kümmern, dass diese Kisten nicht in den Bus kommen.« Den Blick immer noch auf Francis gerichtet, berührte er unauffällig die Waffe unter seiner Jacke und ging entspannt auf den Schalter zu. Noch bevor er ihn erreicht hatte,

schenkte Edden dem Schalterbeamten ein strahlendes Lächeln.

Sitzen und warten? Das sollte zu schaffen sein.

Ich gab Nicks sanftem Druck nach und begab mich zu den aufgereihten Stühlen, die genauso orange waren wie die beim FIB und ebenso bequem aussahen. Nick half mir in einen von ihnen und setzte sich dann neben mich. Er machte es sich gemütlich und gab vor, ein Nickerchen zu machen, sah aber unter den gesenkten Lidern hervor unaufhörlich auf Francis. Ich blieb steif sitzen und umklammerte die Tasche auf meinem Schoß, wie ich es bei alten Damen gesehen hatte. Nun wusste ich auch, warum sie das taten. Durch die allgegenwärtigen Schmerzen hatte ich das Gefühl auseinanderzufallen, sollte ich mich entspannen.

Der unvermittelte Schrei eines Kindes ließ mich scharf Luft holen. Meine Augen wanderten von Francis, der eifrig damit beschäftigt war, sich zum Idioten zu machen, zu den anderen Kunden. Da war eine ausgelaugte Mutter mit drei Kleinkindern, eins davon noch ein Baby, die sich mit dem Beamten über die Gültigkeit eines Gutscheins stritt. Einige Geschäftsleute waren völlig in ihren Job versunken und gingen wichtigtuerisch auf und ab, als sei dieses Umfeld ein böser Traum, der nichts mit ihrer Lebensrealität zu tun hatte. Daneben stand ein eng umschlungenes junges Paar, das wahrscheinlich auf der Flucht vor den Eltern war. Vervollständigt wurde die Ansammlung durch ein paar Obdachlose. Ein alter Tattergreis bemerkte meinen Blick und zwinkerte.

Das brachte mich zur Besinnung - ich war hier nicht sicher. Die I. S. konnte überall sein und nur darauf warten, mich dingfest zu machen.

»Entspann dich, Rachel«, flüsterte Jenks, als ob er meine Gedanken gelesen hätte. »Die I. S. wird dich nicht hochnehmen, wenn der Captain des FIB dabei ist.«

»Wie kannst du dir da so sicher sein?«

Ich spürte einen Luftzug im Nacken, als er mit seinen momentan nutzlosen Flügeln schlug.

»Bin ich nicht.«

Nick öffnete die Augen und setzte sich auf. »Wie geht's dir?«, fragte er leise.

»Ganz gut«, antwortete Jenks, »danke der Nachfrage. Wusstest du schon, dass irgend so ein Penner vom FIB mir einen verdammten Flügel abgerissen hat? Meine Frau wird mich umbringen.«

Ich konnte mir ein Lächeln abringen. »Ich bin hungrig«, antwortete ich Nick. »Und erschöpft.«

Nick warf mir einen schnellen Blick zu, bevor er wieder Francis anstarrte. »Möchtest du etwas essen?« Er klimper te mit einigen Münzen in seiner Hosentasche, dem Wechselgeld von der Taxifahrt zum FIB. »Es reicht noch für etwas aus dem Automaten da hinten.«

Mein Lächeln vertiefte sich. Es war schön, dass sich jemand um mich sorgte. »Sicher, danke. Wenn es geht, irgendwas mit Schokolade.«

»Schokolade«, bestätigte Nick, stand auf und sah erst abschätzend zu dem Automaten am anderen Ende des

Raums, dann noch einmal zu Francis. Das Ekel hing inzwischen halb über der Theke und versuchte wahrscheinlich, die Telefonnummer der Frau zu ergattern. Ich beobachtete Nick, als er sich auf den Weg zum Automaten machte. Für einen so schlaksigen Mann bewegte er sich erstaunlich geschmeidig. Ich fragte mich erneut, was er wohl angestellt hatte, das ihn mit dem FIB in Berührung gebracht hatte.

»Irgendwas mit Schokolade«, flötete Jenks. »0 Nick, du bist mein Held!«

»Erstick dran«, sagte ich gewohnheitsmäßig.

»Weißt du was, Rachel«, meinte er, als er es sich auf meiner Schulter noch etwas bequemer machte, »du gibst eine wirklich schräge Oma ab.«

Ich war zu müde, um mir dazu etwas Passendes einfallen zu lassen. Außerdem war ich gerade darauf konzentriert, möglichst tief zu atmen, ohne mir weitere Schmerzen zuzufügen. Unruhig schaute ich zwischen Francis und Nick hin und her.

»Jenks«, sagte ich mit Blick auf Nicks große Gestalt vor dem Süßigkeiten-Automaten. Offenbar zählte er gerade das Kleingeld. »Was hältst du von Nick?«

Der Pixie prustete vergnügt, riss sich aber zusammen, da er bemerkte, dass ich es ernst meinte.

»Er ist okay, würde nie etwas tun, was dich verletzten könnte. Da ist zwar dieser merkwürdige Heldenkomplex, aber du scheinst ja auch gerettet werden zu müssen. Du hättest mal sein Gesicht sehen sollen, als du bewusstlos auf

Ivys Couch gelegen hast. Ich hatte das Gefühl, dass er gleich selbst ins Gras beißt. Aber erwarte nicht, dass er deine Vorstellung von Recht und Unrecht teilt.«

Ich runzelte die Stirn, was mir prompt neue Schmerzen einbrachte. »Schwarze Magie?«, flüsterte ich. »Mein Gott, Jenks. Sag mir nicht, dass er sie tatsächlich praktiziert.«

Jenks ließ sein Windspiel-Lachen erklingen. »Nein. Ich meine doch nur, dass er kein Problem damit hat, Bücher aus Bibliotheken zu klauen.«

»Oh.« Ich musste an sein Unbehagen im FIB-Büro und dann im Transporter denken. War das wirklich alles, hatte er sich nur Sorgen um das Buch gemacht? Es fiel mir schwer, das zu glauben. Aber Pixies waren dafür bekannt, dass sie Charaktere verdammt gut einschätzen konnten, egal wie flatterhaft, launisch oder großmäulig sie selbst auch sein mochten. Gleichzeitig fragte ich mich, ob Jenks seine Meinung wohl ändern würde, wenn er von meinem Dämonenmal erfuhr. Ich hatte Angst zu fragen. Verflucht noch mal, ich war sogar zu ängstlich, um es ihm zu zeigen.

Ich schaute hoch, als ich Francis lachen hörte. Er schrieb etwas auf und schob der Fahrkartenverkäuferin das Papier zu. Dann berührte er mit einer Hand seine schmale Nase und grinste sie rattenartig an. »Schlaues Mädchen«, flüsterte ich, als sie das Papier zerknüllte und über ihre Schulter warf, sobald Francis sich der Tür zugewandt hatte.

Mein Herz setzte kurz aus. Er ging zur Tür!

Verdammt.

Ich sah mich Hilfe suchend um, doch Nick kämpfte gerade

mit dem Automaten und hatte mir den Rücken zugedreht, und Edden war in ein Gespräch mit einem Uniformierten vertieft, der wohl zur Busgesellschaft gehörte.

Sein Gesicht war gerötet, und er fixierte die Kisten hinter dem Schalter. »Jenks«, befahl ich knapp, »hol Edden.«

»Und wie? Soll ich vielleicht da rüberkriechen?«

Francis hatte die Tür schon fast erreicht. Dem draußen wartenden Clayton traute ich nicht einmal zu, einen Hund vom Pinkeln abzuhalten. Ich stand auf und betete darum, dass Edden sich endlich umdrehen würde. Wieder ein Gebet, das nicht erhört wurde. »Hol ihn«, murmelte ich und ignorierte Jenks' Wutausbruch, als ich ihn von meiner Schulter nahm und auf den Boden setzte.

»Rachel!«, schrie Jenks. Ich humpelte so schnell wie es irgend ging, um zwischen Francis und die Tür zu gelangen, doch ich war zu langsam.

»Entschuldigen Sie, junger Mann?«, trällerte ich. Mein Puls raste, als ich den Arm nach ihm ausstreckte. »Könnten Sie mir vielleicht sagen, wo sich der Gepäckbereich befindet?«

Francis wirbelte herum. Verzweifelt versuchte ich, mir weder die Angst, dass er mich erkennen könnte, noch den Hass auf ihn und seinen Verrat anmerken zu lassen. »Das ist hier das Schaltergebäude des Busbahnhofs«, sagte er, die dünnen Lippen zu einem genervten Lächeln verzogen, »hier gibt es keinen Gepäckbereich. Ihre Sachen sind draußen am Straßenrand.«

»Wie bitte?«, fragte ich laut, während ich in Gedanken Edden mit diversen Flüchen belegte. *Wo zum Teufel steckt*

er? Ich krallte mich in Francis' Arm, und er warf einen herablassenden Blick auf meine schrumpelige Hand.

»Es ist draußen!«, schrie er und wollte sich losreißen. Als er mein Parfüm roch, versuchte er, angewidert zurückzuweichen, doch ich ließ ihn nicht los. Aus dem Augenwinkel sah ich Nick neben dem Süßigkeitenautomaten, wie er fassungslos auf meinen leeren Stuhl starrte. Dann suchte er die Menschenmenge nach mir ab, und seine Augen weiteten sich entsetzt, als er mich ausmachte. Wie angestochen raste er zu Edden hinüber.

Francis hatte seine Papiere unter den Arm geklemmt und versuchte, sich von meinen unnachgiebigen Fingern zu befreien.

»Lassen Sie mich gehen, Lady«, sagte er drängend. »Hier kann man kein Gepäck abholen.«

Mein Griff erschlaffte, und er sprang zurück. Verstört sah ich zu, wie er sein Hemd zurechtzog. »Schräge alte Fledermaus«, sagte er schnaufend. »Wie stellt ihr alten Schachteln das nur an, schwimmt ihr in eurem Parfüm?« Er hielt inne, dann fiel ihm die Kinnlade runter. »Morgan«, zischte er hasserfüllt. »Er hat mir versichert, du seiest tot.«

»Bin ich ja auch«, erwiderte ich dreist, wenn auch mit weichen Knien. Inzwischen hielt mich nur noch das Adrenalin aufrecht.

Francis' dämliches Grinsen bewies, dass er keine Ahnung hatte, was hier vor sich ging. »Du wirst jetzt schön brav mit mir kommen. Denon wird mich befördern, wenn er dich sieht.«

Ich schüttelte den Kopf. Wenn ich das hier nicht streng nach Vorschrift machte, würde Edden mir den Kopf abreißen. »Francis Percy, aufgrund der mir vom FIB übertragenen Macht klage ich Sie an wegen böswilliger Verschwörung mit dem Ziel, illegale Biodrogen zu vertreiben.«

Sein Grinsen verschwand und die Haut unter dem hässlichen Stoppelbart erblasste. »Scheiße!« Er wandte sich zur Flucht.

»Stopp!«, rief Edden endlich, doch er war zu weit weg, um eingreifen zu können.

Ich stürzte mich auf Francis und umschlang seine Knie, sodass wir mit einem lauten Knall auf dem Boden aufschlugen. Er wand sich und landete einen Tritt gegen meine Brust, der mich gequält nach Luft ringen ließ. Über uns zischte etwas durch die Luft. Als ich ruckartig den Kopf hob, sah ich Sterne. Francis zappelte immer verzweifelter.

Nein, dachte ich, als an der gegenüberliegenden Wand ein blauer Flammenball explodierte. *Diese Sterne sind real!*

Die Wucht der Detonation ließ den Boden beben. Frauen und Kinder schrien und drängten sich an den Wänden zusammen.

»Was war das?«, stammelte Francis. Er ließ nicht nach in seinen Befreiungsversuchen, aber für einen Augenblick beobachteten wir beide wie hypnotisiert, was um uns herum geschah. Eine flackernde blaue Flamme erreichte die hässliche gelbe Wand und breitete sich kurz zu einem gleißend hellen Lichtteppich aus, bevor sie in sich zusammenfiel und verpuffte. Verängstigt drehte ich mich um. Im Durchgang zu

den hinteren Büros stand ein ordentlich in Schwarz gekleideter kleiner Mann, der selbstbewusst eine rot leuchtende Kugel aus Jenseitsessenz auf seiner Hand balancierte. Eine zierliche Frau, ebenfalls in Schwarz, versperrte den Hauptausgang. Sie hatte lässig eine Hand in die Hüfte gestützt und grinste breit. Der Dritte im Bunde war ein muskulöser Mann von der Größe eines VW-Käfer, der sich am Schalter postiert hatte. Anscheinend war die Hexenkonferenz an der Küste beendet. Großartig.

31

Francis schnappte nach Luft, als er endlich verstand. »Lass los!«, kreischte er panisch, »Rachel, lass los. Sie werden dich töten!«

Er schlug blindlings um sich, doch ich krallte meine Finger nur noch tiefer in ihn und stöhnte schmerzerfüllt, als durch seine Befreiungsversuche meine Nähte aufplatzten. Blut begann zu fließen, und ich suchte hektisch nach einem Amulett, während ich aus den Augenwinkeln beobachtete, wie der kleine Mann die Lippen bewegte und sich die Kugel in seiner Hand von jenseitigem Rot zu Blau verfärbte. Verflucht. Er beschwor seinen Zauber.

»Ich habe keine Zeit für diesen Mist«, murmelte ich wütend, während ich versuchte, Francis mit meinem ganzen Gewicht am Boden zu halten.

Die Umstehenden hatten sich in Bewegung gesetzt und

strömten entweder in die Flure oder - ohne dass die Frau sie behelligt hätte - auf den Parkplatz hinaus. Wenn Hexen sich duellierten, überlebten nur die Schnellen. Ich zog geräuschvoll die Luft durch die Nase ein, als die Lippen des Mannes zur Ruhe kamen.

Dann holte er aus und warf die Kugel. Keuchend riss ich Francis hoch und ging hinter ihm in Deckung. »Nein!« Mit angstverzerrtem Gesicht starrte er auf den sich nähernden Zauber.

Die Wucht des Aufpralls schleuderte uns zu Boden und ließ uns in die Stuhlreihen rutschen. Francis' Ellbogen prallte gegen meinen verletzten Arm und ich grunzte gequält. Sein Schrei endete in einem verstörenden Gurgeln.

Als ich ihn von mir stieß, stiegen die Schmerzen in meiner Schulter ins Unermessliche. Er sackte besinnungslos zusammen. Ich rutschte zurück und starrte auf seinen reglosen Körper, der mit einem pulsierenden, blauen Film überzogen war. Ein Teil davon war auf meinem Ärmel gelandet, und ich bekam eine Gänsehaut, als der blaue Jenseitsnebel davon abglitt und sich mit der Hauptmasse vereinigte. Francis zuckte noch ein paarmal in seinem blauen Kokon, dann erschlaffte er.

Nach Luft ringend sah ich hoch. Die drei Attentäter hatten einen lateinischen Singsang begonnen und schrieben mit ihren Händen unsichtbare Zeichen in die Luft. Die Eleganz und Zielstrebigkeit ihrer Bewegungen wirkte fast schon obszön.

»Rachel!« Jenks' schrille Stimme kam zwischen den Stühlen

hervor. »Sie knüpfen ein Netz, du musst hier raus!«

Raus?, dachte ich benommen. Mein Blick kehrte zu Francis zurück. Der blaue Nebel war verschwunden und hatte einen leblosen Körper mit unnatürlich verdrehten Gliedmaßen zurückgelassen. Mich packte das Grauen. Ich hatte dafür gesorgt, dass Francis einen Schuss abfing, der mir gegolten hatte. Aber es war ein Unfall gewesen, ich hatte ihn nicht töten wollen.

Mein Magen rebellierte und ich hatte das Gefühl, mich übergeben zu müssen. Doch dann verdrängte ich meine Angst und konzentrierte mich stattdessen auf die Wut, die mir die Kraft gab, auf die Füße zu kommen. Entschlossen griff ich nach einem der orangefarbenen Stühle und zog mich daran hoch. Sie hatten mich dazu gezwungen, Francis als Schutzschild zu benutzen. *O Gott. Er ist meinetwegen gestorben.*

»Warum habt ihr mich zu so etwas gezwungen?« Ich wandte mich an den kleinen Mann und machte einen Schritt auf ihn zu. Die Luft um mich herum begann zu kribbeln. Es war nicht wirklich so, dass ich etwas Falsches getan hatte - ich war am Leben -, aber ich hatte es nicht tun wollen. »Warum habt ihr mich zu so etwas gezwungen?«, wiederholte ich etwas lauter. Trotz meiner steigenden Wut nahm ich wahr, wie die Luft wie tausend Nadeln in meine Haut stach - das Netz schloss sich um mich. Doch in diesem Moment kümmerte mich das nicht. Ich sammelte im Vorbeigehen meine Tasche auf und trat ein unbenutztes Amulett zur Seite.

Der Kraftlinienhexenmeister riss die Augen auf, als ich weiter auf ihn zuschritt. Sein Gesicht wurde noch entschlossener und er begann lauter zu singen. Die Stimmen der beiden anderen wisperten wie ein heißer Wind in der Luft. Im Zentrum des Netzes konnte ich mich ohne Anstrengung bewegen, doch je näher ich dem Rand kam, desto mühsamer wurde es. Wir standen nun unter einer blau gefärbten Kuppel. Dahinter sah ich Edden und Nick, die verzweifelt versuchten, zu mir vorzudringen.

»Ihr habt mich dazu gezwungen!«, schrie ich. Als sich das Netz verdichtete, ließ der Wind aus dem Jenseits mein Haar aufflattern. Mit zusammengebissenen Zähnen spähte ich durch die blaue Nebelwand und erkannte auf der anderen Seite den muskelbepackten Kerl. Er hielt das Netz in Position und schleuderte gleichzeitig Kraftlinienzauber auf die hoffnungslos unterlegenen FIB-Beamten, die inzwischen ins Gebäude gestürmt waren. Auch das war mir egal. Zwei von den dreien waren mit mir hier drin, und die konnten mir nicht entkommen.

Ich war wütend und frustriert. Ich hatte es satt, mich in einer Kirche zu verstecken, hatte es satt, vor Splat Balls in Deckung zu gehen, hatte es satt, meine Post in Salzwasser zu tunken, und hatte es vor allem satt, Angst zu haben. Und meinetwegen lag Francis auf dem schmutzigen, kalten Boden eines Busbahnhofs. Selbst ein Ekel wie er hatte so etwas nicht verdient.

Während ich weiter auf den kleinen Mann zuhumpelte, griff ich in meine Tasche und wühlte blind darin herum, bis

ich einen Schlafzauber ertastete. Rasend vor Wut hängte ich ihn mir um meinen blutenden Hals. Die Lippen des Mannes bewegten sich schneller, und er begann wieder Symbole in die Luft zu zeichnen. Wenn es ein wirklich fieser Zauber war, hatte ich vier Sekunden. Fünf, wenn er stark genug war, um mich zu töten.

Von reiner Willenskraft getragen schleppte ich mich vorwärts. Die Augen des Hexenmeisters weiteten sich, als er das Dämonenmal an meinem Handgelenk sah. »Niemand macht mich zur Mörderin!« Ich holte aus und versetzte ihm einen Schlag ans Kinn, der uns beide ins Stolpern brachte. Ich schüttelte meine schmerzende Hand und kauerte mich abwartend zusammen. Der Mann taumelte zurück und war so darauf konzentriert, das Gleichgewicht zu halten, dass der Energiestrom plötzlich nachließ. Fuchsteufelswild biss ich die Zähne zusammen und holte erneut aus. Mit einem körperlichen Angriff hatte er nicht gerechnet - die wenigsten Kraftlinienhexen tun das -, und er hob zögerlich einen Arm, um den Schlag abzublocken. Ich schnappte mir seine Finger und bog sie nach hinten um, bis mindestes drei davon gebrochen waren. Sein Schmerzensschrei wurde durch den Aufschrei der Frau am anderen Ende der Lobby ergänzt. Sie stürzte jetzt auf uns zu. Ohne seine Hand loszulassen, schwang ich meinen Fuß hoch und riss ihn nach vorne, sodass er mit voller Wucht dagegenknallte. Ihm traten die Augen aus den Höhlen und er fiel in sich zusammen, wobei er sich den Magen hielt. Sein tränenverschleierter Blick blieb an jemandem hängen, der offenbar hinter mir stand. Noch

immer außerstande Luft zu holen, stürzte er zu Boden und blieb rechts von mir liegen. Schnell ließ ich mich fallen und rollte mich nach links ab. Ich hörte einen lauten Knall und mir wurde das Haar aus dem Gesicht geweht. Genau in dem Moment, als ich den Kopf vom Boden hob, verteilte sich die grüne Jenseitsessenz über die Wand und in den Flur. Ich drehte mich um. Die schmächtige Frau kam auf mich zu, und die Lippen in ihrem angespannten Gesicht formten unablässig Worte. In ihrer Hand wuchs eine rote Jenseitskugel, die Spuren der grünen Aura der Hexe aufwies, als diese sie nach ihrem Willen formte.

»Du willst ein Stück von mir?«, schrie ich vom Boden aus. »Bist du sicher?« Stolpernd stand ich auf und stützte mich mit einer Hand an der Wand ab.

Der Mann hinter mir sagte etwas, das ich nicht verstehen konnte. Das fremdartige Wort drang in meinen Kopf ein, und ich versuchte irritiert, einen Sinn darin zu finden. Ich riss verstört die Augen auf, als es in meinem Gehirn explodierte.

Schreiend fiel ich auf die Knie und umklammerte meinen Schädel. »Nein!« Ich riss wie wild an meinen Haaren. »Nein, verschwinde!« Schwarz verkrustete, blutige Striemen. Sich windende Maden. Der bittere Geschmack verwesenden Fleisches.

Die Erinnerung brach aus meinem Unterbewusstsein hervor. Keuchend schaute ich hoch. Ich war ausgebrannt, von mir war nichts mehr übrig. Mein Herz schlug so heftig, dass es gegen meine Lungen drückte, und am Rand meines Sichtfeldes tanzten wieder schwarze Flecken. Meine Haut

kribbelte, als gehöre sie nicht zu mir. *Was zur Hölle war das?*

Der Mann und die Frau standen nebeneinander und sie hielt seinen Ellbogen, während er sich über seine gebrochene Hand beugte. Sie waren wütend, siegesbewusst und... befriedigt. Er konnte seine Hand nicht mehr benutzen, aber es war klar, dass er sie nicht brauchen würde, um mich zu töten. Alles, was er tun musste, war, noch einmal dieses Wort zu sagen. Ich war tot. Und zwar nicht im bisher gebrauchten Sinne. Aber ich würde einen von ihnen mitnehmen.

»Jetzt!«, hörte ich Eddens gedämpften Schrei.

Wir schreckten alle drei auf, als das Netz herunterkam, die blaue Kuppel in sich zusammenfiel und der Nebel verschwand. Die große Hexe außerhalb des Netzes kniete auf dem Boden und hatte die Hände hinter dem Kopf verschränkt. Sechs FIB-Beamte umringten ihn. Ein schwacher Hoffnungsschimmer breitete sich fast schmerzhaft in mir aus.

Eine undeutliche Gestalt erregte meine Aufmerksamkeit - Nick. »Hier!« Ich griff nach der Kordel des beschworenen Schlafamuletts, das immer noch da lag, wo es hingefallen war, und warf es ihm zu.

Die mörderische Hexe drehte sich zu mir um, doch es war zu spät. Mit leichenblassem Gesicht befestigte Nick die Kordel am Hals der Frau und stolperte zurück. Sie sank in sich zusammen. Der Mann fing sie auf, ließ sie zu Boden gleiten und starrte dann völlig entgeistert um sich.

»Hier ist das FIB!«, rief Edden, der mit dem bandagierten Arm trotz der Waffe in seiner linken Hand wenig Furcht

einflößend aussah. »Legen Sie die Hände hinter den Kopf und schließen Sie den Mund, sonst werde ich Ihnen die Hölle heiß machen.«

Der Mann blinzelte schockiert. Er schaute auf die Frau zu seinen Füßen, holte tief Luft und rannte weg.

»Nein!« Ohne aufzustehen schüttete ich meine Tasche aus und griff mir ein Amulett, das ich gegen meinen blutenden Hals drückte und dann in Richtung seiner Füße warf. Die Hälfte meiner anderen Amulette hatte sich darin verfangen, und es flog wie eine Wurfschlinge auf Kniehöhe durch die Luft, bevor es sich wie das Lasso eines Cowboys um seine Beine wickelte. Er stolperte und ging zu Boden.

Die Leute vom FIB kreisten ihn ein und ich wartete mit angehaltenem Atem. Aber er blieb reglos liegen, mein Zauber hatte ihn in tiefen Schlaf versetzt.

Mit einem Mal drang der Lärm der umherlaufenden FIB-Beamten in mein Bewusstsein. Verbissen kroch ich auf Francis zu, der allein bei den Stühlen lag. Als ich ihn umdrehte, befürchtete ich das Schlimmste. Seine weit geöffneten Augen starrten ausdruckslos an die Decke. *Bitte, Gott, nein*.

Aber dann hob sich sein Brustkorb und ein dämliches Grinsen umspielte seine schmalen Lippen, wohl aufgrund irgendeines Traums. Er lebte und atmete und stand nur tief unter einem Kraftlinienzauber. Erleichterung breitete sich in mir aus. Ich hatte ihn nicht getötet.

»Hab dich!«, schrie ich in sein bewusstloses, schmales Rattengesicht. »Kannst du schleimiger Sack Kamelscheiße

mich hören? Du bist verhaftet!« *Ich habe ihn nicht getötet!*

Neben mir tauchten Eddens abgewetzte braune Schuhe auf. Die Anspannung kehrte zurück, und ich fuhr mir mit meiner blutverschmierten Hand übers Gesicht. Blinzelnd erkannte ich Eddens zerknautschte Khakis und seine blaue Armschlinge. Er trug seine gelbe Kappe, und ich konnte meine Augen nicht von den blauen Buchstaben FIB lösen, die vor dem grellen Hintergrund leuchteten.

Er räusperte sich zufrieden und sein breites Grinsen ließ ihn noch mehr wie einen Gnom aussehen. Durch meine Benommenheit drang plötzlich das Gefühl eines starken Drucks auf meinen Lungen. Es schien übermenschliche Kraft zu kosten, sie mit Luft zu füllen.

»Morgan«, sagte Edden fröhlich und reichte mir seine dicke Hand, um mir aufzuhelfen. »Sind Sie okay?«

»Nein«, krächzte ich. Ich verbuchte ihn zu erreichen, aber der Boden unter mir schwankte. Bevor ich ohnmächtig wurde, hörte ich noch Nicks warnenden Schrei.

32

»Hört zu!«, schrie Francis, wobei ihm vor Aufregung der Speichel aus dem Mund flog. »Ich werde euch alles erzählen, aber ich will einen Deal, ich verlange Schutz. Ich sollte nur die Brimstonefunde arrangieren, das ist alles. Aber irgendjemand ist nervös geworden und Mr. Kalamack wollte, dass die Lieferungen vertauscht werden. Er hat mir befohlen,

sie zu vertauschen. Das ist alles! Ich bin kein Biodrogenschmuggler, bitte, das müsst ihr mir glauben!«

Edden sagte nichts. Er saß mir gegenüber und spielte den stillen, bösen Cop. Die Frachtpapiere, die Francis unterschrieben hatte, lagen wie eine unausgesprochene Anklage vor ihm auf dem Tisch. Francis kauerte auf einem Stuhl am anderen Ende des Tisches, zwei Plätze von uns entfernt. Seine Augen waren weit aufgerissen und voller Angst. Er sah erbärmlich aus in seinem knallig bunten Hemd und dem Polyester Jackett mit den aufgekrempelten Ärmeln, in dem Versuch, den Traum zu leben, der sein Leben sein sollte.

Ich streckte vorsichtig meinen schmerzenden Körper. Mein Blick fiel auf die drei Pappkartons, die am Ende des Tisches aufeinandergestapelt waren, und ich musste grinsen. Unter dem Tisch versteckt, in meinem Schoß, lag ein Amulett, das ich dem Anführer der Attentäter abgenommen hatte. Momentan leuchtete es in einem hässlichen Rot, aber wenn es das war, wofür ich es hielt, würde es schwarz werden, wenn ich starb oder aus meinem Vertrag entlassen war. Sobald das kleine Mistding erlosch, würde ich nach Hause gehen und eine Woche durchschlafen.

Edden hatte Francis und mich in den Aufenthaltsraum für Angestellte gebracht, um einem weiteren Angriff der Hexen zuvorzukommen. Dank des Rundfunkwagens der örtlichen Medien wusste nun jeder in der Stadt, wo ich war, und ich rechnete halb damit, Fairies aus den Lüftungsrohren krabbeln zu sehen. Deswegen traute ich der AZE-Decke auf

meinen Schultern mehr als den beiden FIB-Beamten, die im Raum verteilt herumstanden und ihn überfüllt aussehen ließen.

Ich zog die Decke enger um meinen Hals und schätzte den geringfügigen Schutz ebenso sehr wie die Wärme, die sie spendete. Sie enthielt hauchfeine Titanfasern, die stärkere Zauber abschwächen und schwächere brechen sollten. Einige der FIB-Beamten trugen gelbe Overalls aus einem ähnlichen Material und ich spekulierte darauf, dass Edden vergessen würde, die Decke zurückzufordern.

Während Francis weiter herumstammelte, ließ ich meinen Blick über die versifften Wände wandern, die mit albernen Sprüchen über eine gute Arbeitsatmosphäre und Möglichkeiten, seinen Arbeitgeber zu verklagen, dekoriert waren. Eine Mikrowelle und ein verbeulter Kühlschrank nahmen eine ganze Wand ein, eine kaffeebefleckte Theke eine andere. Ich beäugte einen heruntergekommenen Süßigkeitenautomaten und bekam wieder Hunger. Nick und Jenks hatten sich in eine Ecke verzogen und versuchten, möglichst wenig im Weg zu sein.

Die schwere Tür zum Pausenraum wurde geöffnet, und ich drehte mich um, als ein uniformierter FIB-Beamter in Begleitung einer jungen Frau in einem aufreizenden roten Kleid den Raum betrat. Sie trug eine FIB-Marke um den Hals, und die gelbe FIB-Kappe sah auf ihren übertrieben stark gestylten Haaren wie eine billige Requisite aus. Das waren wohl Gerry und Briston aus dem Einkaufszentrum. Die Frau verzog das Gesicht und flüsterte spöttisch »Parfüm«. Ich

seufzte.

Zu gern hätte ich es ihr erklärt, aber das hätte die Sache wohl nur noch schlimmer gemacht.

Das Geflüster der FIB-Beamten war schlagartig verstummt, als ich den Alterszauber abgelegt und mich in eine ramponierte Mittzwanzigerin mit roten Locken und Kurven an den richtigen Stellen verwandelt hatte. Ich fühlte mich wie eine Bohne in einer Rumbarassel, und mit meiner Armschlinge, dem blauen Auge und der Decke auf den Schultern sah ich vermutlich aus wie ein Katastrophenflüchtling.

»Rachel!« Francis' flehender Schrei lenkte meine Aufmerksamkeit auf ihn zurück. Sein kantiges Gesicht war blass und sein schwarzes Haar hing strähnig herunter. »Ich brauche Schutz. Ich bin nicht wie du, Kalamack wird mich umbringen. Ich tue alles, was du willst! Du willst Kalamack, ich will Schutz. Ich sollte mich doch nur um den Brimstone kümmern, ich bin nicht schuldig, Rachel, du musst mir glauben.«

»Sicher.« Völlig ausgelaugt holte ich Luft und schaute auf die Uhr. Es war erst kurz nach Mitternacht, doch mir kam es so vor, als wäre es schon kurz vor Sonnenaufgang.

Edden lächelte und schob seinen Stuhl zurück. »Lasst uns die Kartons öffnen, Leute.«

Zwei FIB-Beamte machten sich eifrig ans Werk. Ich umklammerte das Amulett in meinem Schoß und lehnte mich ungeduldig vor, um nichts zu verpassen. Meine gesamte weitere Existenz hing von diesen Schachteln ab. Das

Geräusch des abreißenden Klebebands dröhnte in meinen Ohren. Francis wischte sich den Mund ab und starrte mit düsterer, angsterfüllter Faszination auf die Kartons.

»Heilige Mutter Gottes«, stieß einer der Beamten hervor und wich vom Tisch zurück, als er die erste Schachtel aufklappte. »Das sind Tomaten.« *Tomaten* Pich erhob mich ächzend, aber Edden war einen Tick schneller.

»Sie sind innen drin!«, brabbelte Francis. »Die Drogen sind innen drin. Er versteckt sie in den Tomaten, damit die Zollhunde sie nicht aufspüren können.« Sein Gesicht wurde noch eine Spur blasser, und er schob sich die Ärmel über die Ellbogen. »Sie sind da drin. Schaut doch!«

»Tomaten?«, fragte Edden angewidert. »Er verschickt sie in Tomaten?«

Perfekte, rote Tomaten mit grünen Stängeln lagen in dem Karton. Ich war beeindruckt. Trent musste die Phiolen in die noch wachsenden Früchte eingesetzt haben, so war die Droge am Ende sicher in einer makellosen Frucht versteckt, die kein Mensch freiwillig anfassen würde.

»Geh mal rüber, Nick«, forderte Jenks, aber Nick rührte sich nicht vom Fleck. Sein schmales Gesicht war aschgrau. Die beiden FIB-Leute, die den Karton geöffnet hatten, standen am Spülbecken und schrubbten sich hektisch die Hände.

Edden griff mit von Ekel entstelltem Gesicht nach einer Tomate und untersuchte die rote Frucht. Die makellose Haut wies keine Macken oder Schnitte auf. »Ich fürchte, wir werden eine öffnen müssen«, sagte er widerwillig. Er legte

die Tomate auf den Tisch und wischte sich die Hand an der Hose ab.

»Ich mach das«, meldete ich mich freiwillig, als niemand einen Ton sagte. Jemand schob mir über den Tisch ein abgenutztes Messer zu. Ich nahm es in die linke Hand und sah mich, als mir einfiel, dass meine andere Hand in einer Schlinge hing, Hilfe suchend um. Nicht ein FIB-Beamter erwiderte meinen Blick. Nicht ein einziger war dazu bereit, die Früchte anzufassen. Missbilligend legte ich das Messer zur Seite. »Na gut«, seufzte ich, hob meine Hand und ließ sie auf die Tomate hinabsausen.

Die Frucht zerplatzte mit einem satten Geräusch und der rote Saft spritzte auf Eddens weißes Hemd. Sein Gesicht wurde so grau wie sein Schnauzbart. Die herumstehenden FIB-Beamten stießen angewiderte Schreie aus und jemand würgte. Mit klopfendem Herzen nahm ich die Tomate in die Hand und drückte zu. Fruchtfleisch und Kerne rannen durch meine Finger und mir stockte der Atem, als ich einen winzigen Zylinder in meiner Handfläche spürte. Ich ließ die rote Masse fallen und schüttelte meine Hand. Bestürzte Schreie ertönten, als das rote Mus auf den Tisch tropfte. Es war nur eine Tomate, doch die großen, starken FIB-Beamten benahmen sich, als würde ich ein verrottendes Herz ausquetschen.

»Hier ist es!«, sagte ich triumphierend, als ich eine handelsübliche Ampulle aus dem Tomatenschleim zog und sie hochhielt. Ich hatte noch nie zuvor Biodrogen gesehen. Irgendwie hatte ich sie mir spektakulärer vorgestellt.

»Okay, ich nehme das«, sagte Edden leise und wickelte die Ampulle in eine Serviette. Die Befriedigung des Entdeckers hatte wohl über seinen Ekel gesiegt.

Francis sah angstvoll von den Kisten auf mich. »Rachel«, winselte er, »du wirst doch dafür sorgen, dass man mich vor Mr. Kalamack beschützt, oder?«

Die Wut verlieh mir neue Kräfte und ich richtete mich auf. Er hatte mich und alles, woran ich glaubte, verraten -für Geld. Ich drehte mich zu ihm um und ignorierte die leichte Trübung meines Blickfeldes, als ich mich über den Tisch lehnte und ihm ins Gesicht sah. »Ich habe dich bei Kalamack gesehen«, sagte ich. Seine Lippen liefen blau an. Ich packte ihn an seinem Hemd und hinterließ eine rote Schliere auf dem bunten Stoff. »Du bist eine Schande für jeden Runner, und dafür wirst du bluten.« Ich schob ihn zurück auf seinen Stuhl und setzte mich. Diese Anstrengung hatte meinen Puls wieder hochgetrieben, aber das war es allemal wert gewesen.

»Wow«, sagte Edden sanft. »Jemand soll ihn einsperren und ihm seine Rechte vorlesen.«

Francis schnappte panisch nach Luft, als Briston ihre Handschellen von der Hüfte nahm und sie um seine Handgelenke schloss. Ich griff in meine Armschlinge, löste ungeschickt mein Amulettarmband und warf es ihr hin - nur für den Fall, dass Francis irgendeine Gemeinheit in seinen aufgerollten Ärmeln verbarg. Auf Eddens zustimmendes Nicken hin befestigte sie es an den Handschellen.

Die eintönige Stimme des Beamten, der Francis seine

Rechte vorlas, war unheimlich beruhigend. Francis fixierte mit weit aufgerissenen Augen die Ampulle. Vermutlich nahm er gar nicht wahr, wie einer der Beamten an seine Seite trat.

»Rachel!«, schrie er, als er seine Stimme wiederfand. »Lass nicht zu, dass er mich umbringt! Er wird mich töten! Ich habe dir Kalamack geliefert, dafür will ich einen Deal, ein Schutzprogramm. So funktioniert das doch, oder nicht?«

Während ich mir mit einer billigen Serviette die Tomatenreste von den Fingern wischte, warf ich Edden einen vielsagenden Blick zu. »Müssen wir uns das jetzt anhören?«

Ein niederträchtiges Lächeln huschte über Eddens Gesicht. »Briston, bringen Sie diesen Haufen Müll in den Transporter. Halten Sie sein Geständnis auf Band und in schriftlicher Form fest, und lesen Sie ihm noch einmal seine Rechte vor. Das soll alles ganz ordnungsmäßig ablaufen.«

Francis stand auf, und sein Stuhl kratzte geräuschvoll über die dreckigen Fliesen. Sein Gesicht war eingefallen und die Haare hingen ihm in die Augen. »Rachel, sag ihnen, dass Kalamack mich umbringen wird!«

Ich schaute Edden mit gerunzelter Stirn an. »Er hat recht.«

Bei meinen Worten fing Francis an zu winseln. Seine dunklen Augen wirkten gehetzt, als sei er nicht sicher, ob es ihn freuen oder ängstigen sollte, dass seine Befürchtungen ernst genommen wurden.

»Bringt ihm eine AZE-Decke«, sagte Edden besorgt, »und passt gut auf ihn auf.«

Trotz allem beruhigte mich das. Wenn sie Francis schnell genug aus der Schusslinie bringen konnten, war er in

Sicherheit.

Bristons Blick fiel auf die Kisten. »Und die - ahm - Tomaten, Captain?«

Eddens Grinsen wurde breiter, als er sich über den Tisch lehnte, wobei er sorgfältig darauf achtete, den Tomatenmatsch nicht zu berühren. »Die überlassen wir der Spurensicherung.«

Sichtbar erleichtert winkte Briston Clayton zu sich. »Rachel«, brabbelte Francis, als sie ihn zur Tür zogen. »Du wirst mir doch helfen, oder? Ich werde ihnen auch alles sagen!«

Die vier FIB-Beamten begleiteten ihn unsanft nach draußen, und bevor die Tür ins Schloss fiel, hörte man, wie sich das Geräusch von Bristons Absätzen entfernte. Ich schloss die Augen, um die göttliche Ruhe zu genießen. »Was für eine Nacht«, flüsterte ich.

Edden kicherte, woraufhin ich die Augen wieder öffnete. »Ich bin Ihnen etwas schuldig, Morgan«, sagte er. Er hatte sich inzwischen mit drei Papierservietten vor dem Tomatensaft an der Ampulle geschützt. »Nachdem ich Sie mit diesen beiden Hexen gesehen habe, weiß ich nicht, warum Denon so scharf darauf war, Sie abzusägen. Sie sind ein verflucht guter Runner.«

»Danke«, flüsterte ich mit einem tiefen Seufzer und unterdrückte bei der Erinnerung an den Kampf mit den beiden Kraftlinienhexen eine Gänsehaut. Das war verdammt knapp gewesen. Wenn es Edden nicht gelungen wäre, die Konzentration der dritten Hexe, und damit das Netz, zu

zerstören, wäre ich jetzt tot. »Ich meine, danke, dass Sie mir geholfen haben«, ergänzte ich leise.

Nachdem die FIB-Beamten verschwunden waren, war Nick aus der Ecke gekommen und reichte mir nun einen Styroporbecher mit einer Flüssigkeit, die einmal Kaffee gewesen sein mochte. Er ließ sich langsam in den Stuhl neben mir sinken und blickte zwischen den drei Kartons und dem tomatenverschmierten Tisch hin und her. Der Anblick von Edden mit der Tomate in der Hand schien seine Angst ein wenig gemildert zu haben. Ich schenkte ihm ein müdes Lächeln und legte meine gesunde Hand um den Kaffeebecher, um die Wärme zu genießen.

»Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie die I. S. darüber informieren würden, dass Sie meinen Vertrag abzahlen«, sagte ich zu Edden, »und zwar noch bevor ich einen Fuß aus diesem Raum setze.« Instinktiv wickelte ich mich fester in die AZE-Decke.

Edden legte ehrfürchtig die Ampulle hin. »Mit Percys Geständnis kann sich Kalamack da nicht mehr rauswinden.« Sein breites Gesicht verzog sich erneut zu einem Lächeln. »Clayton hat mir inzwischen berichtet, dass wir den Brimstone am Flughafen ebenfalls einkassieren konnten. Ich sollte wirklich öfter von meinem Schreibtisch wegkommen.«

Ich nippte an meinem Kaffee. Es war eine bittere Brühe, und ich schluckte sie nur widerwillig. »Was ist mit dem Anruf?«, erinnerte ich ihn, als ich den Becher auf den Tisch stellte und nachdenklich auf das Amulett schaute, das auf meinem Schoß leuchtete.

Edden richtete sich grunzend auf, zog ein flaches Handy aus seiner Tasche und drückte mit dem Daumen auf eine Taste, bevor er es ans Ohr hob. Ich schaute zu Jenks, um zu sehen, ob er das bemerkt hatte. Der Pixie schlug kurz mit den Flügeln, kletterte aber dann ungeduldig von Nick herunter und ging steifbeinig über den Tisch. Ich hob ihn auf meine Schulter, bevor er mich darum bitten konnte. Er rutschte möglichst nah an mein Ohr heran und flüsterte: »Er hat die Nummer der I. S. auf einer Schnellwahltaste.«

»Sieh mal einer an«, sagte ich. Das Pflaster zerrte an meiner Augenbraue, als ich versuchte, sie hochzuziehen.

»Ich werde jeden einzelnen Tropfen Genugtuung aus dieser Sache pressen«, verkündete Edden und lehnte sich in seinem Stuhl zurück, als das Freizeichen ertönte. Die weiße Ampulle stand vor ihm wie eine kleine Trophäe. »Denon!«, rief er schließlich. »Nächste Woche ist Vollmond. Wie geht es dir?«

Mir fiel die Kinnlade runter. Nicht die I. S. war in Eddens Kurzwahlspeicher, sondern mein alter Boss persönlich. Und er lebte noch, der Dämon hatte ihn nicht getötet? Dann hatte er wohl jemand anderen die Drecksarbeit machen lassen.

Edden räusperte sich irritiert, bevor er sich wieder auf sein Telefonat konzentrierte. Er hatte meine Verwunderung offenbar missverstanden.

»Pass auf. Ich will, dass du das Kopfgeld, das du auf Ms. Rachel Morgan ausgesetzt hast, zurückziehst. Vielleicht kennst du sie? Sie hat mal für dich gearbeitet.« Es entstand

eine kurze Pause, doch Denons Antwort war so laut, dass ich sie beinahe verstehen konnte. Auf meiner Schulter schlug Jenks aufgedreht mit den Flügeln. Ein hinterhältiges Lächeln erschien auf Eddens Lippen.

»Ach, du erinnerst dich also tatsächlich an sie?«, fragte er unschuldig. »Großartig. Zieh deine Leute ab, wir bezahlen für ihren Vertrag.« Es folgte wieder eine Pause und sein Lächeln vertiefte sich. »Ich bin empört, Denon. Sie kann doch gar nicht für das FIB arbeiten. Ich werde die Gelder überweisen, sobald morgen früh die Banken öffnen. Oh, und könntest du einen deiner Wagen zum Busbahnhof schicken? Ich habe hier drei Hexen, die in ein Inderlander-Gefängnis überstellt werden müssen. Sie haben hier ein wenig Unruhe gestiftet, und da wir gerade in der Gegend waren, haben wir sie für dich festgesetzt.«

Am anderen Ende der Leitung war eine Schimpftirade zu hören, und Jenks keuchte. »Oh oh, Rachel«, stammelte er. »Er ist außer sich.«

»Nein«, sagte Edden entschlossen. Man konnte ihm ansehen, wie sehr er das Spektakel genoss. »Nein«, wiederholte er grinsend. »Darüber hättest du nachdenken sollen, bevor du sie auf sie angesetzt hast.«

Die Schmetterlinge in meinem Bauch waren kaum noch zu bremsen. »Sagen Sie ihm, dass er das Hauptamulett deaktivieren soll, das auf mich eingestellt ist«, forderte ich und ließ das Amulett klappernd auf den Tisch fallen, das ich bis dahin wie ein schmutziges Geheimnis verborgen gehalten hatte.

Edden legte eine Hand über das Telefon und dämpfte so Denons wütende Stimme. »Das was?«

Ich fixierte das Amulett - es leuchtete noch immer. »Sagen Sie ihm«, ich holte tief Luft, »dass ich verlange, dass das Hauptamulett, das auf mich eingestellt ist, deaktiviert wird.

Jeder Auftragskiller, der hinter mir her ist, hat so ein Amulett.« Ich berührte es mit einem Finger und fragte mich, ob das Prickeln, das ich dabei spürte, nur eingebildet oder real war. »Solange es leuchtet, werden sie nicht aufhören, mich zu jagen.«

Seine Augenbrauen hoben sich. »Ein Lebenszeichenkontroll-Amulett?«, fragte er, und ich nickte säuerlich. Es war eine Geste der Höflichkeit zwischen den Attentäter-Teams, damit niemand Zeit darauf verschwendete, jemanden zu jagen, der schon längst tot war.

»Puh«, schnaubte Edden und hielt sich wieder das Telefon ans Ohr. »Denon«, sagte er fröhlich. »Sei ein guter Junge und löse den Zauber auf, der Morgans Lebenszeichen überwacht, damit sie nach Hause und ins Bett gehen kann.«

Denons wütende Stimme dröhnte aus dem kleinen Lautsprecher des Telefons. Als Jenks anfing zu lachen und sich auf meinen Ohrring schwang, zuckte ich zusammen. Ich benetzte meine Lippen und starrte auf das Amulett, als könnte ich es durch reine Willenskraft zum Erlöschen bringen. Als Nick seine Hand auf meine Schulter legte, fuhr ich kurz hoch, konzentrierte mich aber sofort wieder auf den Zauber.

»Da!«, rief ich, als die Scheibe aufflackerte und dann

ausging.

»Schaut, es leuchtet nicht mehr!« Ich schloss die Augen und stellte mir vor, wie überall in der Stadt die Amulette erloschen. Denon musste das Hauptamulett bei sich gehabt haben, wohl um auf keinen Fall den Moment zu verpassen, in dem die Mörder erfolgreich gewesen wären. Er war echt ein kranker Typ.

Mit zitternden Fingern hob ich die Scheibe auf und war überrascht, wie schwer sie sich anfühlte. Mein Blick begegnete Nicks. Er schien genauso erleichtert zu sein wie ich, denn er strahlte über das ganze Gesicht. Mit einem tiefen Seufzer ließ ich mich in den Stuhl zurücksinken und steckte das Amulett in meine Tasche. Meine Todesdrohung war aufgehoben.

Denons wütende Fragen schallten aus dem Telefon, doch Edden grinste nur immer breiter. »Schalte deinen Fernseher ein, Denon, mein Freund«, sagte er und hielt das Handy für einen Moment von seinem Ohr weg. Als er es wieder an sein Gesicht hielt, schrie er: »Ich sagte, schalte deinen Fernseher ein!« Edden warf mir einen kurzen Blick zu, bevor er sich spöttisch verabschiedete: »Mach's gut, Denon, wir sehen uns in der Kirche.«

Mit einem lauten Piepsen wurde die Verbindung getrennt. Edden lehnte sich in seinem Stuhl zurück und legte seinen gesunden Arm über den verletzten. Er lächelte zufrieden. »Sie sind eine freie Hexe, Ms. Morgan. Wie fühlt es sich an, von den Toten aufzuerstehen?«

Meine Haare fielen mir ins Gesicht, als ich an mir

herunterschaute: Jeder Kratzer und jede Beule schrie nach Aufmerksamkeit, mein Arm pochte in der Schlinge und mein Gesicht war ein einziger, schmerzender Fleck. »Großartig«, sagte ich mit einem schwachen Lächeln, »es fühlt sich einfach großartig an.« Es war vorbei. Ich konnte nach Hause gehen und mich in meinem Bett verkriechen.

Nick stand auf und legte mir wieder die Hand auf die Schulter. »Komm, Rachel«, sagte er leise. »Wir bringen dich jetzt nach Hause.« Seine dunklen Augen richteten sich kurz auf Edden. »Sie kann den Papierkram doch morgen erledigen?«

»Sicher.« Edden stand ebenfalls auf, griff mit zwei Fingern nach der Ampulle und steckte sie in seine Hemdtasche. »Ich möchte, dass Sie bei Mr. Percys Verhör dabei sind, wenn Sie es irgendwie einrichten können. Sie haben doch ein Lügendetektoramulett, oder? Ich bin gespannt, was bei einem Vergleich mit unseren elektronischen Geräten herauskommt.«

Ich nickte kurz und versuchte die Kraft zu finden, um aufzustehen. Auf keinen Fall würde ich Edden erklären, wie aufwendig es war, solche Amulette herzustellen. Aber ich würde in den nächsten paar Wochen auch nicht losziehen und welche kaufen - erst sollten die auf mich gerichteten Zauber vom Markt verschwinden. Vielleicht sollte ich sicherheitshalber zwei Monate warten. Der Anblick des schwarzen Amuletts ließ mich schaudern. Vielleicht würde ich auch nie mehr Zauber kaufen.

Ein dumpfer Knall erschütterte das Gebäude und ließ den

Boden beben. Einen Herzschlag lang herrschte absolute Stille, dann drangen gedämpfte Schreie durch die dicken Wände. »Das war eine Explosion«, beantwortete Edden meine unausgesprochene Frage, während ihm wohl schon tausend Gedanken durch den Kopf schossen. Mir kam nur ein einziger: *Trent*.

In diesem Moment wurde die Tür aufgerissen und Briston stürzte in den Raum. Sie hielt sich an dem Stuhl fest, auf dem Francis eben noch gesessen hatte, und stammelte atemlos: »Captain Edden, Clayton! Mein Gott, Clayton!«

»Bewacht das Beweismaterial«, befahl Edden und stürzte mit einer Geschwindigkeit aus der Tür, die einem Vamp alle Ehre gemacht hätte. Die Schreie drangen ungefiltert in den Raum, bevor sich die Tür langsam schloss. Briston stand einfach nur da und umklammerte so fest die Stuhllehne, dass ihre Knöchel weiß hervortraten. Ihr rotes Kleid wirkte noch deplatzierter als zuvor. Sie ließ den Kopf hängen, und ich konnte sehen, wie sich ihre Augen mit Tränen füllten.

»Rachel.« Jenks zwickte mich sanft ins Ohr. »Steh auf, ich will sehen, was passiert ist.«

»Trent ist passiert«, flüsterte ich geschockt. *Francis*.

»Steh jetzt auf!« Der Pixie riss an meinem Ohr, als könnte er mich daran hochziehen. »Rachel, auf mit dir!«

Als ich mich schließlich erhob, fühlte ich mich so schwerfällig wie ein Maultier vor dem Pflug. Mit Nicks Hilfe humpelte ich hinaus in den Lärm und das Chaos, wobei ich mich unter meiner Decke zusammenkauerte und meinen verletzten Arm schützend an den Körper drückte. Mir war

klar, was ich vorfinden würde. Immerhin hatte ich Trent dabei zugesehen, wie er einen Mann wegen wesentlich weniger umgebracht hatte. Es wäre lächerlich gewesen, zu erwarten, dass er untätig herumsaß, während sich die Schlinge des Gesetzes um seinen Hals legte. Aber wie hatte er so schnell handeln können?

Die Lobby war ein einziges Gewirr von zerbrochenem Glas und herumirrenden Menschen. An der Stelle, wo einmal die Glasscheibe gewesen war, gähnte ein riesiges Loch in der Wand, durch das die kühle Nachtluft hereinwehte. Überall waren blaue und gelbe FIB-Uniformen zu sehen, obwohl das die Lage auch nicht verbesserte. Der Gestank von verschmortem Plastik brannte in meiner Kehle, und an den tanzenden Schatten erkannte ich, dass der FIB-Transporter auf dem Parkplatz noch immer in Flammen stand. Hinzu kam der Widerschein der roten und blauen Sirenen verschiedener Einsatzfahrzeuge.

Jenks zog weiter an meinem Ohr, um mich anzutreiben. »Wenn du damit nicht aufhörst, werde ich dich eigenhändig zerquetschen«, drohte ich schwach.

»Dann beweg deinen kümmerlichen weißen Hexenhintern nach draußen«, rief er frustriert. »Ich kann von hier aus so gut wie nichts erkennen.«

Nick wehrte die gut gemeinten Bemühungen der Sanitäter ab, die mich wohl für eines der Explosionsopfer hielten.

Dennoch ließen sie uns erst in Ruhe, als er eine der herumliegenden FIB-Kappen aufhob und sie mir auf den Kopf setzte. Mit seinem stützenden Arm um meine Taille

schaffte ich es, über die Scherben hinweg vom hell erleuchteten Gebäude zu den blinkenden FIB-Fahrzeugen zu humpeln. Außerhalb des Geländes hatte sich die Lokalpresse eingefunden, und sie zelebrierten das Großereignis mit Blitzlicht und hektischen Gesten. Mein Magen zog sich zusammen, als ich realisierte, dass ihre Anwesenheit wahrscheinlich zu Francis' Tod beigetragen hatte.

Ich versuchte, mein Gesicht gegen die Hitze abzuschirmen, die uns von den Flammen entgegenschlug, und ging langsam zu Captain Edden hinüber, der wie hypnotisiert in die Flammen starrte. Ungefähr zehn Meter von dem brennenden Transporter entfernt blieb ich schweigend neben Edden stehen. Er sah mich nicht an. Der Wind frischte auf und ich hustete, als ich den Qualm von brennendem Gummi in den Hals bekam. Es gab nichts zu sagen - Francis war da drin gewesen. Francis war tot.

»Clayton hatte ein dreizehn Jahre altes Kind«, sagte Edden schließlich, ohne den Blick von den wabernden Rauchschwaden zu wenden. Ich fühlte mich, als hätte mir jemand in den Bauch getreten. Dreizehn war kein gutes Alter, um den Vater zu verlieren; gerade ich musste das wissen.

Edden holte tief Luft und wandte sich zu mir um. Die völlige Leere in seinem Gesicht verursachte mir eine Gänsehaut. Die flackernden Schatten des Feuers betonten die wenigen Falten in seinem Gesicht und ließen sie wie gemeißelt aussehen. »Machen Sie sich keine Sorgen, Morgan«, sagte er. »Der Deal war, dass Sie mir Kalamack ausliefern und dafür das FIB Ihren Vertrag abbezahlt.« Eine

Emotion huschte über sein Gesicht, aber ich konnte nicht sagen, ob es Wut oder Schmerz war. »Sie haben ihn mir geliefert, ich habe ihn verloren. Ohne Percys Geständnis haben wir nur das Wort einer toten Hexe gegen das von Kalamack. Und bis ich einen Durchsuchungsbefehl habe, werden seine Tomatenfelder längst umgepflügt sein. Es tut mir leid, er wird auf freiem Fuß bleiben. Das...« Er zeigte auf das Feuer. »Das war nicht Ihre Schuld.«

»Edden -«, begann ich, doch er hob nur abwehrend die Hand und ging davon. »Keine Fehler«, hörte ich ihn noch murmeln. Er sah angeschlagener aus, als ich mich fühlte. Ein FIB-Beamter in einem gelben AZE-Overall lief auf ihn zu, zögerte jedoch, als der Captain ihn zu ignorieren schien. Dann verschwanden beide in der Menge.

Ich wandte mich wieder dem schwarz-goldenen Flackern zu und fühlte mich krank. Francis war da drin, zusammen mit meinen Talismanen. Sie hatten wohl doch nicht so viel Glück gebracht.

»Es war nicht deine Schuld«, sagte Nick und zog mich wieder an sich, als meine Knie nachzugeben drohten. »Du hast sie gewarnt. Du hast getan, was du konntest.«

Ich lehnte mich an ihn, um nicht zusammenzubrechen. »Ich weiß.« Das glaubte ich auch.

Ein Feuerwehrauto schlängelte sich zwischen den parkenden Autos durch, machte die Straße frei und zog gleichzeitig durch seine gelegentlichen Sirenensignale noch mehr Schaulustige an.

»Rachel.« Jenks zog wieder an meinem Ohr.

»Jenks«, stöhnte ich frustriert, »lass mich in Ruhe.«

»Schieb's dir auf deinen Besenstiel«, fauchte der Pixie. »Da ist Jonathan, auf der anderen Straßenseite.«

»Jonathan!« Das Adrenalin schoss beinahe schmerzhaft durch meinen Körper und ich löste mich von Nick. »Wo?«

»Schau nicht hin!«, warnten Jenks und Nick gleichzeitig. Nick legte wieder seinen Arm um mich und versuchte, mich wegzuziehen.

»Stopp!« Ich ignorierte den Schmerz, den die hektische Drehung meines Kopfes hervorrief. »Wo ist er?«

»Geh weiter, Rachel«, sagte Nick energisch. »Kalamack könnte es auch auf dich abgesehen haben.«

»Schert euch doch zurück zum *Wandel,* ich will ihn sehen!« Ich ließ mich fallen, um Nick zum Anhalten zu zwingen. Es funktionierte insofern, als ich seinem Griff entglitt und auf dem Pflaster aufschlug.

Verzweifelt versuchte ich, die andere Straßenseite zu erkennen, bis eine vertraute, effiziente Bewegung meine Aufmerksamkeit erregte. Jonathan lief zwischen dem Rettungspersonal und den Gaffern auf und ab. Der große, eigentlich unscheinbare Mann war leicht zu erkennen, da er die Menge um einen Kopf überragte. Nun steuerte er eilig auf ein Auto zu, das vor dem Feuerwehrwagen stand. Ich starrte die große schwarze Limousine an, und mir wurde schlecht, als ich erkannte, wer wahrscheinlich darin saß.

Nick versuchte, mich hochzuziehen, doch ich schob ihn zur Seite und fluchte, als mir Menschen und Autos die Sicht versperrten. Die getönte Seitenscheibe wurde

heruntergelassen. Trent sah mir direkt in die Augen, und mein Atem stockte. Im Licht der Rettungsfahrzeuge konnte ich sein Gesicht sehen. Es war voller Blutergüsse, und sein Kopf war bandagiert. In seinem Blick lag so viel Zorn, dass sich in meinem Inneren alles zusammenzog. »Trent«, zischte ich, als Nick mich unter den Schultern packte, um mir auf die Beine zu helfen.

Nick erstarrte und wir beobachteten gemeinsam, wie Jonathan neben dem Wagen stehen blieb. Er beugte sich zum Fenster runter, um Trent verstehen zu können. Mein Puls raste, als der große Mann sich abrupt aufrichtete und Trents Blick über die Straße folgte. Er strahlte so viel Hass aus, dass ich zu zittern begann.

Trents Lippen bewegten sich und Jonathan gehorchte. Mit einem letzten hasserfüllten Blick auf mich stakste er zur Fahrertür und knallte sie so laut zu, dass ich es trotz des Lärms um uns herum hörte.

Ich konnte meine Augen nicht von Trent abwenden. Plötzlich verzog er die Lippen zu einem bösartigen Lächeln, und meine Angst wuchs, als ich das Versprechen darin erkannte. Dann schloss sich das Wagenfenster und das Auto fuhr langsam davon.

Einen Moment lang war ich paralysiert. Nicht Denon hatte mir den Dämon auf den Hals gehetzt - es war Trent gewesen.

33

Ich bückte mich, um die Zeitung von der Kirchentreppe aufzuheben. Der Geruch des frisch gemähten Grases und der feuchten Straße erfüllte meine Sinne und war wie Balsam für meine Seele. Plötzlich bewegte sich etwas auf dem Gehweg. Mit klopfendem Herzen ließ ich mich in die Hocke fallen. Peinlicherweise erkannte ich zu spät, dass es sich um das kleine Mädchen auf dem rosa Fahrrad handelte. Ich hörte sie kichern, als sie die Straße hinunterstrampelte, als sei der Teufel hinter ihr her. Als sie um die Ecke verschwand, verzog ich das Gesicht und schlug frustriert mit der Zeitung gegen meine Hand. Ich war mir sicher, dass sie jeden Nachmittag extra auf mich wartete.

Es war inzwischen eine Woche her, dass die Todesdrohung der I. S. offiziell annulliert worden war, doch ich sah immer noch überall Attentäter. Die I. S. war allerdings auch nicht die einzige Partei, die mich tot sehen wollte.

Ich atmete tief durch, zwang das Adrenalin, sich zurückzuziehen, und schloss die Kirchentür hinter mir. Das beruhigende Knistern der Zeitung hallte von den dicken Balken und den massiven Wänden des Altarraums wider, als ich nach einer bestimmten Rubrik suchte. Dann klemmte ich mir den Rest der Zeitung unter den Arm und überflog auf dem Weg in die Küche die Kleinanzeigen.

»Wurde auch Zeit, dass du endlich aufstehst, Rachel«, stichelte Jenks, als er mich im Flur abfing und laut summend

um mich herumflog. Er trug das, was er als »Schmutzklamotten« bezeichnete, sah aus wie ein Miniatur-Peter-Pan mit Flügeln und roch nach Garten. »Holen wir uns nun die CD, oder was?«

»Hi, Jenks.« Ich spürte, wie bei seiner Frage die vertraute Mischung aus Angst und Erwartung in mir hochstieg.

»Ja, gestern kam die Anfrage wegen eines Kammerjägers.« Ich breitete die Zeitung auf dem Küchentisch aus und schob Ivys Farbstifte und Karten zur Seite, um Platz zu schaffen.

»Sieh mal«, sagte ich und deutete auf die Seite. »Hier ist noch eine.«

»Lass sehen.« Der Pixie landete mitten auf dem Blatt und stemmte die Hände in die Hüften. Ich fuhr mit dem Finger über die Zeilen und las vor: »TK wünscht Wiederaufnahme der Gespräche mit RM zwecks möglicher Geschäftsbeziehungen.«

Es war keine Telefonnummer angegeben, aber es war klar, von wem die Anzeige stammte: Trent Kalamack.

Bleierne Schwere ließ mich auf einen Stuhl sinken, und ich starrte an Mr. Fishs neuem Kognakschwenker vorbei in den Garten hinaus. Auch wenn ich mich aus dem Vertrag freigekauft hatte und nun vor der I. S. verhältnismäßig sicher war, musste ich immer noch mit Trent fertig werden. Ich wusste, dass er Biodrogen herstellte, also stellte ich eine Bedrohung für ihn dar. Im Moment zeigte er sich noch geduldig, aber wenn ich nicht bald zustimmte, mich auf seine Gehaltsliste setzen zu lassen, würde er mich sicherlich in den Boden stampfen.

Ich wollte ihn zurzeit allerdings gar nicht drankriegen, er sollte mich einfach nur in Ruhe lassen. Erpressung war in diesem Fall ein völlig legitimes Mittel und zweifelsohne sicherer als der Versuch, ihn mithilfe der Justiz kaltzustellen.

Er war durch und durch Geschäftsmann, und die Drohung eines zermürbenden und kostenintensiven Prozesses sollte ausreichen, um sein Verlangen nach meiner Mitarbeit oder meinem Tod im Zaum zu halten. Aber dazu brauchte ich mehr als nur eine Seite aus seinem Terminkalender. Und das würde ich mir heute besorgen.

»Nette Strumpfhose, Jenks«, krächzte Ivy im Flur. Ich fuhr zusammen, schaffte es aber, die Bewegung abzufangen und es so aussehen zu lassen, als zupfe ich mir nur das Haar zurecht. Ivy lehnte im Türrahmen und erinnerte mich in ihrem schwarzen Morgenmantel an einen lustlosen Sensenmann. Sie schlurfte zum Fenster und schloss die Vorhänge, anschließend ließ sie sich in dem nun dämmrigen Licht gegen die Arbeitsplatte fallen.

»Du bist früh auf.«

Ivy goss sich kommentarlos eine Tasse Kaffee vom Vortag ein und ließ sich mir gegenüber in einen Stuhl sinken. Ihre Augen waren gerötet und sie hatte sich den Gürtel ihres Morgenmantels nur nachlässig um die Hüfte geschlungen. Teilnahmslos berührte sie die Zeitung, auf der Jenks' schmutzige Fußabdrücke prangten. »Heute Nacht ist Vollmond. Machen wir es?«

Ich stand auf und ging zur Spüle, um den Kaffee wegzuschütten und frischen zu machen, bevor Ivy den kalten

Rest austrank. Das war sogar für mich zu unappetitlich.

»Ja«, bestätigte ich angespannt.

»Bist du sicher, dass du dich stark genug fühlst?«, fragte sie mit einem Blick auf meinen Hals.

Natürlich bildete ich mir das nur ein, aber ich hatte das Gefühl, als zwickte die Haut an der Stelle, auf der ihr Blick ruhte. »Mir geht's gut«, antwortete ich und unterdrückte den Impuls, den Hals mit der Hand zu bedecken. »Besser als gut, ich fühle mich großartig.«

Ivys fade Kekse hatten zwar dafür gesorgt, dass ich zwischen Übelkeit und Heißhunger hin und her schwankte, aber meine Kraftreserven waren in der erschreckend kurzen Zeit von drei Tagen zurückgekehrt. Matalina hatte mir schon die Fäden gezogen, und es war nur eine kaum sichtbare Narbe zurückgeblieben. Dieser schnelle Heilungsprozess war irgendwie beunruhigend, und ich fragte mich manchmal, ob ich später dafür würde bezahlen müssen, und vor allem, in welcher Form.

»Ivy?« Ich nahm das Kaffeepulver aus dem Kühlschrank. »Was war in diesen Cookies?«

»Brimstone.«

Schockiert drehte ich mich um. »Was?!«

Jenks kicherte, aber Ivy ließ mich nicht aus den Augen. »Das war nur ein Witz«, sagte sie trocken, als sie aufstand. Ich war immer noch fassungslos. »Kannst du keinen Scherz vertragen?«, fügte sie hinzu und schlurfte in den Flur. »Gib mir eine Stunde, ich werde Carmen anrufen und ihr Feuer unterm Hintern machen.«

Jenks erhob sich summend in die Luft. »Großartig, ich will mich nur noch schnell von Matalina verabschieden.« Als er zwischen den Gardinen verschwand, drang ein Sonnenstrahl in die Küche, der den Pixie aufleuchten ließ.

»Wir werden frühestens in einer Stunde aufbrechen, Jenks!« So lange würde er doch wohl nicht brauchen, um sich zu verabschieden.

»Ja und?«, kam es von draußen zurück, »glaubst du, meine Kinder sind einfach so aus dem Boden geschossen?« Errötend drückte ich den Schalter der Kaffeemaschine. Die Anspannung beschleunigte meine Bewegungen, und in meinem Bauch breitete sich eine seltsame Wärme aus. Während der vergangenen Woche hatte ich Jenks' und meinen Ausflug zu Trent peinlich genau vorbereitet. Ich hatte einen Plan. Ich hatte einen Notfallplan. Ich hatte so viele Pläne, dass es mich wunderte, dass sie mir nicht zu den Ohren herauskamen, wenn ich mir die Nase putzte.

Dank meiner Nervosität und Ivys zwanghafter Einhaltung von Zeitplänen trafen wir uns exakt eine Stunde später auf dem Kirchenvorplatz. Wir trugen beide Motorradkleidung, sodass wir zusammen knapp dreieinhalb Meter Coolness ergaben, wovon allerdings ein Großteil auf Ivys Konto ging. Außerdem waren wir beide mit einer Variation der Lebenszeichenamulette der Attentäter ausgerüstet, die wir unter der Kleidung verborgen hatten. Sie waren Teil meines Notfallplanes: Sollte mir etwas zustoßen, würde ich den Zauber brechen, sodass Ivys Amulett rot aufleuchtete. Sie hatte auf etwas Derartigem bestanden - sowie auf einigen

anderen Dingen, die ich für total überflüssig hielt.

Ich schwang mich hinter Ivy auf das Motorrad, mit nicht mehr ausgerüstet als dem Sicherheitsamulett, einer Phiole Salzwasser, um es zu neutralisieren, einem Nerztrank und natürlich Jenks. Die restlichen Sachen hatte Nick. Bevor wir uns auf den Weg durch die Hollows und über die Brücke in die Innenstadt von Cincinnati machten, versteckte ich mein Haar unter dem Helm und klappte das getönte Visier herunter. Ich spürte die warme Nachmittagssonne auf den Schultern und wünschte mir, wir wären einfach nur zwei Motorradbräute auf dem Weg zum Freitagnachmittags-Shopping.

Tatsächlich war unser Ziel ein Parkhaus, wo wir Nick und Ivys Freundin Carmen treffen würden. Sie würde meinen Platz auf dem Sozius einnehmen, damit der Eindruck entstand, Ivy und ich machten eine kleine Tour aufs Land. Ich hielt das für etwas übertrieben, aber da es Ivy beruhigte, spielte ich mit.

Von dem Parkhaus aus würde ich mich mit Nicks Hilfe auf den Weg zu Kalamack machen und mich in die Gärten einschleichen. Dafür sollte sich Nick als Gärtner verkleiden und die Käfer vernichten, die Jenks am vergangenen Samstag auf Trents preisgekrönten Rosenbüschen ausgesetzt hatte. Hatte ich einmal die Mauern überwunden, würde der Rest ein Kinderspiel sein. Das redete ich mir zumindest ein.

Als wir an der Kirche aufgebrochen waren, war ich noch ruhig und gefasst gewesen, doch je tiefer wir in die Stadt kamen, desto nervöser wurde ich. Immer wieder ging ich den

Plan durch, rief mir seine Lücken ins Gedächtnis und die Möglichkeiten, was alles schiefgehen konnte. Von der Sicherheit unseres Küchentischs aus schienen unsere Überlegungen narrensicher zu sein, aber ich war dazu nun einmal fast völlig von Nick und Ivy abhängig. Ich vertraute ihnen, aber ganz wohl fühlte ich mich nicht dabei.

»Entspann dich«, sagte Ivy laut, als wir von der viel befahrenen Straße abbogen und in das Parkhaus am Fountain Square fuhren. »Es wird funktionieren. Mach einfach einen Schritt nach dem anderen. Du bist ein guter Runner, Rachel.«

Mein Herz setzte kurz aus, doch ich nickte. So ganz hatte sie die Besorgnis in ihrer Stimme nicht unterdrücken können.

In der Parkgarage war es kühl. Ivy umging die Schranke, um den Parkschein zu vermeiden, da sie plante, das Gebäude zu durchqueren, als nähme sie eine Abkürzung. Als ich den weißen, mit Bildern von Rasenflächen und Hundewelpen dekorierten Transporter erkannte, nahm ich den Helm ab. Ich hatte Ivy nicht gefragt, wo sie den Wagen einer Gartenfirma aufgetan hatte, und ich hatte es auch nicht vor.

Als sich das Motorrad dem Transporter näherte, öffnete sich die Hecktür und ein dürrer Vamp, der wie ich gekleidet war, sprang heraus. Ohne dass Ivy das Tempo verringerte, nahmen wir einen fliegenden Wechsel vor, bei dem ich dein Vamp meinen Helm in die Hand drückte. Während ich stolpernd auf dem Asphalt landete, beobachtete ich, wie Caemen ihr blondes Haar unter den Helm stopfte und sich dann an Ivy festhielt. Sah ich wirklich so aus? Ich war doch

nicht so mager. »Wir sehen uns heute Abend, alles klar?«, rief Ivy noch über die Schulter, als sie beschleunigte.

»Komm rein«, kam Nicks gedämpfte Stimme aus dem Wagen. Ich sah noch einmal auf Ivy und Carmen, dann sprang ich in den Laderaum und zog, nachdem auch Jenks hereingeflitzt war, die Tür zu.

»Heilige Scheiße!«, rief Jenks und schnellte in den Vorderraum. »Was ist denn mit dir passiert?«

Nick drehte sich im Fahrersitz um. Seine Haut war mit Make-up abgedunkelt, wodurch seine Zähne noch weißer strahlten. »Schalentiere«, antwortete er und griff sich an die geschwollenen Wangen. Er war mit seiner magielosen Tarnung sogar noch einen Schritt weiter gegangen und hatte sein Haar blauschwarz getönt. Mit dem dunklen Teint und dem angeschwollenen Gesicht war er überhaupt nicht wiederzuerkennen. Es war eine großartige Tarnung, die von keinem Erkennungszauber entdeckt werden konnte.

»Hi, Ray-Ray.« Er strahlte mich an. »Wie geht's dir?«

»Großartig«, log ich. Ich hätte ihn in diese Sache nicht mit reinziehen sollen, aber Trents Leute kannten Ivy und er hatte darauf bestanden. »Bist du sicher, dass du das hier durchziehen willst?«

Er legte den Rückwärtsgang ein. »Ich habe ein wasserdichtes Alibi. Auf meiner Zeitkarte steht, dass ich gerade in der Arbeit bin.«

Ich warf ihm einen argwöhnischen Blick zu, während ich mir die Stiefel auszog. »Du machst das hier auf Kosten der Firma?«

»Sie überprüfen mich sowieso nicht. Solange die Arbeit erledigt wird, ist es ihnen egal.«

Ich verzog zweifelnd das Gesicht. Auf einem Kanister mit Pestiziden sitzend, schob ich meine Stiefel außer Sichtweite. Nick hatte einen Job im Museum im Eden Park gefunden, er reinigte dort Ausstellungsstücke. Seine Anpassungsfähigkeit überraschte mich immer wieder. Innerhalb einer Woche hatte er ein Apartment gemietet, es eingerichtet, einen schäbigen Transporter gekauft, einen Job gefunden und mich zu einem Date ausgeführt. Es war ein erstaunlich schönes Date gewesen, inklusive zehnminütigem Überraschungs-helikopterflug über die Stadt. Er hatte mir erklärt, dass sein altes Bankkonto bei diesem reibungslosen Neuanfang eine entscheidende Rolle gespielt hätte. Bibliothekare wurden anscheinend besser bezahlt, als ich dachte.

»Fang besser schon mal mit der Verwandlung an«, nuschelte er fast ohne die Lippen zu bewegen, als er an der automatischen Schranke bezahlte und wir in den Sonnenschein hinausfuhren. »Wir werden in weniger als einer Stunde da sein.«

Fahrig griff ich nach dem Seesack mit dem Logo der Gartenfirma und warf meine Schuhe, das in einen Beutel verpackte Sicherheitsamulett und einen eng zusammengefalteten Bodysuit aus Seide und Nylon hinein, den ich mir extra für diesen Anlass gekauft hatte. Ich packte alles so, dass noch Platz blieb für einen Nerz und einen nervigen Pixie und legte zum Schluss Nicks Einwegschutzanzüge oben drauf. Ich würde zwar als Nerz

reingehen, aber ich würde auf keinen Fall in dieser Gestalt bleiben.

Das Fehlen meiner üblichen magischen Ausstattung war schmerzlich, ohne sie fühlte ich mich irgendwie nackt. Aber sollte ich geschnappt werden, könnte mich so die I. S. höchstens für unbefugtes Betreten und Einbruch drankriegen. Wenn ich jedoch auch nur einen Zauber mit mir führte, der auf Personen angewendet werden konnte - selbst wenn es nur etwas so Geringfügiges wie ein Mundgeruchzauber war -, würde man mir Vorsatz zur Körperverletzung anhängen, und das galt als Schwerverbrechen. Ich war ein Runner - ich kannte das Gesetz.

Während Nick vorne Jenks beschäftigte, zog ich mich nackt aus und stopfte alles, was meine Anwesenheit in dem Wagen hätte beweisen können, in einen Kanister mit der Aufschrift GIFTIGE CHEMIKALIEN. Ich schüttete mir hastig den Nerztrank in die Kehle, um nicht länger als nötig so entblößt herumzustehen. Mit zusammengebissenen Zähnen wappnete ich mich gegen die Schmerzen der Verwandlung. Als Jenks bemerkte, dass Nick ihn von der nackten Rachel im Laderaum abgelenkt hatte, machte er ihm die Hölle heiß. Das waren ja tolle Aussichten für die Rückverwandlung, wenn Jenks mich die ganze Zeit triezen würde, bis ich es in meinen Bodysuit schaffte.

Von da an lief alles wie am Schnürchen.

Nick wurde ohne Schwierigkeiten auf das Gelände gelassen, da er erwartet wurde. Der echten Gartenfirma hatte

ich am Morgen eine telefonische Absage zukommen lassen. Da Vollmond war, war der Park für Besucher geschlossen, um Instandhaltungsarbeiten vornehmen zu können. In Nerzgestalt flitzte ich in die dichten Rosenbüsche, die Nick mit Pestiziden besprühte, bei denen es sich in Wahrheit um Salzwasser handelte, das mich wie geplant zurückverwandelte.

Als ich hörte, wie Nick meine Schuhe, das Amulett und die Kleidung in die Büsche warf, war ich unglaublich erleichtert, denn Jenks hatte es sich auf einem Rosenstiel gemütlich gemacht und unterhielt mich mit lüsternen Schilderungen von Horden großer, blasser, nackter Frauen. Ich war mir sicher, dass das Salzwasser eher die Rosensträucher zerstören würde als die aggressiven Insekten, mit denen Jenks sie infiziert hatte, aber auch das war ein Teil des Plans. Falls ich unglücklicherweise doch geschnappt würde, wäre Ivy als Rosenlieferantin zur Stelle.

Jenks und ich verbrachten den größten Teil des Nachmittags damit, Käfer zu zerquetschen, und taten somit mehr für den Erhalt von Trents Rosen als das Salzwasser. Im Garten blieb es ruhig, und die anderen Gärtnerteams hielten sich von uns fern, da Nick das Areal mit Sicherheitsfahnen abgesteckt hatte, die vor giftigen Dämpfen warnten. Als endlich der Mond aufging, war ich so nervös wie ein jungfräulicher Troll in der Hochzeitsnacht. Die Kälte half auch nicht gerade.

»Jetzt?« Jenks schwebte mit silbrig glänzenden Flügeln vor mir auf und ab.

»Jetzt«, bestätigte ich mit klappernden Zähnen und bahnte mir einen Weg durch die Dornen.

Mit Jenks als Vorhut schlich ich auf das Hauptgebäude zu, wobei ich immer wieder hinter den frisch beschnittenen Büschen und Bäumen Deckung suchte. Durch eine Hintertür gelangten wir ins Haus und erreichten wenig später die Lobby, wobei Jenks die Überwachungskameras in die übliche Fünfzehnminutenschleife legte.

Das neue Schloss an Trents Bürotür bereitete uns ein paar Schwierigkeiten. Mit klopfendem Herzen zappelte ich nervös vor der Tür herum, während Jenks unfassbare fünf Minuten damit verbrachte, an dem Ding rumzuwerkeln. Wie ein Droschkenkutscher fluchend bat er mich schließlich darum, mit einer aufgebogenen Büroklammer einen kleinen Schalter gedrückt zu halten. Er hielt es allerdings nicht für nötig, mir mitzuteilen, dass ich damit einen Stromkreis schloss. Zumindest nicht, bevor ich einen heftigen Schlag bekommen hatte, der mich in dir Knie gehen ließ.

»Du Arsch!«, zischte ich vom Boden aus und rieb nur die Hand, um mich davon abzuhalten, sie um seinen Hals zulegen. »Was zum Teufel hast du dir dabei gedacht?«

»Du hättest es doch nicht gemacht, wenn ich es dir vorher gesagt hätte«, rief er von seinem sicheren Platz direkt unter der Decke zu mir herunter.

Beleidigt ignorierte ich seine halbherzigen Rechtfertigungsversuche und drückte die Tür auf. Ich hatte fast damit gerechnet, dass Trent hier auf mich warten würde, und atmete erleichtert auf, als ich den Raum leer vorfand,

nur vom Schein des Aquariums beleuchtet. Unverändert vorsichtig ging ich zum Schreibtisch und wartete, bis Jenks mir signalisierte, dass die unterste Schublade nicht extra gesichert war. Mit angehaltenem Atem zog ich sie auf und fand - nichts.

Nicht sonderlich überrascht schaute ich zu Jenks hoch und zuckte mit den Schultern. »Plan B«, beschlossen wir gleichzeitig, während ich einen Lappen aus der Tasche zog und alles sorgfältig abwischte. »Gehen wir in das hintere Büro.«

Jenks flitzte aus der Tür, kam aber sofort zurück. »Die Schleife läuft nur noch fünf Minuten, wir müssen uns beeilen.«

Ich nickte knapp und sah mich noch einmal in Trents Büro um, bevor ich Jenks hinausfolgte. Er flog auf Brusthöhe den Flur hinunter, und ich achtete darauf, einen gewissen Abstand einzuhalten. Meine leichten Schuhe machten keinerlei Geräusch auf dem weichen Teppich, während ich durch das Gebäude hastete. Das Sicherheitsamulett um meinen Hals leuchtete konstant grün.

Mein Pulsschlag erhöhte sich, und ich konnte mir ein Lächeln nicht verkneifen, als ich vor der Tür von Trents zweitem Büro wieder mit Jenks zusammentraf. Darum hatte ich die LS. verlassen. Ich hatte die Aufregung vermisst, die Spannung, wenn ich einen Job entgegen aller Widrigkeiten bewältigen konnte. Die Möglichkeit, zu beweisen, dass ich cleverer war als die bösen Jungs. Und diesmal würde ich bekommen, was ich wollte.

»Wie viel Zeit noch?«, flüsterte ich, als ich die Tür erreicht hatte und mir eine Haarsträhne aus dem Mund zog.

»Drei Minuten.« Er sauste auf und ab. »In seinem Privatbüro sind keine Kameras, und er ist auch nicht hier, das hab ich schon überprüft.«

Zufrieden schlüpfte ich durch die Tür und schloss sie leise hinter Jenks.

Der Geruch des Gartens wirkte wie immer wohltuend auf mich. Mondlicht fiel durch das Fenster und erhellte den Raum wie Morgenlicht. Vorsichtig schlich ich zum Schreibtisch hinüber, und mein Lächeln wurde ironisch, als ich erkannte, dass er inzwischen wohl doch benutzt wurde. Einen Moment später hatte ich den Aktenkoffer neben dem Tisch ausgemacht, und Jenks knackte das Schloss, sodass ich ihn öffnen konnte. Darin lagen, in ordentlichen Reihen gestapelt, die CDs.

»Bist du sicher, dass es die richtigen sind?«, murmelte Jenks von meiner Schulter aus, als ich eine auswählte und sie in meine Tasche gleiten ließ.

Ich wusste, dass es die richtigen waren. Doch gerade als ich Jenks antworten wollte, knackte im Garten ein Zweig.

Hastig gab ich dem Pixie ein Zeichen, sich zu verstecken. Geräuschlos verschwand er zwischen den Deckenflutern, während ich mich atemlos hinter den Schreibtisch duckte.

Meine Hoffnung, dass es sich nur um ein Tier handeln könnte, starb, als sich auf dem Gartenpfad kaum hörbare Schritte näherten. Ein großer Schatten bewegte sich gelassen vom Pfad auf die Veranda. Er nahm alle drei Stufen auf

einmal, als freue er sich auf seine Ankunft, und summte ein Lied, das ich nicht erkannte. Der Rhythmus seiner Schritte jagte mir einen Schauer über den Rücken. Als ich schließlich Trents Stimme erkannte, wurden mir die Knie weich. *Mist*. Ich versuchte, mich noch tiefer in den Schatten des Schreibtischs zu drücken.

Er betrat den Raum und drehte mir den Rücken zu, um etwas in einem Wandschrank zu suchen. Dann setzte er sich auf einen Stuhl, der zwischen mir und der Veranda stand, und zog ein Paar hohe Reitstiefel an. Es war jetzt totenstill im Zimmer. In dem einfallenden Mondlicht schien das weiße Hemd unter seinem eng geschnittenen Jackett zu leuchten. Durch das fahle Licht war es schwer zu erkennen, aber mir kam es so vor, als sei seine englische Reitgarnitur grün statt rot. *Trent züchtet Pferde und reitet sie dann nachts?*

Mit einem lauten Stampfen versenkte er seine Fersen in den Stiefeln. Meine Atmung beschleunigte sich. Als er aufstand schien er wesentlich größer geworden zu sein, als es die wenigen Zentimeter der Stiefelabsätze möglich machten. Da sich gerade eine Wolke vor den Mond schob, hätte ich fast nicht gesehen, wie er sich bückte und unter den Stuhl griff, auf dem er zuvor gesessen hatte.

Mit einer geschmeidigen Bewegung zog er eine Pistole hervor und richtete sie auf mich. Mir blieb die Luft weg.

»Ich kann dich hören«, sagte er gelassen, und seine Stimme wirkte so beruhigend wie plätscherndes Wasser. »Komm da raus, sofort.«

Meine Fingerspitzen begannen zu kribbeln und ich schob

mich noch weiter hinter den Schreibtisch. Eigentlich war es unmöglich, dass er meine Anwesenheit bemerkt hatte, aber er blickte direkt in meine Richtung. Seine Beine waren leicht gespreizt, und selbst sein Schatten sah umwerfend aus. »Nehmen Sie erst die Pistole runter«, flüsterte ich.

»Ms. Morgan?« Er war tatsächlich überrascht. Wen hatte er wohl erwartet? »Warum sollte ich?«, fragte er dann, und trotz der subtilen Drohung blieb seine Stimme weich.

»Mein Partner hat direkt über Ihrem Kopf einen Zauber positioniert«, bluffte ich.

Der Schatten bewegte sich, als er hochblickte.

»Licht, 48 Prozent«, befahl er barsch. Der Raum erhellte sich, aber nicht so stark, dass meine Nachtsicht beeinträchtigt wurde. Trotz meiner Puddingknie stand ich auf und lehnte mich in dem Versuch, so auszusehen, als hätte ich das alles geplant, gegen den Schreibtisch. Um die Wirkung meines eng anliegenden Bodysuits zu betonen, kreuzte ich die Beine. Trent behielt die Pistole fest in der Hand und musterte mich aufmerksam. In seinem grünen Reiteroutfit sah er widerwärtig kultiviert und souverän aus. Ich zwang mich, nicht auf die Waffe zu starren, aber ich spürte das vertraute Ziehen in der Magengegend. »Ihre Pistole?« Ich sah vielsagend an die Decke, wo Jenks wartete.

»Runter damit, Kalamack!«, schrie dieser von der Lichtleiste aus und schlug aggressiv mit den Flügeln.

Trents Haltung entspannte sich ein wenig und entsprach nun meiner eigenen, scheinbar lässigen Pose. Mit präzisen Bewegungen nahm er die Kugeln aus der Pistole und warf

mir die Waffe vor die Füße. Ich rührte sie nicht an, merkte aber, dass ich sofort freier atmete. Mit einem dumpfen Klappern landeten die Kugeln in der Tasche seines Reitjacketts. In dem helleren Licht konnte ich nun auch die bereits abheilenden Spuren des Dämonenangriffs erkennen: einer seiner Wangenknochen war mit einem gelblichen Bluterguss verziert, aus einem Ärmel ragte der Ansatz eines blauen Gipsverbands hervor, und über sein Kinn zog sich ein langer Kratzer. Ich ertappte mich bei der Feststellung, dass er trotz dieser Verletzungen verdammt gut aussah. Außerdem wirkte er viel zu selbstbewusst für jemanden, der davon ausgehen musste, dass ein tödlicher Zauber über ihm schwebte.

»Ein Wort von mir, und Quen ist in drei Minuten hier.«

»Und wie lange brauchen Sie wohl, um zu sterben?«

Er biss wütend die Zähne zusammen, was ihn jünger erscheinen ließ. »Sind Sie deshalb gekommen?«

»Dann wären Sie schon längst tot.«

Trent nickte zustimmend. Er blieb kerzengerade auf der anderen Seite des Raumes stehen und sah nur kurz auf den geöffneten Aktenkoffer. »Welche CD haben Sie?«

Weiterhin Selbstsicherheit vortäuschend strich ich mir eine Haarsträhne aus den Augen. »Huntington. Und falls mir irgendetwas zustößt, werden die Informationen zusammen mit der Seite aus Ihrem Terminkalender an sechs Zeitungen und drei Nachrichtensender geschickt.« Ich stieß mich von seinem Schreibtisch ab. »Lassen Sie mich in Ruhe.«

Trents Arme hingen bewegungslos herab, der gebrochene

leicht angewinkelt. Trotz seiner offenkundigen Passivität kribbelte meine Haut und meine selbstbewusste Fassade begann zu bröckeln.

»Schwarze Magie also?«, spottete er. »Und das, nachdem Ihr eigener Vater von Dämonen getötet wurde. Eigentlich ist es eine Schande, dass seine Tochter auf die gleiche Art sterben wird.«

»Was wissen Sie über meinen Vater?«, fragte ich schockiert.

Sein Blick wanderte zu dem Dämonenmal auf meinem Handgelenk. Gegen meinen Willen musste ich daran denken, wie mich der Dämon langsam zu Tode hatte foltern wollen, und mir wurde eiskalt. »Ich hoffe, er hat Ihnen Schmerzen zugefügt«, sagte ich, ohne mich um das Zittern in meiner Stimme zu kümmern. Vielleicht dachte er, es würde durch Zorn hervorgerufen. »Ich weiß nicht, wie Sie es überleben konnten, mir wäre es fast nicht gelungen.«

Trents Gesicht rötete sich, und er deutete mit ausgestrecktem Finger auf mich. Es tat gut, zu sehen, dass er einmal nicht übermenschlich reagierte. »Einen Dämon auf mich zu hetzen war ein großer Fehler«, sagte er scharf. »Ich habe nichts mit schwarzer Magie zu tun, und ich untersage es auch meinen Angestellten.«

»Sie sind so ein Riesenlügner!«, rief ich, und es war mir egal, dass es kindisch klang. »Sie haben nur bekommen, was Sie verdient haben! Ich habe mit dem Mist nicht angefangen, aber ich soll verdammt sein, wenn ich es nicht zu Ende bringe!«

»Ich bin nicht derjenige mit dem Dämonenmal, Ms. Morgan«, erwiderte er kalt. »Und jetzt soll ich auch noch ein Lügner sein? Sie enttäuschen mich. Ich überlege ernsthaft, mein Stellenangebot zurückzuziehen. Beten Sie lieber, dass ich das nicht tue, denn dann habe ich keinen Grund mehr, Ihre Eskapaden länger zu tolerieren.«

Ich holte tief Luft, um ihm zu sagen, was für ein Idiot er war. Doch dann hielt ich inne. Trent dachte, dass ich den Dämon beschworen hatte, von dem er angegriffen worden war. Meine Augen weiteten sich, als ich begriff: Jemand hatte zwei Dämonen gerufen - einen für ihn und einen für mich -, und es war niemand von der I. S. gewesen, darauf würde ich mein Leben verwetten. Ich war kurz davor, das Trent zu erklären, hielt dann aber doch den Mund.

Kalamack wurde wachsam. »Ms. Morgan?«, fragte er sanft, »welcher Gedanke ist da gerade durch Ihr Gehirn gesickert?«

Ich schüttelte stumm den Kopf und benetzte mir nur die Lippen, während ich einen Schritt zurückwich. Solange er dachte, dass ich schwarze Magie betrieb, würde er mich in Ruhe lassen. Und solange ich Beweise für seine Schuld hatte, würde er es auch nicht wagen, mich zu töten. »Wenn Sie mich nicht in die Ecke drängen«, warnte ich, »werde ich Sie nicht mehr belästigen.«

Trents fragende Miene verhärtete sich. »Hau ab«, sagte er und gab mit einer geschmeidigen Bewegung den Weg auf die Veranda frei. Ohne einander aus den Augen zu lassen, tauschten wir die Plätze. »Ich werde Ihnen einen großzügigen Vorsprung geben«, sagte er, als er den

Schreibtisch erreichte und seinen Aktenkoffer schloss. Seine Stimme war dunkel und eindringlich wie der Geruch vermodernder Ahornblätter. »Es wird ungefähr zehn Minuten dauern, bis ich auf meinem Pferd sitze.«

»Wie bitte?« Jetzt war ich vollends verwirrt.

»Ich habe seit dem Tod meines Vaters kein zweibeiniges Wild mehr gejagt.« Trent zog mit einer kampfeslustigen Bewegung sein grünes Jagdjackett zurecht. »Es ist Vollmond, Ms. Morgan,« fuhr er verheißungsvoll fort. »Die Hunde sind los, und Sie sind ein Dieb. Traditionellerweise sollten Sie jetzt also laufen - schnell laufen.«

Mein Puls raste und mein Gesicht war wie eingefroren. Ich hatte, weswegen ich gekommen war, aber das nützte mir nichts, wenn ich nicht damit entkommen konnte. Zwischen mir und der nächsten Chance auf Hilfe lagen dreißig Meilen Wald. Wie schnell konnte ein Pferd laufen? Wie lange konnte ich durchhalten, bis ich letztendlich zusammenbrach? Vielleicht hätte ich ihm doch erklären sollen, dass der Dämon nicht von mir geschickt worden war.

In der Ferne schallte ein Jagdhorn durch die dunkle Nacht und wurde von Hundegebell beantwortet. Die Angst fuhr wie ein Messer durch meine Eingeweide. Es war eine alte, vorzeitliche Angst, eine Urangst, die sich nicht durch Selbsttäuschung beruhigen ließ. Ich wusste noch nicht einmal genau, woher sie kam. »Lass uns abhauen, Jenks.«

»Ich bin direkt hinter dir, Rachel«, sagte er von der Decke herab. Ich lief drei Schritte, sprang von Trents Veranda und landete sanft in den Farnbüschen. Eine Waffe wurde

abgefeuert, und das Dickicht neben meiner Hand wurde zerrissen. Ich sprang in das Grünzeug und rannte um mein Leben.

Bastard!, dachte ich, als mir beinahe die Knie wegbrachen. *Was ist aus den versprochenen zehn Minuten geworden?* Im Laufen kramte ich die Phiole mit dem Salzwasser hervor. Ich biss den Verschluss ab und beträufelte das Amulett, das kurz aufflackerte und dann erlosch. Ivys Amulett würde sich nun rot verfärben. Die Straße war weniger als eine Meile entfernt, das Pförtnerhaus ungefähr drei. Bis zur Stadt waren es dreißig. Wie lange würde Ivy brauchen, um herzukommen?

»Wie schnell kannst du fliegen, Jenks?«, keuchte ich zwischen zwei Schritten.

»Verdammt schnell, Rachel.«

Ich folgte den Pfaden, bis ich die Gartenmauer erreichte. Als ich zu klettern begann, bellte ein Hund, ein zweiter antwortete ihm. *Scheiße.*

Ich atmete im Rhythmus meiner Schritte und rannte über den gepflegten Rasen in den düsteren Wald hinein. Das Geräusch der Hunde blieb hinter mir zurück, anscheinend kamen sie nicht über die Mauer. Sie mussten also außen rum laufen. Vielleicht konnte ich es doch schaffen. »Jenks«, krächzte ich, als meine Beine zu schmerzen begannen, »wie lange bin ich jetzt gelaufen?«

»Fünf Minuten.«

Gott hilf mir, flehte ich lautlos, als die Schmerzen in meinen Beinen rapide zunahmen. Es fühlte sich doppelt so lang an. Jenks flog vor und ließ Pixie-Staub fallen, um mir

den Weg zu zeigen. Die Bäume tauchten wie Säulen aus der Dunkelheit vor mir auf und verschwanden wieder. Meine Füße bewegten sich immer noch rhythmisch, aber meine Lungen brannten und ich bekam Seitenstiche. Für den Fall, dass ich das hier überleben sollte, nahm ich mir vor, jeden Tag fünf Meilen zu joggen. Das Bellen der Hunde veränderte sich. Obwohl noch weit entfernt, klang es süßer, leidenschaftlicher, und enthielt das Versprechen, dass sie bald bei mir sein würden. Es trieb mich an wie ein Peitschenhieb, und ich lief immer tiefer in den Wald hinein. Irgendwie brachte ich die Willenskraft auf, mein Tempo zu halten, auch wenn es immer schwerer wurde, die Beine zu bewegen. Mir klebte das Haar im Gesicht, Dornen und Sträucher rissen meine Kleidung und Hände auf. Die Jagdhörner und die Hunde kamen immer näher. Ich konzentrierte mich ganz auf Jenks, der mir weiterhin den Weg wies. Das Feuer in meinen Lungen breitete sich aus, bis mein ganzer Brustkorb brannte. Aber anhalten bedeutete den Tod.

Der Bach war eine unerwartete Erfrischung. Ich fiel in das kühle Nass und tauchte nach Luft schnappend wieder auf. Keuchend wischte ich mir das Wasser aus dem Gesicht. Das schwere Hämmern meines Herzens übertönte fast das rasselnde Geräusch meines Atmens. Ansonsten herrschte zwischen den Bäumen eine unwirkliche Stille. Ich war das Wild. Und alle Wesen im Wald beobachteten mich schweigend, froh, nicht an meiner Stelle zu sein.

Mein Atem setzte aus, als ich wieder die Hunde hörte,

näher diesmal. Als erneut in das Horn gestoßen wurde, flackerte meine Angst wieder auf. Ich wusste nicht, welches Geräusch schlimmer war.

»Komm hoch, Rachel!«, drängte Jenks, der inzwischen wie ein Irrlicht glühte. »Folge dem Bachlauf.«

Ich kam wieder auf die Beine und torkelte durch den seichten Strom. Das Wasser würde mich behindern, aber die Hunde ebenso. Es war nur eine Frage der Zeit, bis Trent die Meute aufteilen und beide Seiten des Bachs absuchen würde. Ich konnte nicht entkommen.

Der Jagdgesang der Hunde brach plötzlich ab. Panisch kämpfte ich mich ans Ufer. Sie hatten die Witterung verloren, aber sie waren dicht hinter mir. Die Vorstellung, wie die Meute mich in Stücke riss, setzte letzte Kraftreserven frei, obwohl meine Beine inzwischen schwer wie Blei waren.

Trent würde sich die Stirn mit meinem Blut benetzen. Jonathan würde eine Locke meines Haares in der obersten Schublade seiner Kommode verwahren. Ich hätte Trent sagen sollen, dass nicht ich den Dämon geschickt hatte. Hätte er mir geglaubt? Jetzt sicherlich nicht mehr.

Das Motorengeräusch eines Zweirads ließ mich aufschreien. »Ivy«, krächzte ich und lehnte mich erschöpft an einen Baum. Die Straße war direkt vor mir. Sie musste schon auf dem Weg gewesen sein, als ich den Zauber gebrochen hatte. »Sorg dafür, dass sie nicht an mir vorbeifährt, Jenks«, sagte ich zwischen zwei Atemzügen. »Ich werde gleich nachkommen.«

»Alles klar!«

Er verschwand. Ich zwang mich, mich noch einmal in Bewegung zu setzen. Das Bellen der Hunde war leiser geworden, irgendwie fragend. Ich hörte, wie ihnen Befehle zugerufen wurden, und begann wieder zu laufen. Ein Hund heulte laut auf und ein zweiter stimmte mit ein. Das Adrenalin floss schneller durch meine Adern.

Noch einmal zerkratzten Äste mein Gesicht, dann taumelte ich auf die Straße hinaus und fiel auf die Knie, wobei ich mir die Handflächen aufschlug. Zu atemlos, um zu schreien, hievte ich mich hoch und sah unsicher die Straße hinunter. Plötzlich wurde ich in weißes Licht getaucht, und das Dröhnen des Motorrads drang wie ein Engelschor an meine Ohren. Es musste einfach Ivy sein.

Schwankend und keuchend bewegte ich mich auf das Licht zu. Die Hunde waren jetzt ganz nah, und ich konnte das Donnern der Hufe hören. Ich beschleunigte ein letztes Mal meine unsicheren Schritte, doch da hatte mich das Licht schon erreicht und das Motorrad kam rutschend neben mir zum Stehen.

»Spring auf!«

Da ich mich kaum noch bewegen konnte, zog Ivy mich hinter sich auf die Sitzbank. Der Motor vibrierte unter mir. Ich umschlang ihre Taille und versuchte, nicht aus dem Sattel zu rutschen.

Jenks vergrub sich in meinen Haaren, doch ich spürte seinen festen Griff kaum noch. Das Motorrad bockte, schlingerte, und machte endlich einen Satz nach vorne.

Ivys Haar wurde nach hinten geweht und stach mir ins

Gesicht. »Hast du sie?«, rief sie über den rauschenden Fahrtwind hinweg.

Ich zitterte noch immer von den Strapazen und konnte nicht antworten. Das Adrenalin war verbraucht und nun musste ich die Anstrengung bitter bezahlen. Der Asphalt summte beruhigend unter den Reifen, doch der Wind verwandelte meinen Schweiß in Eiswasser. Ich unterdrückte die aufsteigende Übelkeit und tastete mit steifen Fingern nach meiner Vordertasche. Erleichtert erfühlte ich die kleine, durch die CD entstandene Ausbuchtung. Da ich immer noch nicht genug Luft zum Sprechen hatte, klopfte ich Ivy zur Bestätigung auf die Schulter.

»Gut!«

Völlig erschöpft legte ich meinen Kopf an ihren Rücken. Morgen würde ich den ganzen Tag im Bett bleiben und wahrscheinlich so lange zittern, bis die Abendzeitung kam. Morgen würde ich mich vor lauter Muskelkater nicht mehr bewegen können. Morgen würde ich die Wunden von den Ästen und Dornen verbinden. Heute Nacht... ich würde einfach nicht weiter über heute Nacht nachdenken.

Ich bibberte vor Kälte. Als Ivy das Zittern an ihrem Rücken spürte, drehte sie sich kurz zu mir um. »Alles in Ordnung?«

»Ja«, sagte ich direkt in ihr Ohr, damit sie mich verstehen konnte. »Ja, alles in Ordnung. Danke für's Rausholen.« Ich zog mir ihre Haare aus dem Mund und warf einen Blick zurück.

Der Anblick, der sich mir bot, ließ mich erstarren. Drei Reiter standen am Rand der vom Mond erleuchteten Straße.

Die Hunde drückten sich um die Fesseln der Pferde herum, während diese mit gebeugten Hälsen auf dem Asphalt tänzelten. Ich hatte es gerade noch geschafft. Bis ins Mark erschüttert sah ich, wie der mittlere Reiter die Hand zu einem lässigen Salut an die Stirn führte.

Mit einem Mal verstand ich: Ich hatte ihn geschlagen. Er wusste und akzeptierte das und hatte die Größe, es anzuerkennen. So viel Selbstsicherheit musste einem einfach Respekt abnötigen.

»Was zur Hölle ist er?«, flüsterte ich.

»Ich weiß es nicht«, sagte Jenks auf meiner Schulter. »Ich weiß es einfach nicht.«

34

Midnight Jazz passt gut zum Zirpen der Grillen, dachte ich, als ich die gehackte Tomate auf den Salat streute. Zögerlich betrachtete ich erst die roten Stückchen zwischen den grünen Blättern und dann Nick, der im Garten am Grill stand. Schließlich suchte ich die Bröckchen wieder raus und wendete den Salat noch einmal, um die Reste zu verstecken, die mir entgangen waren. Nick brauchte es ja nicht zu wissen. Es würde ihn ja schließlich nicht umbringen.

Das Geräusch und der Geruch des bratenden Fleisches lockten, und ich lehnte mich über Mr. Fish, um besser sehen zu können. Nick trug eine Schürze mit der Aufschrift: »Rösten Sie nicht den Koch, rösten Sie das Steak«,

wahrscheinlich Ivys. Er stand im Mondlicht am Feuer und wirkte wohlig entspannt. Jenks saß auf seiner Schulter und bewegte sich wie ein Blatt im Wind, wann immer die Flammen aufflackerten. Ivy hingegen saß am Tisch, las im Licht einer Kerze die Spätausgabe des *Cincinnati Enquirer* und wirkte düster und schicksalshaft. Überall im Garten flitzten die Pixiekinder herum, deren durchsichtige Flügel das Licht des seit drei Tagen abnehmenden Mondes reflektierten, Sie hatten es auf die ersten Glühwürmchen der Nacht abgesehen, und ihr fröhliches Geschrei verband sich mit dem gedämpften Verkehrslärm der Hollows zu einer angenehmen Geräuschkulisse. Es klang nach Sicherheit und erinnerte mich an die Grillabende mit meiner Familie. Ein Vampir, ein Mensch und eine Horde Pixies waren zwar eine etwas merkwürdige Familie, aber es war gut, am Leben und von Freunden umgeben zu sein. Zufrieden lud ich mir die Salatschüssel, eine Flasche mit Dressing und die Steaksoße auf und ging durch die Fliegengittertür hinaus. Als der Holzrahmen geräuschvoll hinter mir zuschlug, kreischten Jenks' Kinder und verstreuten sich über den ganzen Friedhof. Ivy schaute erst von der Zeitung hoch, als ich ihr den Salat und die Flaschen vor die Nase stellte. »Hey, Rachel, du hast mir nie erzählt, wie du an den Transporter gekommen bist. War es problematisch, ihn zurückzubringen?«

Völlig perplex hob ich die Augenbrauen. »Ich habe den Transporter nicht besorgt. Ich dachte, das wärst du gewesen.«

Zeitgleich drehten wir uns nach Nick um, der mit dem

Rücken zu uns am Grill stand. »Nick?« Er zuckte kaum merklich zusammen. Den Kopf voller unbeantworteter Fragen schnappte ich mir die Steaksoße und schlich mich von hinten an ihn heran. Nachdem ich Jenks signalisiert hatte, zu verschwinden, schlang ich Nick einen Arm um die Hüfte und lehnte mich an seinen Rücken. Erfreut bemerkte ich, wie ihm kurz der Atem stockte. Er sah mich überrascht und fragend an. *Was soll's. Für einen Menschen ist er wirklich ein netter Typ.* »Du hast den Laster für mich gestohlen?«

»Geliehen«, korrigierte er und zwinkerte mir zu, rührte sich ansonsten aber nicht.

»Danke.« Lächelnd reichte ich ihm die Flasche mit der Steaksoße.

»Oh, Nick«, flötete Jenks spöttisch, »du bist mein Held!«

Mit einem genervten Seufzer ließ ich Nick los und trat einen Schritt zurück. Hinter uns ertönte Ivys amüsiertes Prusten. Als Jenks begann, Nick und mich zu umkreisen und schmatzende Kusslaute von sich zu geben, hatte ich die Nase voll und versuchte, ihn mir zu schnappen.

Der Pixie wich meiner Hand aus, brauchte aber einen Moment, um die Tatsache zu verdauen, dass ich ihn beinahe erwischt hätte.

»Entzückend«, meinte er noch, bevor er sich dranmachte, Ivy zu nerven. »Und wie läuft dein neuer Job?«, stichelte er, als er vor ihr landete.

»Halt die Klappe, Jenks.«

»Job? Du hast noch einen Fall?«, fragte ich, als sie demonstrativ die Zeitung aufschlug und sich dahinter

versteckte.

»Hast du das nicht gewusst?«, meinte Jenks fröhlich. »Edden hat mit dem Richter eine Vereinbarung getroffen. Für die Ausschaltung seiner halben Abteilung muss Ivy dreihundert Stunden gemeinnützige Arbeit verrichten. Sie hat die ganze Woche im Krankenhaus gearbeitet.«

Verblüfft kehrte ich an den Picknicktisch zurück. Die Zeitung zitterte leicht. »Warum hast du mir nichts davon erzählt?« Ich ließ mich auf die Bank fallen, sodass ich ihr gegenübersaß.

»Vielleicht, weil sie ein Riesenbonbon aus ihr gemacht haben«, schlug Jenks vor. Nick und ich sahen uns verwundert an. »Ich habe gestern mitgekriegt, wie sie sich auf den Weg zur Arbeit gemacht hat, und bin ihr gefolgt. Sie muss einen rosa-weiß gestreiften Rock und eine Rüschenbluse tragen.« Jenks konnte sich kaum halten vor Lachen, fiel von meiner Schulter und schaffte es erst im letzten Moment, seinen Sturz abzufangen. »Außerdem muss sie ihren kleinen Knackarsch in weiße Strumpfhosen schieben. Das sieht echt heiß aus auf dem Motorrad.«

Ein vampirisches Riesenbonbon? Ich versuchte, mir das vorzustellen.

Nick gluckste, tarnte es aber hastig als Hustenanfall.

Ivy klammerte sich inzwischen so krampfhaft an die Zeitung, dass ihre Knöchel weiß hervortraten. Ich wusste, dass die späte Stunde und die entspannte Atmosphäre ihr sowieso schon eine Menge Selbstbeherrschung abverlangten, um niemanden in ihren Bann zu ziehen. Da

war dieses Theater nicht gerade hilfreich.

»Sie arbeitet auf der Kinderstation, singt und gibt Teepartys«, stieß Jenks lachend hervor.

»Jenks.« Ivy ließ die Zeitung sinken. Als ich die schwarzen Schatten in ihren Augen sah, setzte ich eine möglichst unbeteiligte Miene auf. Jenks setzte vorsorglich seine Flügel in Bewegung, grinste, und öffnete den Mund, um noch einen draufzusetzen. Blitzschnell hatte Ivy die Zeitung zusammengerollt und schlug nach ihm. Lachend schoss der Pixie in die Krone der großen Eiche.

In diesem Moment knarrte das Holztor vorne am Bürgersteig, und wir drehten uns um. »Hallo, bin ich zu spät?«, rief Keasley.

»Wir sind hier hinten«, antwortete ich ihm und beobachtete, wie sich der alte Mann schattenhaft über das taubenetzte Gras bewegte und zwischen den Bäumen hindurch auf uns zukam.

»Ich habe Wein mitgebracht«, sagte er, noch bevor er uns erreicht hatte.

»Man trinkt doch Rotwein zu Fleisch, oder?«

»Danke, Keasley.« Ich nahm ihm die Falsche ab. »Das wäre aber nicht nötig gewesen.«

Er lächelte und reichte mir einen gepolsterten Briefumschlag, den er sich unter den Arm geklemmt hatte. »Das ist auch deiner, ist heute Nachmittag gekommen. Der Zusteller wollte ihn nicht auf den Stufen liegen lassen, also habe ich für dich unterschrieben.«

»Nein!« Mit einem Aufschrei hechtete Ivy über den Tisch,

um an den Umschlag zu gelangen, und Jenks ließ sich mit einem aufgebrachten Summen von der Eiche fallen. Verärgert riss Ivy den Brief aus Keasleys Hand. Dieser warf ihr einen bösen Blick zu, ging dann aber kommentarlos zu Nick hinüber, um zu sehen, wie weit er mit den Steaks war.

»Es ist schon über eine Woche her!« Genervt wischte ich mir das Kondenswasser der Weinflasche von den Fingern. »Wann lasst ihr mich endlich wieder meine eigene Post öffnen?«

Ivy zog wortlos die Zitronenduftkerze zu sich heran, um die Absenderadresse lesen zu können. »Sobald Trent aufhört, dir Briefe zu schicken«, meinte sie schließlich sanft.

»Trent?« Besorgt schob ich mir eine Haarsträhne hinters Ohr und dachte an die Akte, die ich Edden vor zwei Tagen übergeben hatte. »Was will er?«, murmelte ich in dem Versuch, mir meine Erschütterung nicht anmerken zu lassen.

Ivy sah fragend zu Jenks hinauf, der mit den Schultern zuckte. »Er ist sauber, mach ihn auf.«

»Natürlich ist er sauber«, grummelte Keasley. »Denkt ihr etwa, ich würde ihr einen verfluchten Brief aushändigen?«

Der Umschlag war erstaunlich leicht. Ich schob nervös einen meiner frisch lackierten Fingernägel unter die Klappe und riss das Kuvert auf. Als im Inneren etwas klapperte, nahm ich den Umschlag, drehte ihn um und ließ den Gegenstand in meine Hand fallen.

Es war der Ring, den ich immer an meinem kleinen Finger trug. Das schockierte mich. »Es ist mein Ring.« Mit klopfendem Herzen blickte ich auf meine Hand und musste

entsetzt feststellen, dass das Schmuckstück tatsächlich fehlte. Als ich hochschaute, sah ich Nicks Überraschung und Ivys Besorgnis. »Wie...«, stammelte ich. Ich konnte mich nicht einmal daran erinnern, ihn vermisst zu haben. »Wann hat er - Jenks, ich habe ihn doch nicht in seinem Büro verloren, oder?«

Meine Stimme zitterte und mein Magen zog sich zusammen, als er den Kopf schüttelte und sich seine Flügel verdunkelten. »Du hast in dieser Nacht überhaupt keinen Schmuck getragen«, sagte er. »Er muss ihn sich hinterher besorgt haben.«

»Ist sonst noch etwas drin?«, fragte Ivy betont ruhig.

»Ja.« Ich schluckte und steckte den Ring an. Für einen Moment fühlte es sich komisch an, doch dann wieder so vertraut wie immer. Mit kalten Fingern zog ich einen schweren Bogen Leinenpapier heraus, der nach Kiefernnadeln und Äpfeln roch.

>»Ms. Morgan<«, las ich leise vor, »>ich gratuliere Ihnen zu Ihrer frisch erworbenen Unabhängigkeit. Wenn Sie erkannt haben, dass sie nur eine Illusion ist, bin ich gerne bereit, Ihnen wahre Freiheit zu zeigen.<«

Ich ließ den Brief auf den Tisch fallen. Das Entsetzen, das mich befallen hatte, als mir klar geworden war, dass er sich mir genähert hatte, während ich schlief, löste sich auf. Ich wusste jetzt, dass er nichts weiter unternehmen würde. Meine Erpressung war wasserdicht. Es hatte funktioniert.

Ich sackte zusammen, stützte meine Ellbogen auf den Tisch und ließ erleichtert den Kopf auf die Hände sinken.

Trent hatte mir nur aus einem Grund im Schlaf den Ring abgenommen - um zu beweisen, dass er es konnte. Mir war es dreimal gelungen, in sein Haus einzudringen, und jedes Mal hatte ich seine Privatsphäre ein wenig mehr verletzt. Der Gedanke, dass ich es wieder tun konnte, wann immer ich wollte, war für Trent wohl unerträglich. Deswegen musste er Vergeltung üben und beweisen, dass er mit mir das Gleiche machen konnte. Ich hatte ihn anscheinend tief getroffen, und diese Erkenntnis half mir, meine Wut und meine Verunsicherung in den Griff zu kriegen.

Jenks ließ sich fallen und schwebte über dem Brief. »Dieser schleimige Salzsack«, schimpfte er. Er war so wütend, dass er unkontrolliert Pixiestaub verstreute. »Er ist an mir *vorbeigekommen*. Er ist tatsächlich an *mir* vorbeigekommen! Wie zum Teufel hat er das geschafft?«

Entschlossen griff ich nach dem Briefumschlag und überprüfte den Poststempel. Er stammte von dem Tag nach meiner Flucht vor Trent und seinen Hunden. Der Mann handelte schnell, das musste man ihm lassen. Ich fragte mich, ob er selbst oder vielleicht Quen den tatsächlichen Diebstahl begangen hatte. Bestimmt war es Trent selbst gewesen.

»Rachel?« Jenks landete auf meiner Schulter, wahrscheinlich besorgt, weil ich so still geworden war. »Bist du okay?«

Ich sah zu Ivy hinüber, die ebenfalls beunruhigt wirkte, und beschloss, der Situation etwas Komisches abzugewinnen. »Diesmal werde ich ihn kriegen!«

Jenks ging hoch wie eine Rakete und summte in höchster Alarmbereitschaft, Nick wandte sich ruckartig vom Grill ab, und Ivy erstarrte. »Hey, einen Moment mal«, protestierte sie und sah Hilfe suchend zu Jenks hoch.

»Niemand tut mir so etwas an!«, fügte ich hinzu und presste die Zähne zusammen, um ein Grinsen zu unterdrücken, das die ganze Show ruinieren würde.

Keasley runzelte die Stirn und lehnte sich mit zusammengekniffenen Augen zurück.

Trotz des schwachen Kerzenlichts konnte man gut erkennen, wie Ivy noch blasser wurde, als sie sowieso schon war. »Ganz ruhig, Rachel«, sagte sie warnend. »Er hat dir doch diesmal nichts getan. Er wollte einfach nur das letzte Wort haben, lass die Sache auf sich beruhen.«

»Ich werde zurückgehen!«, schrie ich und stand auf, um einen Vorsprung zu haben für den Fall, dass ich den Bogen überspannte und sie auf mich losging. »Ich werde es ihm zeigen«, setzte ich noch eins drauf und gestikulierte wild. »Ich werde mich reinschleichen, seine verdammte Brille klauen und sie ihm dann mit einer Geburtstagskarte zurückschicken!«

Während Ivy langsam aufstand, wurden ihre Augen immer dunkler. »Wenn du das tust, wird er dich töten.«

Sie denkt wirklich, ich würde noch einmal dahin zurückgehen? Ist dieser Vampir denn völlig bescheuert? Mein Kinn zitterte, so sehr musste ich mir das Lachen verkneifen. Keasley sah es, fing an zu kichern und griff nach der ungeöffneten Weinflasche.

Ivy drehte sich mit der ihr eigenen Schnelligkeit um. »Worüber lachst du, Hexe?« Sie lehnte sich zu ihm hinunter. »Sie wird sich umbringen. Jenks, sag ihr, dass sie sich damit selbst umbringt. Ich werde das nicht zulassen, Rachel. Ich schwöre: Bevor ich dich noch einmal dorthin zurückgehen lasse, fessele ich dich eher an Jenks' Baumstumpf!«

Ihre Zähne glitzerten im Mondlicht. Sie war so angespannt, dass sie fast platzte. Noch ein Wort, und sie würde ihre Drohung in die Tat umsetzen. »Okay«, sagte ich gleichgültig, »du hast recht. Ich werde ihn in Ruhe lassen.«

Ivy erstarrte. Nick, der immer noch am Grill stand, stieß einen tiefen Seufzer aus, und Keasley entfernte mit gemächlichen Bewegungen die Folie von der Weinflasche. »O je, da hat sie dich drangekriegt, Tamwood«, stellte er fest und lachte herzlich. »Sie hat dich so richtig reingelegt.«

Ivy starrte uns an, und langsam zeichnete sich in ihrem makellosen blassen Gesicht die Erkenntnis ab, dass sie angeschmiert worden war. Sie wirkte erst fassungslos, dann verwirrt, dann erleichtert und letztendlich genervt. Schließlieh holte sie tief Luft und hielt eine Zeit lang den Atem an, wobei sie immer mürrischer zu werden schien. Dann ließ sie sich mit einem wütenden Blick auf die Bank fallen und schlug raschelnd die Zeitung auf.

Jenks umkreiste sie lachend und versprühte Pixiestaub, der wie ein leuchtender Sonnenstrahl auf ihre Schultern rieselte. Grinsend stand ich auf und ging zum Grill hinüber. Das hatte sich richtig gut angefühlt. Fast so gut wie der Diebstahl der CD.

»Hey, Nick«, sagte ich, als ich mich ihm von hinten näherte. »Sind die Steaks schon fertig?«

Er lächelte mich von der Seite an. »Kommen sofort, Rachel.«

Gut. Um alles Weitere würde ich mich später kümmern.

Lesen Sie weiter in:
Kim Harrison: BLUTSPIEL

Danksagung

Dank sagen möchte ich all jenen, die während der Schreibund Korrekturphasen wegen mir gelitten haben. Ihr wisst, wer ihr seid - und ich ziehe den Hut vor euch. Besonderer Dank geht an meine Lektorin, Diana Gill, für ihre wunderbaren Vorschläge, die mir reizvolle neue Wege des Denkens eröffnet haben, und an meinen Agenten, Richard Curtis.